



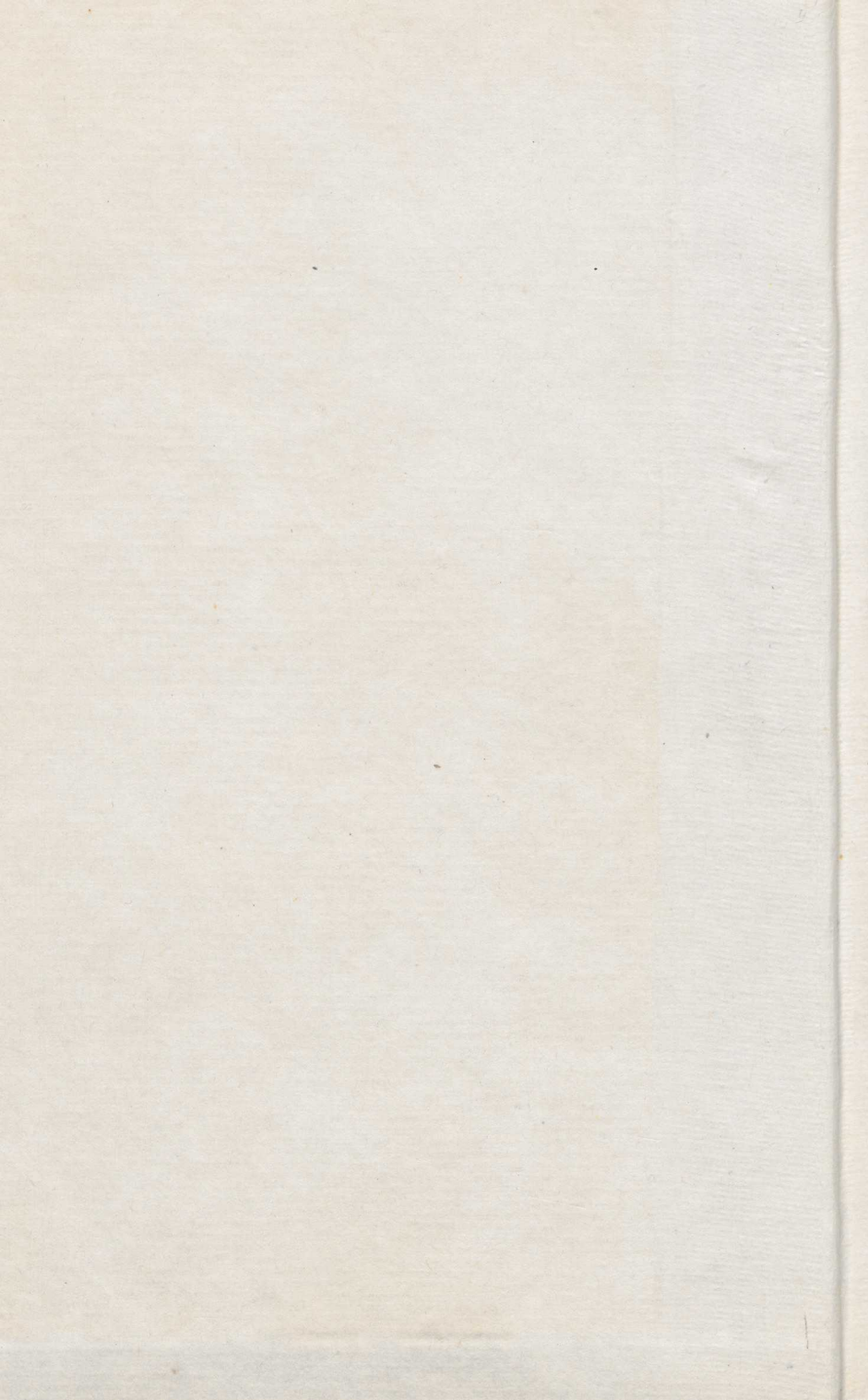
Mecklenburgische Geschichte in Anknüpfung an Ernst Boll

Bd. 1 : Von der Urzeit bis zum ausgehenden Mittelalter

Wismar: Hinstorff, 1909

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769540708>

Band (Druck) Freier  Zugang  OCR-Volltext






UB Rostock

28\$ 010 140 417





Mecklenburgische Geschichte.



In Anknüpfung an Ernst Boll

neu bearbeitet von

Dr. Hans Witte

Archivar am Grossh. Geheimen und Hauptarchiv.

Band I.

Von der Urzeit bis zum ausgehenden
Mittelalter.



218
/ 5

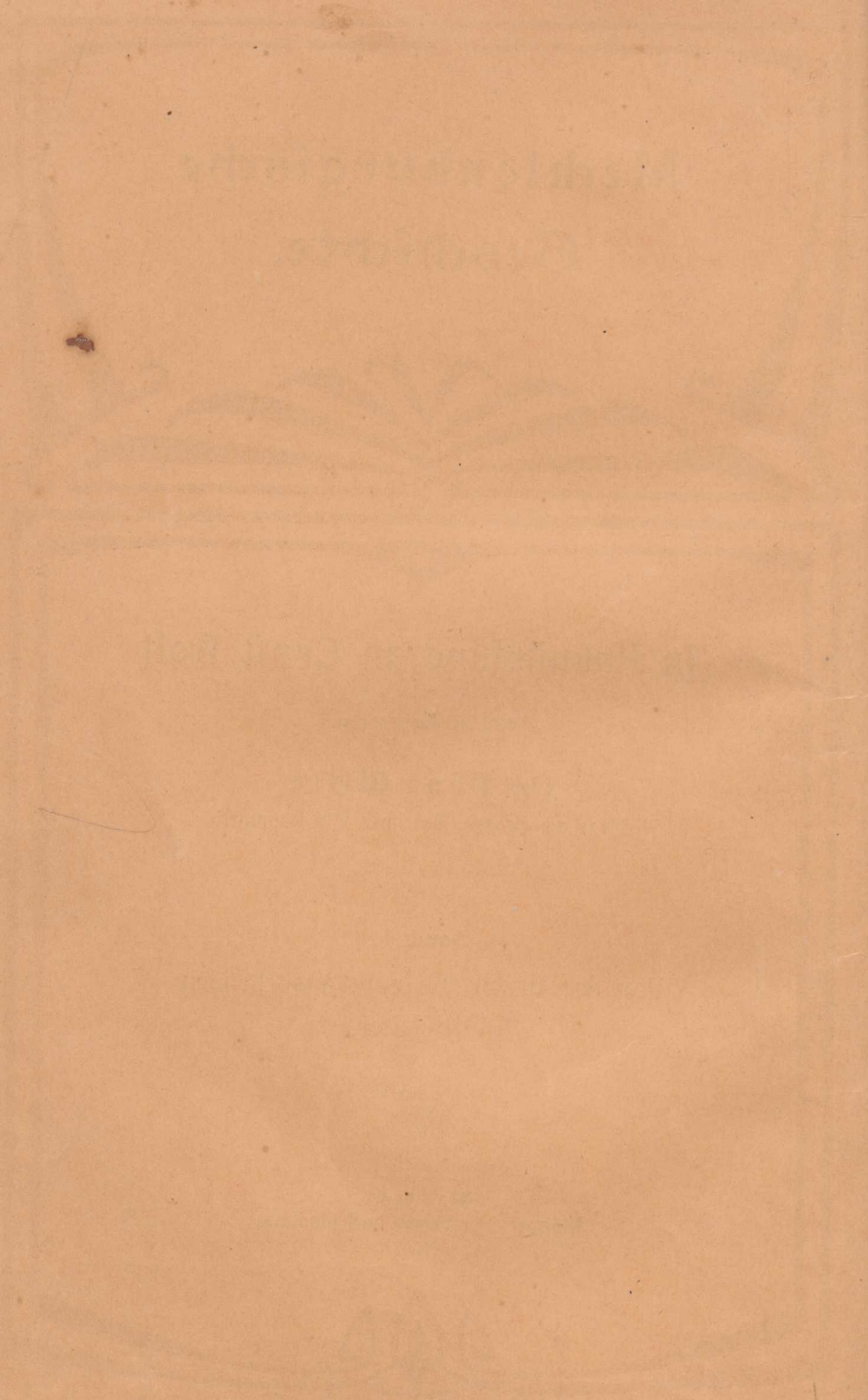
MK 1091 (1)

W i s m a r

Binitorff'sche Verlagsbuchhandlung

1909.





Mecklenburgische Geschichte

in Anknüpfung an Ernst Boll

neu bearbeitet

von

Dr. Hans Witte

Archivar am Großherzoglichen Geheimen und Hauptarchiv.

Band I.

Von der Urzeit bis zum ausgehenden Mittelalter.

Wismar

Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung

1909.

C.-F.

20. 10. 1909.



Vorwort.

Indem ich diese Blätter der Öffentlichkeit übergebe, befinde ich mich in der glücklichen Lage, mich mit der Bedürfnisfrage nicht peinlich auseinanderzusetzen zu müssen. Seitdem Ernst Voll in den Jahren 1855 und 1856 seine zweibändige „Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte“ erscheinen ließ, also seit mehr als einem halben Jahrhundert, ist dem mecklenburgischen Volke keine auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende, einheitliche, handliche, sich an weitere Kreise wendende Landesgeschichte mehr beschert worden. Die 1863 erschienene, von J. Wedemeier verfaßte Geschichte Mecklenburgs, die wie ihre 1896 erschienene, von Gustav Quade bis auf die neueste Zeit fortgeführte Neubearbeitung den Ruf der „besten zusammenhängenden Darstellung“ unserer Landesgeschichte bis auf unsere Tage behauptet, hat schon durch ihr Erscheinen als untrennbarer Teil von W. Raabes Mecklenburgischer Vaterlandskunde nicht so tief ins Volk eindringen können, wie es ihr zu wünschen gewesen wäre.

So ist das Bedürfnis nach einer neuen auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden, aber großzügig behandelten, nicht auf einen gar zu engen Kreis höher Gebildeter zugeschnittenen Darstellung schon früh fühlbar geworden. Es ist auch bis heute nicht gestillt und kann der Natur der Sache nach nicht gestillt werden durch die vom Süßerrottschen Verlag in Berlin seit 1899 veröffentlichte, bis jetzt aber noch nicht abgeschlossene „Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen“. So dankenswert dies Unternehmen zweifellos ist, so sehr besonders ich ihm verpflichtet bin durch die mannigfache und reiche Förderung, die meine eigene Arbeit aus den bis jetzt erschienenen tüchtigen Einzelheften gewonnen hat und ferner gewinnen wird, so läßt sich doch nicht verkennen, daß abgesehen von allerlei wegen der Verschiedenheit der einzelnen Mitarbeiter an Beanlagung, Vorbildung, Arbeitsweise und Auffassung unvermeidlichen Unstimmigkeiten schon

der hohe Preis dieser stattlichen Bändereihe, nicht minder aber ihre breite, vielfach auch weniger wichtige Einzelheiten nicht verschmähende und kritische Untersuchungen vom Text der Darstellung nicht immer scharf genug sondernde Anlage einem tieferen Eindringen in unser Volk hindernd im Wege stehen.

Dies Bedürfnis nach einer kürzer gefaßten, handlichen und nicht zu teuren Darstellung unserer Landesgeschichte hat schon 1881 den Verlag, dessen Anregung das mit diesem Bande beginnende Werk entsprungen ist, bewogen, dem Gedanken einer Neuauflage des Vollschen Geschichtswerkes näherzutreten. Aber es fand sich kein Bearbeiter. Friedrich Wigger, an den der Verlag sich wandte, ließen seine sonstigen Arbeiten nicht die nötige Zeit übrig.

Seitdem ist ein weiteres Vierteljahrhundert ins Land gegangen. Was schon Wigger betonte, daß die inzwischen gewonnene Vermehrung und Vertiefung des geschichtlichen Wissens wie auch die in mancher Hinsicht mangelhafte Anlage Volls, die in dem unvermittelten Nebeneinander des Geschichtlichen und des Kulturgeschichtlichen besonders störend hervortritt, eine völlige Umarbeitung dieses Werkes nahezu bis zur Unkenntlichkeit nötig machen würden, gilt heute in erhöhtem Maße. An eine Neuauflage Volls kann überhaupt nicht mehr gedacht werden. Man mußte die Schaffung eines ganz neuen Werkes ins Auge fassen. Wenn trotzdem der Titel dieses Werkes mit Volls Namen geschmückt ist, so ist dies einmal ein Akt schuldiger Pietät gegenüber dem, der seit Rudloff und Lühow zum erstenmale wieder dem mecklenburgischen Volk eine in weitere Kreise gedrungene zusammenfassende Gesamtdarstellung seiner Geschichte bescherte und an den auch jetzt der erste Gedanke der Erneuerung des Werkes anknüpfte; es soll ferner ein Hinweis sein, daß auch dieses Werk in seine Fußtapfen treten will, indem es nicht allein für den engen Kreis wissenschaftlich oder beruflich Interessierter, auch nicht allein für die breitere Masse der akademisch Gebildeten, sondern auch für die einfacheren Söhne oder Töchter unseres Volkes geschrieben sein möchte. Die Liebe zur Heimat und das warme Mitgefühl für deren vielgestaltiges und farbenreiches Erleben wird auch dem nicht auf den Höhen der Bildung Wandelnden über mancherlei Schwierigkeiten der Sache und der Darstellung, die sich nicht ganz umgehen ließen, hinweghelfen.

Im übrigen besteht kein besonderes Abhängigkeitsverhältnis zu Voll. Sein Werk ist selbstverständlich und pflichtgemäß benutzt worden, ebenso aber auch die anderen Werke der einschlägigen Literatur. So an die

bewährtesten literarischen Vorarbeiten anknüpfend, konnte ich mich für das ganz kurz gehaltene einleitende Kapitel über die *Urzeit* völlig der Führung unseres Robert Belk anvertrauen. Für die darnach beginnende Vorgeschichte und die eigentliche Geschichte habe ich jedoch neben den einschlägigen Werken darstellenden und forschenden Inhalts auch die Quellen der Chronikalen und urkundlichen Überlieferung ausgiebig herangezogen und damit dies Werk auf eine streng wissenschaftliche Grundlage gestellt, ohne dies jedoch in der äußeren Form hervortreten zu lassen. Auf den ganzen sogenannten wissenschaftlichen Apparat habe ich mit voller Absicht verzichtet und konnte dies auch unbedenklich tun, denn der Kundige weiß ohnehin, auf welchen Grundlagen meine Darstellung beruht, den Laien aber stört der Wust der Anmerkungen, auch wenn er sich scheu am Ende des Buches verbirgt. Der Forschende aber braucht Quellen und Literatur nicht hier zu suchen; er wird sie schon aus Bachmann, die landeskundliche Literatur über die Großherzogtümer Mecklenburg, dessen Fortführung bis zur Gegenwart hoffentlich nicht gar zu lange auf sich warten läßt, ferner aus den Einzeldarstellungen, den Jahrbüchern und anderen einschlägigen Schriften bequem genug zusammenstellen können.

Da dies Werk seine Leser nicht in erster Linie in fachwissenschaftlichen Kreisen sucht, sondern in der größeren Gemeinde derer, denen die Geschicke des Heimatlandes am Herzen liegen, mußten grundsätzlich auch alle kritischen Erörterungen streng ausgeschlossen werden. Keine ermüdenden Beweisführungen durch vielgliedrige Kettenschlüsse, kein Vorzeigen des wissenschaftlichen Handwerkszeugs, mit einem Worte keine Forschung, sondern nur Darstellung der fertigen Ergebnisse der Forschung ist hier die Lösung gewesen. Nur in einem Punkte ist eine Ausnahme gemacht: bei der Darstellung der ältesten Siedelungstätigkeit des Klosters Doberan. Die Aufhellung der ersten Anfänge deutschen Lebens in unserm Lande ist wichtig genug, um eine solche vereinzelte Ausnahme zu rechtfertigen. Auch durfte meine hier von der bisher herrschenden Meinung besonders stark abweichende Stellungnahme wohl nicht ganz ohne Begründung bleiben.

So hoffe ich, daß auch in wissenschaftlicher Hinsicht meine Arbeit wenigstens nicht ganz unergiebig gewesen ist, so sehr ich dem Drange des leidenschaftlichen Forschers, neue Ergebnisse zu gewinnen, bei dieser Gelegenheit notgedrungen Zügel anlegen mußte. Läßt man ihm die Zügel schießen, so wird eine solche umfassendere Darstellungsarbeit entweder nie fertig, oder — was schlimmer ist — sie wird, wenn sie stets und überall neu sein will, notwendigerweise unwahr. Über die große Masse der wichtigeren,

entscheidenden Tatsachen haben nun doch einmal schon die älteren Geschichtswerke verfügt. Von ihrem Schwergewicht kann sich keiner der spätesten Darsteller frei machen; er darf es nicht einmal wollen. So wird die Fülle des unumgänglichen Tatsachenmaterials stets eine Brücke von ihm zu seinen Vorgängern schlagen, wird sehr weitgehende Berührungen, ja Übereinstimmungen mit ihnen unvermeidlich machen. In der Art der Gruppierung, der Auffassung und Bewertung dieses gemeinsamen Tatsachenmaterials sind allerdings mannigfache Abweichungen möglich. Aber der Geschichtsschreiber wird darin sehr vorsichtig sein müssen, solche Abweichungen nicht um jeden Preis erstreben dürfen, damit nicht das unter seinen Händen neu entstehende Bild unmerklich von der geschichtlichen Wahrheit abirre.

Zu selbständiger Stellungnahme bieten die vielen noch ungenügend gelösten Fragen, die weiten noch kaum von der Forschung erschlossenen Gebiete hinreichende Gelegenheit. Hier überall aus dem Widerstreit der Meinungen das am besten Begründete herauszufinden, ist allein schon eine so schwierige Aufgabe, daß sie niemand ganz erfüllen wird. Gelingt dem Darsteller auch nur das, ohne Hinzufügung neuen Tatsachenmaterials oder selbstgewonnener Ergebnisse den weithin zerstreuten Wissensstoff und darunter die neuesten und wichtigsten Fortschritte der Forschung sich zu eigen zu machen und zu einem einheitlichen, anschaulichen Bilde zu verweben, so ist seine Arbeit — auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus — nicht vergeblich gewesen.

Schon in solcher Begrenzung wird jede spätere Arbeit den älteren gegenüber einen Fortschritt darstellen. Für diese Arbeit kamen neue Forschungen in besonderem Maße für den Vorgang der Germanisation in Betracht. In diesem Punkte unterscheidet sie sich sehr wesentlich von dem, was in den früheren, ja auch den neuesten zusammenfassenden Bearbeitungen geboten wird. Hier sind zum erstenmale die grundlegenden Ergebnisse der Forschungen Hellwigs über das Rakeburger Zehntenregister, Schmalz' über die Begründung und Entwicklung der kirchlichen Organisation Mecklenburgs und die Erträgnisse meiner eigenen Studien über das Germanisationswerk und die Wendenreste zu einer — wie ich hoffe — einigermaßen gemeinverständlichen zusammenfassenden Darstellung verarbeitet.

Wenn ich somit bestrebt gewesen bin, auch den neuesten Forschungsergebnissen — soweit sie in einer großzügig gehaltenen Landesgeschichte zur Geltung gebracht werden können — zu ihrem Recht zu verhelfen, so habe ich andererseits auch Quellen benutzen dürfen, die bisher noch nicht

allgemein zugänglich waren und es fürs erste auch noch nicht sein werden. Zwar für die ältere Zeit bis zum ausgehenden 14. Jahrhundert, bis wohin unser mecklenburgisches Urkundenbuch im Druck vorliegt, ist nicht wohl etwas nennenswertes Neues an Quellenmaterialien aufzudecken. Aber für das 15. Jahrhundert haben mir die vielfach noch unbekanntes Urkunden und Briefe des Schweriner Geh. und Hauptarchivs, deren Regestierung ich nun schon seit einer längeren Reihe von Jahren obliege, doch mancherlei neuen Quellenstoff zuschießen lassen, der mir zur Ausfüllung mancher Lücke, zur Glättung mancher Unebenheit verholfen hat. Auch eine Anzahl Datierungsfehler, wie sie sich von den älteren Geschichtswerken bis in die neuesten hindurchgeschleppt haben, hat bei dieser Gelegenheit berichtigt werden können. Wo immer in diesem Werk die Daten des 15. Jahrhunderts von denen der früheren Werke abweichen, beruhen sie auf erneuter, genauer Prüfung der grundlegenden urkundlichen Zeitangaben. Das mag hier allgemein festgestellt sein, da im einzelnen darauf nicht hingewiesen werden konnte. Das verbot die angewandte Form der Darstellung. Die Belege für solche Abweichungen werden mit der später in Angriff zu nehmenden Veröffentlichung der Regesten von selber zu Tage treten und jedem, der sie suchen sollte, zugänglich werden.

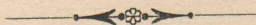
So mögen denn diese Blätter — der erste von drei geplanten Bänden — hinausgehen ins mecklenburgische Volk. Möchten sie dem sich in unseren Tagen immer kräftiger regenden Heimatsinn neue Nahrung geben, aber auch den Gedanken an die größere nationale Einheit, in der unser heimatliches Wesen beschlossen und sicher verankert ist, tiefer in die Herzen dringen lassen.

Schwerin, im Juli 1909.

Hans Witte.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	I
Inhaltsverzeichnis	VI
Kapitel I. Urzeit	1
" II. Mecklenburg als wendisches Land	7
" III. Die Wenden unter den Karolingern	24
" IV. Die Wenden unter den sächsischen Kaisern	31
" V. Gottschalk und Cruto	43
" VI. König Heinrich	50
" VII. Der Ausgang von Heinrichs Geschlecht und Reich	55
" VIII. Pribislav und Niclot und die national=heidnische Reaktion	57
" IX. Niclot	61
" X. Heinrich der Löwe als Herr des Dbotritenlandes	72
" XI. Pribislavs Wiedereinsetzung	85
" XII. Heinrichs des Löwen Sturz	95
" XIII. Neue Erfolge des Deutschtums und des Christentums	98
" XIV. Anbruch der Dänenherrschaft	106
" XV. Durchführung der Germanisation	119
" XVI. Bollendung und Abschüttelung der Dänenherrschaft	145
" XVII. Die Hauptlandesteilung und ihre Wirkungen	161
" XVIII. Heinrich II. der Löwe und seine Zeit	182
" XIX. Aufsteigen zu nordischer Machtstellung	201
" XX. Zusammenbruch der nordischen Machtstellung Mecklenburgs	220
" XXI. Häusliche und nachbarliche Handel	228
" XXII. Wiedervereinigung der mecklenburgischen Herrschaften	242
" XXIII. Heinrich IV. und seine Söhne	269
Berichtigungen	301



Kapitel I.

Urzeit.

Als vor vielen Jahrtausenden der gewaltige Eispanzer hinwegschmolz, der von den skandinavischen Gebirgen ausgehend in mehrmaligem Vordringen und Zurückweichen Mecklenburg und die ganze norddeutsche Tiefebene bedeckt hielt, da begann in unsere Heimat nach langer Zeit ununterbrochener winterlicher Totenstarre wieder das Leben einzuziehen. In den weit ausgedehnten Steppen, die allmählich die vom Binnenlandeis frei gewordenen Räume einnahmen, entwickelte sich nach und nach ein höheres Pflanzenwesen: Birke, Kiefer und laubtragende Waldbäume siedelten sich nacheinander an. Eine arktische Tierwelt fand unter ihnen Schutz und Nahrung. Erst verhältnismäßig spät — nach dem Verschwinden des Mammuts und des Renntiers — folgte der Mensch. Wahrscheinlich von Westen her längs der Seeküste eingewandert, an deren Nähe auch ihre Siedelungen durch ihre Abhängigkeit von den Erzeugnissen des Meeres gebunden waren, haben diese ältesten bei uns nachweisbaren Menschen der paläolithischen Zeit (älteren Steinzeit) in Mecklenburg nur sehr dürftige Spuren hinterlassen. Ihre Hauptniederlassungen, kenntlich durch die großen Muschelansammlungen, die unter dem Namen Rjökkenmööddinger (Rüchenabfälle) bekannt sind, mit darin gefundenen Feuerstätten sowie derb zugeschlagenen, ungeschliffenen Feuersteinwerkzeugen, Stücken von rohen, irdenen Kesseln, Geräten von Knochen und Horn, befanden sich an den dänischen Ostseeküsten. Von hier aus scheint erst gegen Ende der älteren Steinzeit durch Einwanderung oder Übertragung diese ärmliche Kultur — die indessen schon den Einbaum geschaffen hatte und zu Fahrten auf die See benutzte, die als erstes und bis dahin einziges Haustier den Hund gezähmt hatte — in Mecklenburg wie im südlichen Schweden (Schonen) eingeführt worden zu sein.

In der jüngeren Steinzeit, der sog. neolithischen Zeit, hat der nordische Kulturkreis, in dem Dänemark nach wie vor den Mittelpunkt bildete, sich nach Norden und Süden bedeutend erweitert; in Deutschland hat er „außer Mecklenburg noch das nördliche Hannover, die Altmark, Pommern bis zur Oder“ in sich aufgenommen. Der gewaltige Kultur-

fortschritt, der, während einer nicht genau zu bestimmenden Zahl von Jahrtausenden allmählich erwachsen, sich besonders in dem Schriff der Steinwerkzeuge, den mächtigen Denkmälern der Hünengräber, den Pfahlbauten, der Zähmung unserer Haustiere und den Anfängen des Ackerbaus befundet, kommt schon ganz auf dem Boden unserer mecklenburgischen Heimat zum Ausdruck. Die zahlreich über unser Land zerstreuten „Feuersteinmanufakturen“ mit ihren Anhäufungen von Steinsplintern und unfertigen Steinwerkzeugen, wie sie sich in den Gegenden von Grevesmühlen, Wismar, Kröpelin, Waren, Schwerin und anderswo finden, lassen deutlich erkennen, daß die zu staunenswerter Höhe entwickelte Kunst der Steinbearbeitung mit den fein geglätteten, schönen, oft zierlichen Formen der Keile, Äxte, Hämmer, Messer, Lanzen- und Pfeilspitzen in unserm Lande selber geübt wurde. Ebenso war die Töpferei mit ihren noch ohne Töpferscheibe hergestellten zweckmäßigen und kräftig verzierten Geschirren wie auch die Flecht- und Webekunst schon eine einheimische Industrie. Die großen Steindenkmäler, die in ihrer landläufigen Bezeichnung als „Hünengräber“ die irrige Vorstellung einer riesenhaften Bevölkerung hervorgerufen haben, zeigen in ihrer an die Küste angelehnten, aber doch schon in Ansammlungen von verschiedener Dichtigkeit über das ganze Land — außer dem äußersten Südwesten und Nordosten — gestreuten Verbreitung eine noch nicht gleichmäßige, aber strichweise schon dichte Ansiedelung der überwiegend noch in Erdgruben hausenden Bevölkerung. Die über dem Wasser in Pfahlbauten angelegten Wohnungen sind bei uns nur vereinzelt — in der Gegend von Wismar bei Gägelow und Müggenburg und jüngst auch auf der Feldmark von Bülow bei Rehna — nachgewiesen.

Dieser noch ohne Kenntnis irgend eines Metalls erreichte Kulturfortschritt von den ersten, rohesten Anfängen eines unstäten Fischer- und Jägerdaseins bis zu solchen Offenbarungen fein ausgebildeter Kunstfertigkeiten, bis zu zweckmäßigem Zusammenwirken fest ansässiger und dichter Menschenanhäufungen zu gemeinsamer Erschaffung imposanter Kulturwerke hat Veranlassung gegeben zu dem Glauben, daß zwei verschiedene Völker die Träger der so weit von einander entfernten Kulturen gewesen seien, wie sie in der älteren und der jüngeren Steinzeit scheinbar ziemlich unvermittelt aufeinander folgten. Die Ansicht, die in den Vertretern der älteren Steinzeit Menschen finnischer oder lappischer Stammeszugehörigkeit sehen will, findet noch heute ihre Vertreter, während man früher geneigt war, die genannten Rassen als Träger beider Steinzeiten anzusehen. In der Tat sind die Kulturen der beiden Zeitalter, so sehr ihre äußersten Endpunkte auch auseinanderzuklaffen scheinen, doch nicht so verschieden von einander, daß sie nicht als Ergebnisse einer durch so lange Zeiträume und in ziemlich scharf begrenztem Gebiete allmählich fortschreitenden Entwicklung eines ansässigen Volksstammes gedacht werden könnten. Und wenn natürlich auch die Möglichkeit einer innerhalb der Steinzeit in unser Gebiet geschehenen Einwanderung nicht bestritten werden kann, so ist doch heute die Ansicht herrschend geworden, die in den Erbauern unserer großen Steindenkmäler, also in den Trägern der jüngeren Steinzeit, schon bestimmt

Germanen erkennt. Jedenfalls findet die heute ebenfalls zur Herrschaft gelangte Annahme, daß die Urheimat der Germanen — und der Arier überhaupt — im westlichen Ostseegebiet zu suchen sei, eine starke Stütze in der Kontinuität der Kulturentwicklung dieses Gebietes, wie sie sich von der ältesten Steinzeit bis in die Eisenzeit und damit bis zur geschichtlich bezeugten Anwesenheit germanischer Bevölkerung erkennen läßt.

Durch Handelsbeziehungen zum Mittelmeergebiet, die sich schon in der jüngeren Steinzeit zu bilden begonnen hatten, wurde eine neue Kulturperiode angebahnt. Der schon frühzeitig weithin begehrte Bernstein brachte im Austausch die ersten Metalle, Kupfer und Zinn verbunden zu Bronze, in den nordischen Kulturbereich. In der beginnenden Bronzezeit, die sich etwa auf 1500—1250 v. Chr. ansetzen läßt, handelte es sich zunächst um die Einführung fertiger Industrieprodukte dieses Metalls aus dem Süden; daneben erscheinen schon frühzeitig rohere Nachahmungen, die indessen auch noch nicht in unserem nordischen Bezirk heimisch waren, aber vielleicht einer nördlich der Alpen gelegenen Zentralstelle entstammten. Die Folge dieser auswärtigen Einfuhr ist eine über weite Gebiete (Schweden, Provinz Sachsen, Mecklenburg, Westpreußen) herrschende augenfällige Gleichförmigkeit, durch die die in der Steinzeit hervortretenden scharfen Abgrenzungen verwischt erscheinen.

Als aber aus dem Import eine selbständige Bearbeitung des Rohmaterials in den Importländern erwuchs — was schon in der älteren Bronzezeit geschah —, trat der nordische Kulturkreis sogleich wieder in scharf ausgeprägter Eigenart hervor, so scharf, daß auch provinzielle Abweichungen, wie sie sich jetzt deutlich innerhalb dieses Gebietes z. B., zwischen dänischer und mecklenburgischer Formgebung unterscheiden lassen, der Einheitlichkeit des Gesamtgebietes keinen Eintrag tun. Die Regelgräber, von denen jetzt die großen Steindenkmäler verdrängt sind, lassen in ihrer an diese angelehnten, aber weiter in das bisher gräberlose Gebiet hineingreifenden und nunmehr über das ganze Land gehenden zusammenhängenden Verbreitung deutlich einen Fortschritt des Anbaus erkennen, wobei die Träger der Bronzezeit als die Nachkommen der Steinzeitmenschen und als eine seßhafte Bevölkerung von nicht unbeträchtlicher Dichtigkeit erscheinen.

Aber die Regelgräber mit ihrer neuen Bestattungsart in Holzsärgen beherrschen keineswegs die ganze bis etwa zum Jahre 400 v. Chr. reichende Bronzezeit. Bald finden sich neben den Särgen schon Spuren von Leichenbrand, dem vielleicht die Frauen und Sklaven der Bestatteten zum Opfer gefallen waren. Und in der jüngeren Bronzezeit verschwinden die Regelgräber; der Leichenbrand wird alleinherrschend und bleibt es in der einheimischen Bestattungsweise fast bis ans Ende der Eisenzeit, d. h. über den Ausgang des germanischen Lebens in unserer Heimat hinweg bis tief in die Wendenzeit hinein. An die Stelle der ragenden Einzeldenkmäler treten für anderthalb Jahrtausende die ausgedehnten Urnenfelder mit ihrer eintönigen Massenhaftigkeit.

Gleichzeitig mit dem Verschwinden der Regelgräber beginnt nun auch der uralte enge Zusammenhang Mecklenburgs mit Dänemark sich zu lockern. In Pommern, wo die ältere Bronzezeit nur spärliche Spuren von geringer Eigenart erkennen läßt, erblühte in der jüngeren Periode eine Bronze- kultur, deren reicher, fast üppiger Formenschatz „nur zum geringen Teile auf nordische Vorbilder zurückgeht, dagegen sich eng an Typen anschließt, welche ihre Heimat in Ungarn und den östlichen Alpenländern zu haben scheinen und dem Formenkreise der ungarischen Bronzezeit und älteren Hallstadtzeit angehören“. Diese pommersche Entwicklung griff auf Mecklen- burg über, wo gegen Ende der Bronzezeit die nordischen Bronzetypen verschwanden, verdrängt durch eine Einfuhr von Bronze- und Eisengegen- ständen südlicher Herkunft. Die Folge war eine Annäherung Mecklenburgs an seine deutschen Nachbarländer, namentlich an Pommern und Branden- burg, wie sie seit der jüngeren Bronzezeit erkennbar ist.

So bahnte sich die Eisenzeit an unter fortwährendem Hallstädter Einfluß, der in der jüngeren vorrömischen Periode von Einwirkungen der gallischen la Tène-Kultur abgelöst wurde. Etwa vom Jahre 400 v. Chr. bis zum Ausgang der Wendenherrschaft (1160 nach Chr.) sich erstreckend, bringt uns die Eisenzeit schon bald nach ihrem Beginn die erste schriftlich überlieferte Nachricht aus unserm Küstengebiet. Legte Pytheas von Massilia, von dem diese erste Kunde stammt, den Bewohnern des Bernstein- landes, bis zu denen er seine um 334 v. Chr. unternommene Reise aus- gedehnt hatte, auch noch den Sammelnamen der Skythen bei, so können es nach dem Stammnamen der Teutonen, den uns Plinius aus dem nur bruchstückweise auf uns gekommenen Reisetagebuch des Pytheas gerettet hat, doch nur Germanen gewesen sein. Und in der That nennt uns Ptolemäus mehrere Jahrhunderte später „unter den Bewohnern der Land- schaften östlich der Unterelbe — also im östlichen Holstein und Mecklen- burg — Teutonen und Teutonoarier, augenscheinlich Reste der alten Stammesgruppe, die bei der großen Auswanderung gegen Ende des 2. Jahrhunderts in den alten Sitzen zurückgeblieben waren.“ Mag auch das, was die Geschichtsschreiber und Geographen des beginnenden christlichen Zeitalters: Tacitus, Strabo, Plinius und Ptolemäus aus unserer baltischen Küstengegend berichten, auf den ersten Blick sehr dunkel und widerspruchsvoll erscheinen; soviel scheint sich doch zu ergeben, daß die Masse der hier ansässigen Germanen dem großen suebischen Völkerverbände angehörte; daß deren Hauptstamm, die Semnonen, von Süden her, die Langobarden von Südwesten über die Elbe auf mecklenburgischen Boden hinübergriffen. Die Mitte und den Osten unseres Landes dürften Warnen und Reste der Teutonen (Teutonoarier) eingenommen haben, während der Nordwesten den Reudignern sächsischen Stammes gehörte.

Hiernach haben die ersten großen germanischen Wanderbewegungen, die jedenfalls durch Landnot hervorgerufen wurden, die Vorläufer der großen Völkerwanderung, ihren Ausgangspunkt in unserer engeren Heimat, oder doch jedenfalls im Südwestwinkel des Ostseegebiets. Auch unter den suebischen Scharen, die Ariovist von fern her über den Oberrhein nach

Gallien geführt hatte, gehören jedenfalls die Sedusier (= Eudosen) und Haruden dem Ostseeküstenlande an.

Die Berührungen mit der römischen Welt, wie sie auf diesen Wanderzügen zuerst erfolgten, führten allmählich die römische Eisenzeit herbei, die bei uns etwa vom Beginn der christlichen Zeitrechnung bis gegen 500 gerechnet wird. Neben der italischen Einfuhr, die namentlich Haushaltungsgeräte umfaßte, blühte indessen die alte reiche einheimische Erzeugung weiter, der z. B. die bekannte schöne Wotenizer Goldkette und der häufig vorkommende silberne Hängeschmuck angehören.

Weithin hatte sich inzwischen die Kultur, die in Mecklenburg durch so charakteristische Denkmäler die durch unermessliche Zeiträume fortgeschrittene Entwicklung zu so deutlichem Ausdruck gebracht hat, über die Nachbarlandschaften ausgebreitet. Wie die Gräberfunde mit ihrer augenfälligen Gleichmäßigkeit erkennen lassen, bedeckte sie in der älteren römischen Eisenzeit außer dem westlichen Mecklenburg noch Brandenburg bis zur Spree, den größten Teil der Provinz Sachsen bis zum Harz, die östlichen Teile von Hannover und Holstein, das Königreich Sachsen und den Norden von Böhmen. Das sind etwa die Gebiete, die zu jenen Zeiten von den Suebenstämmen der Warnen, Semnonen, Langobarden, Hermunduren und Markomannen eingenommen wurden. Nach Westen zu, wo die Cheruskier und ihre Nachbarstämme sich ausbreiteten, wie nach Osten, wo die große ostgermanische, vandilische Völkergruppe ihre ersten festländischen Sitze eingenommen hatte, sind diese Urnenfelder nicht mehr anzutreffen.

Jetzt hatte unser Kulturkreis einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Reltentum gewonnen. Die Markomannen, die unter Marbod ums Jahr 10 v. Chr. in dem bis dahin keltischen Böhmen ein Reich gegründet hatten, brachten bald darauf die Semnonen und Langobarden unter ihre Oberhoheit. Sie wurden durch ihre nachbarlichen Beziehungen zu den keltischen Bojern für unsere Gegenden die Vermittler der la Tène-Kultur wie später, an die Donau vorgebrungen, der römischen, die also beide auf dem für unsere Gegend maßgebenden östlichen Wege zu uns drangen.

Der jüngeren römischen Eisenzeit (200—350) gehören in unserm Lande nur noch 14 Urnenfelder an. Die Völkerwanderung hatte schon begonnen. Die Goten hatten, von der westpreußischen Küste ausgehend, ein Reich in Südrußland errichtet, von wo jetzt ein starker Kulturstrom bis in unsere Gegenden wirkte. Auch die bei uns nur spärlich vorkommenden römischen Münzen weisen auf den Weg der Goten ans Schwarze Meer gleich der erst in der eigentlichen Völkerwanderungszeit (350—500) bei uns auftretenden nordischen Tierornamentik an Fibeln und Schnallen.

Unmittelbarer als durch die Gotenwanderung wurde unser Land vielleicht in Mitleidenschaft gezogen durch das Vordringen der Markomannen in die Süddonauländer (166—180), an dem auch Langobarden teilnahmen. Fast um die gleiche Zeit erfolgte der Auszug der Semnonen, die den Grundstock der Alemannen bildeten und weit nach Südwesten vorgebrungen,

den altehrwürdigen Suebennamen auf das heutige Schwaben übertragend, zuletzt das Elsaß und die Schweiz besiedelten. In diesen geschichtlichen Vorgängen mag die beginnende Entvölkerung des Landes, wie sie schon die spärlicheren Funde der jüngeren römischen Eisenzeit erkennen ließen, ihre Erklärung finden.

Ihre Vollendung fällt aber erst in die eigentliche Völkerwanderungszeit. Der äußerst geringen Zahl archäologischer Funde, die dieser Zeitabschnitt bietet, treten wieder erläuternd die bekannten geschichtlichen Tatsachen zur Seite: der Auszug der Langobarden über Pannonien nach Italien; die Fahrt der Angeln und Sachsen, denen sich auch ein kleiner Teil der Warnen anschloß, nach Britannien; die Wanderung der Hauptmasse der Warnen über die Elbe nach Thüringen, wo sie mit Hermunduren und Teilen der Angeln zum Stamm der Thüringer verschmolzen. Daher der Name des alten Stammesrechts: *Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum* (Gesetz der Angeln und Warnen d. h. der Thüringer).

So war Mecklenburg im Laufe mehrerer Jahrhunderte durch erst vereinzelt, aber allmählich immer massenhafter strömendes Abwandern der alteingesessenen Germanenbevölkerung ein menschenleeres Land geworden. Reste der einheimischen Bevölkerung können nur in verschwindendem Maße zurückgeblieben sein. Beweisen läßt sich das Vorhandensein solcher überhaupt nicht. Alle in dieser Richtung bisher unternommenen Versuche sind fehlgeschlagen.

Und wenn die geschichtliche Überlieferung ausdrücklich die Entleerung des Ostens von seiner germanischen Bevölkerung meldet, wenn ferner die einst auf mecklenburgischem Boden niedergelassenen Völkerschaften sich später ausnahmslos in anderen, zum Teil weit entlegenen Landschaften wieder antreffen lassen, so bietet auch der archäologische Befund eine weitere Bestätigung dieses Vorganges. Mit aller Deutlichkeit läßt er den Riß erkennen, der zwischen der germanischen und slavischen Besiedelung unseres Landes klappt: „Es scheint fast, als wäre Mecklenburg Jahrhunderte lang ein menschenleeres Land gewesen, so völlig fehlen Funde, welche man in die ältere Zeit der Wendenherrschaft versetzen dürfte.“

So läßt sich aus dem archäologischen Befunde, dem sich die anfangs nur spärlich fließenden Nachrichten der geschichtlichen Überlieferung einfügen, doch ein ziemlich deutliches Bild von der Urgeschichte unseres Volkes gewinnen: Mecklenburg ist nicht gerade die Urheimat des Germanentums, steht ihr aber sehr nahe, macht in gewissem Sinne einen Teil von ihr aus. Jedenfalls scheint es die Landschaft des mitteleuropäischen Festlands zu sein, in der das Germanentum von seinen frühesten Ursitzen auf den dänischen Inseln ausgehend zuerst Fuß faßte. In diesem altnordischen Kulturbezirke, der gleichzeitig die Wiege des Germanentums darstellt, sehen wir unsere Altvorderen in grauer Vorzeit sich entwickeln auf der Grundlage eines ärmlichen und rohen Fischerdaseins zu Viehzucht, Ackerbau und fester Sesshaftigkeit; daneben erblühte, zum Teil von Außen angeregt, aber nicht ohne stark hervortretende Züge einer selbständigen, freien Gestaltungskraft, allerlei Kunstfertigkeit, wie sie schon eine gewisse Verfeinerung

der Kultur, eine augenfällige Steigerung der Lebensansprüche voraussetzt, namentlich in der Steinbearbeitung, im Töpfereigewerbe und später in der Metallbearbeitung. Die allmähliche Ausbreitung dieser eigenartigen und in sich abgeschlossenen Kultur, wie sie in den archäologischen Funden hervortritt, läßt sich vielleicht deuten als ein sichtbarer Niederschlag des Vordringens unsers überwiegend hermionischen, suebischen Germanenastes nach Süden; während im Osten bei den erst später aus Scandinavien herübergewanderten Ostgermanen und im Westen bei der Masse der inguäonischen und istuäonischen Stämme wohl ähnliche, aber doch deutlich unterscheidbare Kulturen emporsprossen.



Kapitel II.

Mecklenburg als wendisches Land.

In die von den Germanenstämmen verlassenen weiten Gebiete drangen allmählich slavische Völkerschaften nach. Kein Chronist gibt uns Kunde, wann und unter welchen Umständen sich diese Besitzergreifung einstmals deutscher Erde durch die von Osten heranzlutenden Schwärme eines bis dahin in tiefes Dunkel der Vorgeschichte gehüllten Volkes vollzog. Jedenfalls kann auch das völlige Stillschweigen der geschichtlichen Überlieferung, die diesen Vorgang trotz seiner unermesslichen weltgeschichtlichen Bedeutung nicht einmal erwähnt, nur dahin gedeutet werden, daß Reste germanischer Bevölkerung, die sich stark genug fühlten, dem Eindringen der Slaven mit Waffengewalt zu wehren, in diesen Landen nicht zurückgeblieben waren. Denn das Geklirr der Waffen würde doch einen Widerhall in der geschichtlichen Überlieferung oder zum mindesten in den so üppig wuchernden Volksfagen gefunden haben. Und ohne Kampf würden nennenswerte Bruchteile der ausgewanderten Germanenstämme ihre altangestammte Heimat sicherlich nicht niedriger stehenden und mißachteten Fremdlingen preisgegeben haben.

Der Einzug der Slaven scheint demnach in langsamem, friedlichem Vorrücken und ohne große, weithin die Aufmerksamkeit erregende Ereignisse vor sich gegangen zu sein. Sobald nach Abschluß der großen Völkerbewegung die geschichtlichen Quellen wieder ergiebiger zu fließen beginnen, tritt er uns als vollendete Tatsache entgegen. Und wir können nur

annehmen, daß er sich im Laufe des 6. Jahrhunderts, vielleicht auch schon früher beginnend, vollzogen hat. Die letzten semnonischen Germanen gingen unmittelbar nach 566 vom östlichen Elbufer auf das westliche hinüber, wo sie dem Schwabengau seinen Namen gaben, während ein anderer Teil vor ihnen mit den Langobarden nach Italien zog. Die Besitzergreifung des Landes östlich von Elbe und Saale durch die Slaven war also schon etwas vor 600 abgeschlossen.

Wohl von den Urzeiten her die östlichen Nachbarn der Germanen, von denen sie unter dem Namen der Wenden, bei den römischen Schriftstellern Veneti, Venedi, Venedae und ähnlich, zusammengefaßt wurden, finden sich die Slaven, die Redenden, wie sie sich selber im Gegensatz zu den von ihnen als Stumme, Nēmici, bezeichneten Deutschen benannten, schon im Altertum in den Gebieten östlich der Weichsel erwähnt. Handelnd traten sie erst weit später in die Geschichte ein. Nach einander unter der Botmäßigkeit von Goten, Hunnen, Avaren, Bulgaren, später von Deutschen, Normannen, Mongolen und anderen schienen sie von einer selbständigen weltgeschichtlichen Betätigung ausgeschlossen werden zu sollen. Es ist kein Zufall, daß der Name, mit dem sie sich selber nannten, der früher vielfach von slava = Ruhm hergeleitet wurde, in den Sprachen aller größeren europäischen Nationen die Bedeutung des willenlosen Knechtes, der Sklaven, erlangt hat. Ein schreiender Kontrast!

Ganze einstmals blühende Zweige dieser großen slavischen Völkerfamilie sind durch solche widrige Schicksale fast spurlos vom Erdboden verschwunden. Aber die Lebenskraft ihrer Gesamtheit war doch zu zähe, um dadurch gebrochen werden zu können. Man hat die Slaven treffend verglichen mit dem Gras ihrer Steppen, das immer und immer wieder niedergedreten unter dem Fuße zu Boden gedrückt wird, sich aber stets wieder aufrichtet, sobald der Fuß weitergeschritten ist.

Drei große westslavische Stammesverbände sind es, die in erster Linie in das seiner Bewohner beraubte östliche Germanenland einrückten; der obotritisch-liutizische, der an der Küste vorrückte und sich im östlichen Holstein, in Mecklenburg, Vorpommern, der nördlichen Mark Brandenburg und dem hannoverschen Wendland niederließ; in der Mitte breitete sich der sorbische Ast aus, der den südlichen Teil der Mark Brandenburg und die sächsisch-thüringischen Lande einnahm; im Süden drang der tschechisch-mährische Ast nach Böhmen, Mähren und darüber hinaus nach Oberfranken und der Oberpfalz vor. In zweiter Linie folgte der lechische (polnische) Zweig nach, der das mittlere und obere Weichselgebiet etwa bis an die Oder einnahm und mit einem vorgeschobenen Zweig die Hinterpommersche Küste gewann.

Für Mecklenburg kommt nur der erstgenannte dieser westslavischen Äste in Frage, in sich wieder zerfallend in die oben schon angedeuteten zwei Hauptabteilungen, die Obotriten und die Liutizen, letztere auch Weletaben oder Wilzen genannt. Die Obotriten nahmen im allgemeinen das westliche Mecklenburg nebst dem holsteinischen Wagrien und Lauenburg ein, die Wilzen den Osten unseres Landes und das nördliche

Brandenburg, wo sie sich bis an die Elbe zogen, also die Obotriten in einem weiten ost-südlichen Bogen umfaßten. Als Grenze zwischen beiden Stämmen wurde früher die Warnow, neuerdings aber wohl richtiger eine etwas westlicher vom Fulgenbach über die Rühlung an die Warnow bei Cickhof und darauf die Mildenitz aufwärts und durch den Blauer See laufende Linie angesehen.

Die beiden Hauptstämme zerfielen wieder in eine größere Anzahl Unterabteilungen, kleinere Stämme, die sich in Gaue oder Länder (terrae) und weiter in Burgwardbezirke gliederten. Diese Einteilung erwuchs durch die Niederlassung der Slaven aus deren stammlicher und völkerschaftlicher Gliederung und wurde später nach der Rückeroberung von den Deutschen zum Teil beibehalten. Aus den slavischen Ländern sind unsere Ämter erwachsen. Die Gaue bildeten die kleinste Einheit, der in politischen und sakralen Dingen eine gewisse Selbständigkeit zukam. Die Burgwardsbezirke, deren die meisten „Länder“ mehrere hatten, waren eine Anzahl von Dörfern, die in einem der massenhaft über das ganze Land verbreiteten Burgwälle ihren Mittelpunkt, Zufluchts- und Verteidigungsort fanden.

Von den Obotriten fällt der von allen Slaven am weitesten nach Nordwesten vorgebrungene Stamm der Wagrier für Mecklenburg aus, da er auf das östliche Holstein zwischen der Kieler Förde und der Trave beschränkt war. Er hatte zum Hauptort Oldenburg, das alte Stargard. Die Polaben, d. h. Elbanwohner, die sich ihnen nach Süden zu anschlossen, griffen auch über das Gebiet Mecklenburgs nach Lauenburg und Holstein hinüber, wo sie sich als Nachbarn der nordalbingischen Sachsen bis über den von Karl dem Großen errichteten Grenzwall (limes Saxonicus) ausbreiteten. In Mecklenburg wurde ihr Gebiet östlich durch die Stepenitz und die Sude begrenzt, im Süden durch die Elbe, von der sie ihren Namen haben. Es umfaßt somit die Länder Rakeburg, Boitin (Schönberg), Gadebusch, Wittenburg, Boizenburg mit an den genannten Orten gelegenen Hauptburgen. Die zu Rakeburg war zugleich die Hauptburg des ganzen Stammes der Polaben.

Die Obotriten im engeren Sinne, auch Rereger genannt, waren die östlichen Nachbarn der Polaben; ihr Gebiet erstreckte sich von der Dassower Bucht bis an die Warnow oder den Fulgenbach, die Grenze der Lütizen, und von da in nord-südlicher Richtung durch Mecklenburg hindurch, begrenzt durch die Ostgrenze der Polaben, nach Süden gegen die Smeldinger durch die Fabelheide und den Hornwald und weiter östlich gegen die Warnaber durch das Lewizbruch und die obere Warnow. Hauptfeste war die berühmte Mecklenburg, wendisch Wiligard (nicht Wiligrad), zugleich Mittelpunkt des ebenso benannten Landes. Außerdem umfaßte das Gebiet des Obotritenstammes noch die Länder Bresen im Osten des heutigen Amtes Grevesmühlen, ferner Dassow, wo sich außer dem castrum Derithsewe noch der bekannte Burgwall von Harkensee befindet; weiter die Länder Klüz, Poel, Flow mit der bekannten gleichnamigen Burg und den Burgen bei Bukow und Alt-Gaarz; Brüel,

Schwerin mit dem Burgwall und Fürstensitz auf der Insel im Schweriner See, dem in Lankow am Seeufer, dem Replin auf dem Vorsprung zwischen Fährte und Mueß u. a. Östlich vom Schweriner See folgte das Land Silesen mit der berühmten Burg Dobin, die zwischen der Nordspitze des Schweriner Sees und der Döpe lag. Endlich am weitesten nach Südosten vorgeschoben das Land Crivitz.

In einem gewissen Zusammenhang mit den Obotriten standen vielleicht noch die drei kleinen Stämme der Vinonen, Smeldinger und Bethenzer. Die Smeldinger haben wir schon als südliche Grenz-nachbarn der Obotriten kennen gelernt. Sie scheinen zwischen der Sude, Elbe und Elbe zu suchen zu sein und die Länder Tadel, Wanzenberg und Dirzink (das hannov. Amt Neuhaus) umfaßt zu haben, damit also den Teil Mecklenburgs, in dem sich wendische Art und Sprache am längsten erhielt. Die Vinonen saßen südlich der Elbe bis tief in die Priegnitz hinein, während das Gebiet der Bethenzer nicht mit Sicherheit festzustellen ist.

Bestimmt gehören zum obotritischen Gesamtstamm noch die Warnaber zwischen der oberen Warnow, der Mildenitz und Elbe bis zum Plauer See aufwärts. Sie umfaßten die Länder Sternberg, Parchim, Brenz, Cuscin mit dem bekannten gleichnamigen Burgwall auf einer kleinen Insel des Plauer Sees bei Quezin, endlich das Land Turne, das heutige Amt Lübz.

Ob auch der Stamm der Müritzer zur Gemeinschaft der Obotriten gehörte, ist nicht ganz sicher. Er bewohnte den Gau Murizzi zwischen dem Plauer See und der Müriz, über letztere noch hinausgreifend und das Land Malchow mit der gleichnamigen Burg und den Burgwällen von Röbel und Stuer, sowie die Länder Bipperow und Schlön umfassend, vielleicht auch noch das vom Südosten der Müriz in die Priegnitz sich erstreckende Land Turne.

Ähnlich den Obotriten waren auch die **Wilzen** (Rutizen, Weletaben) in zahlreiche Einzelstämme gegliedert. Im Norden erstrecken sich die Ressiner vom Fulgenbach bis zur Recknitz und Rebel. In diesem Umkreis sind das Land Ressin mit der gleichnamigen Hauptburg des Stammes und den Burgwällen bei Rostock und dem alten Goderac, ferner die Länder Werle, Marlow, Schwaan und Bützow mit gleichnamigen und weiteren Burgwällen eingeschlossen, von denen der von Werle der bekannteste ist.

Es folgten die Circipaner, d. h. die jenseits der Peene Wohnenden, zwischen der aus dem Torgelower See kommenden östlichen Peene, der Recknitz und der Trebel. Ihr Gebiet umfaßte das Land Tribeden mit den Unterabteilungen Bisbede (bei Güstrow), Krakow und wohl auch Teterow, ferner die Länder Gnoyen und Malchin, unter deren zahlreichen Burgen je drei bei Güstrow und Krakow, die von Dargun, Alt-Kalen und Neu-Niköhr Erwähnung verdienen.

Südöstlich schließen sich an die Tollenser zwischen Peene, Müriz und Tollense mit den Ländern Tügen, Gadebehn, Wustrow und gleich-

namigen Burgen und endlich die Redarier des Landes Raduir (Radewer), das den Hauptbestandteil des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz einnahm. Es wird geteilt in die Länder Stargard und Beseritz mit Burgen an diesen Orten und einer starken Wallinie zwischen dem Gebiete dieses Stammes und der Tollenser, wovon ein Teil aber jedenfalls den letzteren zugehörte. Die Redarier, d. h. die Kriegerischen, gelten als der streitbarste der Wendestämme. Ihrem Schutze war das berühmte Heiligtum Rethra anvertraut, dessen schon lange vermutete, aber lebhaft bestrittene Lage auf der Fischerinsel im Tollenseesee durch neuere Funde wenigstens der Gegend nach sichergestellt scheint.

Die sich hiernach südöstlich und südwestlich anschließenden Wilzestämme der Heveller, auch Stoderaner genannt, und Ukrer gehören schon dem Gebiete Brandenburgs an. Sie werden aber in der mecklenburgischen Geschichte häufig genannt, und das Gebiet des letztgenannten berührt hart die gegenwärtige Mecklenburg-Strelitz-Brandenburgische Grenze, wo es an das der Redarier stößt.

In der Verteilung der wendischen Burgwälle, aus deren jetzt auf rund 150 ermittelten Zahl ich nur einige wichtigere genannt habe, hat man eine Reihe stark befestigter strategischer Linien erkannt. Außer der zwischen Tollensern und Redariern sind es besonders die obotritische Linie Schweriner-See—Ostsee, geschützt durch das Burgwallsystem bei Schwerin, die Burg Dobin am Nordende des Sees, ferner Mecklenburg, Slow, Bukow und Alt-Gaarz; und die wilzische Warnow-Linie mit dicht gedrängten am rechten Flußufer gelegenen Burgwällen von Sternberg bis Rostock.

* * *

Das Land, das die Wendestämme auf solche Art unter sich verteilten und militärisch sicherten, hatte schon einmal die Entwicklung von den ersten, rohesten Anfängen menschlichen Daseins bis zu einer achtungswerten Höhe selbsterzeugter Kultur durchgemacht. Ganz unwirtlich konnte es nach einer solchen Vergangenheit nicht mehr sein. Und wenn sein Boden auch auf weite Strecken eingenommen war von schwer zu durchdringendem Urwald und unwegsamen Sümpfen, so war doch schon in der germanischen Urzeit genug offenes Land vorhanden gewesen, um die Entwicklung des Ackerbaues und das Erwachen einer dichten ansässigen Bevölkerung zu ermöglichen. Die Zeit der Rodungen war noch nicht gekommen; um solche in größerem Umfange vornehmen zu können, fehlte es noch an den technischen Vorbedingungen. So hatte wohl zur Zeit der Germanen das offene kulturfähige Land dem Walde gegenüber keine nennenswerten Fortschritte machen können. Die anwachsende Volksmenge war und blieb im wesentlichen auf den gleichen Flächenraum angewiesen; daher die starken Anzeichen schon in früher Zeit eingetretener Übervölkerung, wie sie zuerst im Auszug der Cimbern und Teutonen und den darnach in stets kürzer werdenden Zwischenräumen sich ablösenden Völkerwogen in Erscheinung tritt, deren Landhunger bald in geringer Ferne Nahrung fand,

balb aber einem verheerenden Sturme gleich über weite Räume der alten Welt dahinbrauste, bis endlich der Strudel der Völkerwanderung die letzten Reste von der heimischen Scholle losgerissen hatte.

Große Kulturgüter waren auf dem öde gewordenen Germanenboden kaum zurückgeblieben, als er nach dem Einrücken der Slavenscharen den Beginn eines neuen, völlig anders gearteten Kulturlebens über sich ergehen lassen mußte, zwar nicht von so niederer Art, wie sie die ersten Anfänge menschlichen Daseins hier gezeitigt hatten, aber doch dem, was die Germanen schon Jahrhunderte vor ihrem Auszuge geschaffen hatten, nicht von ferne gleichkommend. Das Beste, was hier an dauernden Erzeugnissen der Germanen zurückblieb, war dem keusch verhüllenden Erdboden anvertraut und durch die ehrfürchtige Scheu der Barbaren vor den Gräbern der abgestorbenen Geschlechter eines vergangenen Volkes geschützt. Daran haben erst die Hände der jüngsten Geschlechter zu rühren gewagt, und andachtsvolles Staunen über den Reichtum der aus dem Schoß der Erde ans Tageslicht geförderten Schätze erfüllte die Seelen.

Zu dem dauerhaftesten Nachlaß verschwundener Völker pflegen auch die Ortsnamen zu gehören. Und doch kann man kaum von einem einzigen der in Mecklenburg vorkommenden mit Bestimmtheit oder nur mit einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten, daß er einstmals in germanischer Zunge geprägt von den Slaven übernommen wurde. Nur von Wismar wird dies neuerdings bestimmter behauptet. Dort an der Küste ist aber stark mit skandinavischer Herkunft zu rechnen. Und selbst, wenn wir unsern Blick über den ganzen einst slavischen und vorher germanischen Nordosten Deutschlands schweifen lassen, so wird unser Suchen auch hier nicht belohnt. Außer den Namen einiger Flüsse, und zwar durchweg größerer, wie Elbe, Oder, Havel wovon Heveller, Elster, Moldau vielleicht auch Spree und dem Ort Brandenburg, sowie dem Ländernamen Schlesien findet sich — abgesehen von Grenzorten — kaum eine Ortsbezeichnung, die als von den Slaven übernommene voroslavische Germanenprägung angesprochen werden könnte. Alle bisher unternommenen Versuche, die älteste Ortsnamenschicht des deutschen Ostens auf altgermanischen Ursprung zurückzuführen, sind gescheitert; mußten scheitern an deren unverkennbarer und oft überraschend rein erhaltenen slavischen Gestalt und Bildungsart, an dem Vorkommen völlig übereinstimmender Formen in den entlegensten Slavengegenden, wo von einer älteren deutschen Namengebung durchaus keine Rede sein kann. Unsere gut mecklenburgischen Ortsnamen Chemnitz, Glienke, Göhren, Ramin, Käselow, Rossow, Levezow, Lufow und viele andere finden sich in kaum veränderten Formen nicht allein in anderen einstmals oder heute noch slavischen Gegenden Deutschlands und Osterreich-Ungarns, sondern auch tief in Polen, Rußland und auf der Balkanhalbinsel bis Morea wieder. Das müßte selbst den tollkühnsten Ethnologen abschrecken, hier deutsche Erklärungsversuche zu wagen.

Es gibt nur wenige Tatsachen, die mit solcher Bestimmtheit das Verschwinden der Germanen vor der Slaveneinwanderung erhärten können, wie diese. Denn daß die Germanen längst vor der Wanderung sesshaft

geworden waren, läßt sich jetzt nicht mehr bezweifeln. Und daraus folgt mit unanfechtbarer Sicherheit, daß eine Fülle altgermanischer Ortsnamen im Lande gewesen sein muß, die auf das Bestimmteste mit festen Siedelungen verbunden, mit dem Boden innig verwachsen waren. So völlig verschwinden konnten sie nur mit dem Verschwinden des Volkes, das diese Namen einst schuf. Selbst die „wilden“ Alemannen haben ja trotz ihres bekannten Wütens gegen alles Römische in Deutschlands Südwesten und der Schweiz eine größere Anzahl vorgermanischer Ortsnamen übernommen und bis auf den heutigen Tag erhalten. Wie sollten da die aus viel weicherem Holz geschnitzten Slaven, die doch in die ehemals germanischen Sitze um Jahrhunderte später eindrangen als die Alemannen in die keldo-romanischen Landesteile, in so weitgehender, ja radikaler Weise die dem Boden aufgeprägten germanischen Benennungen ausgetilgt haben, wenn wirklich bei ihrem Einrücken noch nennenswerte Reste der altheimischen Bevölkerung vorhanden gewesen wären, von denen ihnen dieselben hätten übermittelt werden können? Zur Überlieferung der wenigen germanischen Namen der angeführten Art, wie sie von den Slaven tatsächlich übernommen wurden, bedurfte es dagegen überhaupt keiner zurückgebliebenen Germanenreste. Diese bedeutenden Benennungen konnten den Slaven längst vor ihrer Einwanderung in diese Gebiete, deren schrittweise näher rückende Nachbarn sie ja lange vorher gewesen waren, bekannt geworden sein. Beweisend kann hier nur die Übernahme der Namen ganz unbedeutender Ortschaften sein; und eine solche fehlt jetzt vollständig, während sie ein halbes Jahrtausend später bei dem Zurücksinken der Deutschen nach Osten in Mecklenburg nach Hunderten und im weiteren Ostelbien nach vielen Tausenden zählt.

Es war also doch im wesentlichen — außer den vorgefundenen verlassenen und daher namenlosen Siedlungsstätten — nur das vom Boden unmittelbar Dargebotene, was die Slaven als Nachlaß ihrer germanischen Vorgänger übernahmen: Wald, Sumpf, die unzähligen kleinen und größeren Seen und offener Siedlungsboden. Der Wald, von dessen einstmaliger Ausdehnung die Quellen mancherlei zu erzählen wissen, behauptete sich wohl während der ganzen Wendenzeit in ungemindertem Umfange. Soll doch noch im Jahre 1128 der Pommernapostel Bischof Otto von Bamberg auf dem Wege von Havelberg nach Demmin fünf Tage durch Wald gezogen sein. Wahrscheinlich kam er dabei durch den uralten Wald Bezunt, der sich zwischen Wredenhagen und Wittstoc hinzog. Östlich anschließend ist noch heute der Süden von Mecklenburg-Strelitz erfüllt von Wäldern, und im Westen ebenfalls nahe der Südgrenze Mecklenburgs sind die Zabelheide und der Hornwald Reste eines sich einst von der Elbe bis in die Gegend von Ludwigslust erstreckenden Waldgebietes, das über die Lewitz nach dem Buchholz und Haselholz und damit in die unmittelbare Nähe von Schwerin vordrang, wie im Nordosten die Rostoc-Ribnitzer Heide ein Überbleibsel der einstigen größeren Waldbedeckung unseres Landes ist. Und im Nordwesten war bis zur Zeit der deutschen Wiederbesiedelung der fruchtbare Klützer Winkel, wie sein alter

Nome silva Clutse andeutet, ebenfalls Waldgebiet. Wo immer heute sich Ortsnamen auf —hagen finden, war noch zur Wendenzeit Waldesboden.

Diese großen Waldungen, die neben den jetzigen noch einen reichen Bestand an heute bei uns ausgestorbenen Tierarten boten, wie Wisent, Ur oder Auerochs, Elen, Bär, Luchs, Wolf und Auerhahn, waren einer der größten Reichtümer des Landes, unschätzbar besonders für den Slaven, dessen Nahrungsquellen in erster Linie noch der Wald und das Wasser waren. Hier boten sich dem Jäger unerschöpfliche Beute, dem Zeidler Möglichkeiten in Hülle und Fülle für die so beliebte Waldbienenzucht und dem Viehzüchter in Wäldern und waldumschlossenen Wiesen üppige Weidegründe, in den Buchen- und Eichenwaldungen reichliche Gelegenheit zur Schweinemast. Und das Wasser, das damals bei größerer Feuchtigkeit des Landes mehr noch als heute in zahllosen größeren und kleineren Seen mit dem Lande anmutig wechselte, die noch reicher rieselnden Flüsse und Bäche, an denen noch der Biber seine kunstvollen Bauten auführte, boten einen Reichtum an Fischen, wie er größer kaum gewünscht werden konnte. So fanden Waldbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, wodurch das wendische Naturvölkchen sich hauptsächlich seinen Lebensunterhalt beschaffte, die ausgedehnteste Gelegenheit lohnender Betätigung nach alter in der Urheimat geübter Art. Nur die große Wasserfläche der Ostsee, an die die Wenden sich fast plötzlich in einem weit ausgedehnten Küstenstriche gesetzt sahen, war dem bisher ausgesprochenen Binnenvolk etwas ganz Neues. Sie reizte zur Entwicklung bisher ganz unbekannter Fähigkeiten, und bald machten die Wenden als gefürchtete Seeräuber die Ostsee unsicher.

Sogar die Sümpfe und Moräste, an denen das Land reich genug war, gewannen für die Wenden die höchste Bedeutung, indem sie mit Vorliebe in ihnen in schwer zugänglicher und daher geschützter Lage ihre Burgwälle errichteten, die einzigen wirklich imposanten Denkmäler, die dies Volk hinterlassen hat. Neben dem Schutz durch umgebenden Sumpf kommt der durch fließendes oder stehendes Wasser vor. Eine Anzahl Ringwälle befindet sich auch in höheren Lagen auf einzelnen beherrschenden Hügeln. Diese Höhenburgen sind wegen ihrer abweichenden Art früher vielfach für altgermanische Anlagen gehalten worden. Im allgemeinen trifft dies keineswegs zu, wenn auch in einzelnen Fällen die Möglichkeit germanischer Herkunft nicht ausgeschlossen ist. Sicher nachgewiesen ist jedenfalls unter unsern Burgwällen keine einzige altgermanische Anlage, während bei ihrer großen Mehrheit die wendische Entstehung zweifellos feststeht. Trotzdem kann heute als erwiesen angenommen werden, daß diese wendischen Befestigungsanlagen auf deutschen Vorbildern beruhen.

Einen wie großen Raum der Wald auf dem Boden Alt-Mecklenburgs auch eingenommen haben mag, bei der Vertrautheit der Wenden mit ihm bot er für die Besiedelung des Landes kein unübersteigbares Hindernis. Auch die dichtesten und ausgebreitetsten Waldungen schlossen mancherlei Blüten ein, die zur Siedelung einluden. Und da Wald und Wasser für

das wirtschaftliche Dasein des Wendenvolkes die hauptsächlichsten Bedingungen lieferten, kann es nicht wundernehmen, daß größere, ganz menschenleere Södländereien in Mecklenburg zur Zeit der Wenden nicht vorhanden waren. Noch heute finden wir die slavischen Ortsnamen, die von der Siedelung der Wenden ein so beredtes Zeugnis ablegen, in auffallend großer Zahl über das ganze Land verbreitet. Es gibt keinen Landstrich, in dem sie fehlen. Und auch in den oben kurz angedeuteten größeren Waldbezirken sind sie nicht nur bis hart an die Grenzen des Waldes vorgeschoben, sondern — wenn auch nicht so dicht gesäet wie im Umkreise — auch über das eigentliche Waldgebiet zerstreut, überall die Inanspruchnahme der Waldeslichtungen für die Ansiedlung bezeugend.

Diese Erscheinung, diese weitgehende, ja unter den damaligen Verhältnissen erschöpfende Ausnutzung des Siedelungsbodens läßt auf das deutlichste die Dichte der slavischen Besiedelung unseres Landes erkennen, wie sie sich ja schon aus der großen Menge der erhaltenen wendischen Ortsnamen, die nur den Rest der einstmals wirklich vorhandenen darstellen, von selber kundgibt. Gewiß kann man über die Volkszahl, mit der die Wenden in unsere verlassenen Gebiete einrückten, nicht einmal eine Vermutung äußern. Aber daß sie im Laufe der Jahrhunderte, die sie auf unserm Boden walteten, zu einer dichten und zahlreichen Volksmasse angewachsen sind, läßt sich nicht bezweifeln. Das geht auch aus der achtungswerten kriegerischen Kraftentfaltung, deren sie trotz weitestgehender innerer Zersplitterung fähig waren, bestimmt hervor.

Waren die einzelnen Siedelungen der Wenden auch nur klein, so waren sie dafür um so dichter über das Land ausgestreut, in manchen Gegenden weit zahlreicher als heute. Die Menge ihrer Bewohnerkraft allein durch Jagd, Fischfang, Viehzucht und den Ertrag bewaffneter Streifzüge zu Wasser und zu Lande zu erhalten, war unmöglich. Der alteingebürgerte Ackerbau konnte gar nicht entbehrt werden, wenn er auch nicht gerade zu den beliebtesten Erwerbszweigen der Wenden gehört hat. Jedenfalls zogen die an der Küste wohnenden Teile des Volkes noch bis zu des Chronisten Helmold Zeiten, als durch das Zurückfluten der großen deutschen Völkermoge der Untergang des Wendentums schon besiegelt war, den Seeraub dieser friedlichen und mühsamen Beschäftigung vor. So kann es nicht wundernehmen, daß der Ackerbau bei ihnen über eine sehr niedrige Stufe nicht hinauskam; bis zuletzt bediente man sich nur des hölzernen Pfluges, der des leichteren sandigen Bodens wohl Herr werden konnte, aber dem großscholligen, schweren Lehmboden gegenüber, der weit reichere Erträge verhieß, vollständig versagte. Die Ernte geschah mit Sichel, das Mahlen des Getreides mit Handmühlen.

Die Dörfer, in denen sich diese Bevölkerung niedergelassen hatte, zeigten überwiegend die charakteristische Rundlingsform, die — mochte sie hier neu erzeugt, oder in Anlehnung an vorgefundene Muster nur erneuert sein — sich bis heute als Erbeil einer in Dunkel gehüllten Vorzeit noch vielfach bei uns erkennen läßt: die Häuser im Kreise, die Siebelseite nach innen, angelegt um einen rundlichen Platz, von dem

nur ein einziger Weg nach außen führt. Außen schließen sich an die Häuser keilförmige Gartenstücke, die mit einem gemeinsamen, ebenfalls rundlichen Zaun umschlossen sind. Eine zweite östlich der Ober verbreitete slavische Form der Dorfanlage, das rechteckige Straßendorf mit den Häusern an beiden Seiten einer breiten geraden Straße und ebenfalls nach außen vorgelagerten Gartenstücken, ist für Mecklenburg von geringerer Bedeutung.

Die den runden oder rechteckigen Platz umgebenden Häuser waren nicht auf längere Dauer berechnet. Aus mit Lehm beworfenem Flechtwerk oder bestenfalls aus Fachwerk errichtet, boten diese Hütten nur notdürftigen Schutz gegen Stürme und Regen. Drohte aber Gefahr von eingedrungenen Feinden, so konnte der Wende sie leichten Herzens im Stich lassen, um in einem der festen Plätze oder in der Tiefe des Waldes Zuflucht zu suchen. fand man sie zerstört wieder, so erforderte der Wiederaufbau keine große Mühe.

Die festen Plätze der Wenden waren die Burgwälle, in denen sich dann und wann die Sitze von Fürsten oder Edlen, Tempel oder auch Wohngruben befanden. Sonst waren sie weniger Ansiedelungen als Zufluchtsstätten, in deren Schutz sich allerdings hier und dort, wo es die Örtlichkeit erlaubte, Niederlassungen entwickelt hatten. Das wirtschaftliche Leben der Wenden stand noch auf zu niedriger Stufe, als daß sich eigentliche Städte bilden können. Als Märkte genügten die den Gauburgen angeschlossenen Siedelungen. Nur da, wo ein nennenswerter auswärtiger Handel bestand, also vor allem an der Ostseeküste, zeigten sich Ansätze zu stadttähnlichen Bildungen. Dort lag zu jenen Zeiten der Handel noch durchaus in den Händen der Dänen. Ihre Niederlassung Reric, die wahrscheinlich an der Wismarschen Bucht lag, hatte schon einen beträchtlichen Warenumsatz mit dem damals den Ostseehandel beherrschenden Schleswig, als es 808 vom König Götrik zerstört und die ansässigen Händler nach Schleswig übergeführt wurden.

Der Hauptstapelplatz an der wendischen Küste, das berühmte Zulin (= Wollin), gehörte nicht mehr zu Mecklenburg. Es war besonders begünstigt durch seine Lage an dem alten östlichen Hauptverkehrswege, der den fernen Orient mit dem aufstrebenden Araberreich, die Länder nördlich des Schwarzen Meeres über Polen, Böhmen und das wendische Ostseegebiet mit dem germanischen Norden verband. So hatte sich Zulin zu einem Handelsplatz von internationaler Bedeutung emporgeschwungen; seine Kaufmannschaft umfaßte außer Slaven und Dänen noch Sachsen, Griechen und „Barbaren“. Zwei binnenländische Handelsstraßen führten von hier durch Mecklenburg, die eine wahrscheinlich über Stettin, Pasewalk, Rethra, Malchow, Schwerin, Rakeburg nach Hamburg, die andere, die sogenannte Königsstraße, über das zu Wasser erreichbare Demmin nach Dargun, Lüchow, Laage und weiter nach Westen.

So war Mecklenburg, wenn auch nur durch Nebenstraßen, doch angeschlossen an die große orientalischnordische Verkehrsströmung. Die reichen arabischen Silberfunde, durch die sie sich zu erkennen gibt, sind

in unserm Lande naturgemäß spärlicher als in Pommern. Aber der 1853 entdeckte Silberschatz von Schwaan mit seinen gegen die Zahl der deutschen allerdings weit zurückstehenden arabischen Münzen zeigt doch, daß wir bei diesem Austausch nicht ganz leer ausgegangen sind, wenn Mecklenburg in ihm auch jedenfalls nur die Rolle eines etwas abseits gelegenen, nur Naturprodukte liefernden Zwischenlandes gespielt hat.

Um die Zeit, da dieser reiche Schatz der Erde anvertraut wurde — nach den Münzen muß es etwa um das Jahr 1030 geschehen sein —, überwogen allerdings bei uns die westlichen Handelsbeziehungen wohl schon den althergebrachten östlichen Verkehr. Unser Land stand ja damals unmittelbar an der Schwelle der Ereignisse, die es endgültig und unauf löslich wieder an das für so lange Jahrhunderte, aber dennoch nur vorübergehend nach Westen gedrängte Deutschland fetten sollten.

Seit Karl der Große die Sachsen niedergezwungen und dem fränkischen Reiche einverleibt hatte, war dieses zum unmittelbaren Grenz- nachbarn der wendischen Lande geworden, von denen manche sogar in vorübergehende Abhängigkeit zu diesem anscheinend erstehenden Universalreich gerieten. Die dadurch rasch hervorgerufenen Handelsbeziehungen glaubte Karl schon eindämmen zu müssen, indem er i. J. 806 die Ausfuhr von Waffen und Rüstungen bei Strafe der Konfiskation verbot und den ganzen Handel auf einige wenige deutsche Grenzplätze zu beschränken versuchte. An der Unterelbe waren es Bardowiek, Schezla, das heutige unbekannte Dorf Seezel bei Lüchow, und Magdeburg. Von großer Wirkung werden diese Bestimmungen kaum gewesen sein. Und als unter den sächsischen Kaisern nach schweren Kämpfen die Handelsbeziehungen zwischen Deutschen und Wenden wieder reger wurden, war von Beschränkungen derselben keine Rede mehr. Bardowiek und Magdeburg blieben auch dann die Haupt- stapelplätze für diesen Handel, der von Otto I. und seinen Nachfolgern durch Privilegien begünstigt, den deutschen Einfluß in diesen Gegenden fördern half. Seitdem bürgerte sich unter allmählicher Vordrängung des arabischen Geldes mehr und mehr das deutsche ein. Waffen und Harnische, feine sächsische Tuche begleiteten das deutsche Geld auf seiner Wanderung nach Osten, während die Wenden hier wie in ihrem ostwärts gerichteten Handel zum Austausch nur Naturprodukte bieten konnten: besonders Pferde, getrocknete und gesalzene Seefische, Tierfelle, nicht zum wenigsten aber Menschen, die in ganz Deutschland und weithin bis nach Arabien als „Skaven“ geschätzt waren.

Trotz mancherlei Anregungen von außen, die die Slaven mit den Erzeugnissen höherer Kultur bekannt gemacht, sie ihnen im täglichen Leben näher gebracht hatten, hat die eigene materielle Kultur der Wenden- völker im Laufe von Jahrhunderten keine merklichen Fortschritte gemacht. Die Fähigkeit, die Kunstfertigkeit der Fremden sich durch Nachahmung an- zueignen oder gar sie selbständig schaffend weiterzubilden, wie sie von ihren germanischen Vorgängern schon so glänzend betätigt war, schien diesem Volke zu fehlen.

So kann es nicht wundernehmen, daß der Nachlaß des Wendenvolkes, wie er jetzt mit dem Spaten zu Tage gefördert wird, so überaus dürftig ist, namentlich auch im Vergleich mit den Funden aus der vor-slavischen Germanenzeit. Dadurch erscheint der ohnehin schon zwischen unserer altgermanischen und slavischen Kulturperiode klaffende Riß noch verbreitert. Und wenn sich erst gegen die Wende des ersten zum zweiten Jahrtausend zeitlich bestimmbare Funde von „ärmlicher Gleichförmigkeit“ nachweisen lassen, so entsteht der Schein, als hätte der Zustand der Verödung, der zwischen diesen beiden Perioden in unserm Lande geherrscht haben muß, sich über eine Reihe von Jahrhunderten erstreckt.

Abgesehen von den schon erwähnten Burgwällen erscheint — nach den auf uns überkommenen Überbleibseln — die Keramik als die einzige Kunstfertigkeit, in der die Wenden nennenswertes geleistet haben. Die Einbürgerung der Drehscheibe kam ihnen dabei zu Gute. Aber von einer selbständigen schöpferischen Betätigung kann auch hier keine Rede sein; das im ganzen Slavengebiet bei den Töpferwaren bevorzugte Wellenornament war eine römische Entlehnung.

Von Kunstwerken der Holzschnitzerei, wie sie die Wenden an ihren Häusern, Tempeln und Schiffen geübt haben sollen, ist nichts auf uns gekommen. Auch nichts von ihrer Weberei, die sich auf die Herstellung größerer Stoffe beschränkte.

*

*

*

So verharrten die Wenden noch Jahrhunderte hindurch auf dem Standpunkt des Naturvolkes, während ihre deutschen und nordischen Nachbarn den aus der Antike nachwirkenden und den vom Orient mit verstärkter Macht eindringenden Kulturströmungen willig Tür und Tor öffneten.

Die politisch-soziale Gliederung der Slaven war nicht dazu angetan, im einzelnen einen kräftigen Betätigungstrieb zu wecken. Die Existenz des einzelnen wurde zu sehr getragen von der Gesamtheit der Bluts-genossen, und andererseits kam seine wirtschaftliche Tätigkeit in erster Linie nicht ihm persönlich, sondern dieser Gesamtheit zugute. Geschlechtsverbände, die in Gestalt von „Hauskommunionen“ (Zadruga) eine Anzahl nahe verwandter Familien (6—8) unter einem Dach und auf einer gemeinschaftlich bewirtschafteten Ackerscholle vereinigen, bilden noch heute unter den Südslaven ein schwer zu überwindendes Hemmnis des Fortschritts. Ob sie in solcher Art auch bei den Wenden bestanden, wird man allerdings bezweifeln müssen. Aber als Parallelererscheinung des Geschlechtskommunismus der südslavischen Hauskommunion lassen sich bei unsern Wenden deutliche Spuren eines einstmals vorhandenen dörflichen Kommunismus erkennen. Da unsere kleinen wendischen Dorfgemeinden gewiß Geschlechtsverbände darstellten, so ist dieser Dorfkommunismus zugleich auch ein Geschlechtskommunismus, wobei es nur wegen der ohnehin schon genügenden dörflichen Abgeschlossenheit keines Zusammenwohnens unter einem Dache bedurfte. Ein solches hätte auch wohl die noch in den ersten Anfängen steckende

Kunst des Hausbaues nicht ermöglicht. Der dörfliche Kommunismus unserer Wendenbevölkerung hat sich bis tief in die deutsche Neubesiedelung, ja über sie hinaus erhalten. Die Besteuerung des Ackerlandes nach Hufen, wie sie durch die wiedereingeführten deutschen Agrarverhältnisse bedingt und durch die Landesgesetzgebung ausdrücklich erfordert wurde, ließ sich in vielen Dörfern nicht durchführen. Es waren eben keine Hufen, es war überhaupt kein Privateigentum an der Dorfflur vorhanden. Diese war immer noch Gemeingut der gesamten Dorfgemeinschaft. Und der sonst im Lande überall durchgeführten Besteuerung des einzelnen stand hier noch Jahrhunderte hindurch in schroffster Weise eine Gesamtbesteuerung der ganzen Dorfschaft durch ein auf sie gelegtes Pauschalquantum gegenüber als Zeichen der Dauer des altslavischen kommunistischen Agrarzustandes.

Die folchergestalt zu festgeschlossenen geschlechtlich-dörflichen Verbänden vereinte große bäuerliche Masse des slavischen Volkes war, wenn auch ohne Privateigentum an Grund und Boden, ursprünglich gewiß frei. Aber das aus dem Geschlechtsverband erwachsene Amt der Dorfältesten hatte durch allmählich ausgebildete Erblichkeit eine Familie im Dorfe über die anderen emporgehoben. Der Schein, daß der im Gemeinbesitz befindliche Grund und Boden eigentlich ihr Eigentum sei, half weiter zur Entstehung eines Adelsstandes mit, der immer mehr den Schein zur Wirklichkeit werden ließ.

Dadurch sank der Bauernstand: ursprünglich außer dem ehrenvollen Dienste des freien Mannes mit der Waffe nur zu dem gemeinnützigen Burg- und Brückenwerk verpflichtet, wurde er durch die allmählich ausgebildete Grundherrschaft mit immer schwereren Abgaben und Dienstleistungen belastet und schließlich in eine Art Hörigkeit herabgedrückt. Vor der niedersten Schicht, den durch Krieg und Raub gewonnenen Sklaven, hatte er außer der persönlichen Freiheit nur einige Überbleibsel politischer Rechte voraus, wie das Tragen von Waffen auch im Frieden, die Teilnahme an Beratungen gemeinsamer Angelegenheiten, die Bildung des Umstands bei Gerichtsverhandlungen.

Auf das Wachstum und die allmähliche Ausbreitung solcher Geschlechtsverbände geht nicht allein der Ursprung der Dorfschaft, sondern gewiß auch der höheren politischen Einheiten, des Gaues und des Stammes, zurück. Aus der Vorsteherchaft des Gaues entwickelte sich eine über dem Adel stehende Schicht, der Fürstenstand. Der Gau (Land, terra) hatte noch die Bedeutung einer selbständigen politischen Einheit in diesen unfertigen Verhältnissen, die von einer einheitlichen Zusammenfassung der Kräfte auch nur der einzelnen Stämme noch weit entfernt waren. Zumal bei den Wilzen herrschte noch ganz die Zersplitterung in diese kleinsten genealogisch-politischen Einzelteile, wie sie niedrig stehenden Völkern natürlich ist: eine höhere Würde als die der Gausfürsten, oder besser gesagt, Häuptlinge, gab es bei ihnen nicht, ohne daß indessen das Bewußtsein der Stammeseinheit völlig gefehlt hätte. Über gemeinsame Angelegenheiten entschieden Landesversammlungen, bei denen einzelne Widerstrebende durch Schläge, Plünderung, Brand oder Geldbußen dem Standpunkt der Mehrheit näher gebracht wurden.

Über solche Zustände äußerster Zersplitterung waren die Obotriten schon hinaus. Ihr unmittelbares Angrenzen an die Deutschen, zumal an den waffenmächtigen sächsischen Stamm, machte einen engeren, schlagfertigeren Zusammenschluß zur unabweisbaren Notwendigkeit. Vielleicht war das Stammesfürstentum, das schon mit ihrem Eintritt in die Geschichte bezeugt wird, noch keine ständige Institution, sondern nur durch die kriegerisch bewegten Zeitumstände im älteren Karolingerreich vorübergehend eingeführt. Jedenfalls verschwand es in der späteren Karolingerzeit wieder und machte der Vielherrschaft der Gauhäuptlinge Platz. Aber etwa seit der Mitte des 10. Jahrhunderts trat es wieder auf den Plan, an die Wahl durch die Landesversammlung gebunden; aber das schnell entstandene Herkommen, die Wahl nach Möglichkeit auf das einmal zu fürstlichem Stande erhobene Geschlecht einzuschränken, drängte zur Erblichkeit. Auch materiell befestigte sich die Stellung des Stammesfürsten, indem er das Obereigentum über den gesamten Grund und Boden gewann: die Naturalzinsse der Bauern und mancherlei Zölle lieferten ihm die Mittel zu fürstlichem Auftreten.

Mit dem Aufsteigen der Fürstenmacht mußte naturgemäß die Stellung der Gauhäuptlinge sinken, die schließlich zu Beamten herabgedrückt wurden. Die Kastellane, die vereinzelt noch in die Germanisationszeit hineinragen, sind die letzten deutlich erkennbaren Überbleibsel dieser alten wendischen Dynastengeschlechter. Jetzt verwalteten sie nur noch die alten wendischen Länder von deren Hauptburg aus. Sie waren die unmittelbaren Vorgänger der fürstlichen Bögte und Amtmänner, deren Verwaltungstätigkeit ebenfalls noch lange Zeit im wesentlichen in der Sicherung und Einhebung der fürstlichen Gefälle bestand.

* * *

Was wir über die Religion der Wenden wissen, kann das Bild eines auf ziemlich niederer Entwicklungsstufe stehenden Volkes nur vervollständigen. Abgesehen von einigen aus dem Rahmen fallenden Zügen, die wie der gute und der böse Gott (Belbog wörtlich = weißer Gott und Ezernebog = schwarzer Gott) und die Vorstellung von einer über alle übrigen Götter herrschenden Gottheit wohl auf christliche Einwirkung zurückzuführen sind, zeigt sie sich noch deutlich als Naturdienst. Mit der Natur stand ihre Ausübung ja auch noch in engem Zusammenhang, wo man, wie im wagrischen Oldenburg, den Prome unter Verzicht auf einen Tempel oder ein Götterbild nur in einem heiligen Hain verehrte; wo die Verehrung der Gottheit unmittelbar an Naturgegenstände, Bäume, Steine, Quellen anknüpfte, bei denen auch Eide geleistet wurden.

So rein erhaltener Naturdienst war allerdings nur noch selten anzutreffen. Der Geist des rohen Volkes begnügte sich nicht mit so zarter Verkleidung des Göttlichen; ihn verlangte nach einer grobsinnlichen, greifbaren Verdeutlichung. Und so entstanden Götterbilder, die in ihrer riesigen Größe mit vier oder noch mehr Köpfen ausgestattet oder mit sieben Gesichtern unter einem Scheitel vielfach in drohender

Waffenrüstung so recht die knechtische Furcht widerspiegeln, die jenes Volk vor dem Göttlichen erfüllte. Das mußte die Priester, die den heiligsten Raum der Tempel betreten durften, die den Gefürchteten bis zum Untergang des Heidentums die schrecklichen Menschenopfer, besonders von gefangenen Christen, darbrachten, auf eine hohe Stufe des Ansehens heben: Der Oberpriester des Swantewit auf Arkona hatte unter den Ranen eine mehr als königliche Stellung.

Und gerade vermöge dieser dämonischen Furcht griff die Religion tief ein in das Leben des einzelnen: bald galt es den Zorn der Götter durch Opfer zu beschwichtigen, bald sie für ein Unternehmen günstig zu stimmen, bald den Willen der Allgewaltigen durch ein Orakel zu erkunden. Jedes einzelne Haus hatte seine Penaten, wohl die verkleinerten Bilder der Stammesgötter, für den alltäglichen Gebrauch. Für die Allgemeinheit aber war, wie wenigstens über die Wilzen berichtet wird, in jedem Gau ein besonderer Tempel errichtet. Und darüber hinaus hatten einzelne Götter eine allgemeine Bedeutung weithin über Gauen und Stämme erlangt. Im wesentlichen auf den Stamm der Kessiner war wohl die Verehrung Goderacs beschränkt, dem später der fromme christliche Eifer den heiligen Gotthard unterschoob unter gleichzeitiger Umnennung des Tempelortes in das für rechtgläubige Ohren wohl lautendere Gotthardsdorf. Auch Siwa, die Göttin der Fruchtbarkeit und Spenderin des Erntesegens, wurde wohl vorzugsweise bei den Polaben verehrt; daß sie aber auch den Wilzen nicht fremd war, zeigt der Name des Städtchens Schwaan, der noch bis tief ins deutsche Mittelalter hinein Sywan lautete.

Diese und andere Stammesgottheiten der Wenden kamen aber alle nicht gleich dem Radegast Zuwasici. Sein berühmtes, auf einer Grundlage von Tierhörnern errichtetes Heiligtum in Rethra, über dem so lange ein geheimnisvolles Dunkel ruhte, neben der dreieckigen und dreitorigen Burg war bis zu seiner anfangs des 12. Jahrhunderts erfolgten Zerstörung der Mittelpunkt der Gottesverehrung nicht nur für die Stämme der Wilzen, sondern auch für die Obotriten. Nachher trat an seine Stelle Swantewit, „der heilige Seher“, mit den vier Häuptern. Sein Heiligtum war in Arkona auf Rügen. Auch ihm wurde später ein christlicher Heiliger, der heilige Vit (sanctus Vitus), untergeschoben, von dem manche bis heute den slavischen Götternamen herleiten.

Mitten inne stehend im Volksleben namentlich der Wilzischen Stämme und ihnen zum Teil die unvollkommene staatliche Einigung ersetzend, führte der Dienst der Götter häufig große Volksmengen an den Tempelstätten zusammen. Besonders geschah dies an den jährlich wiederkehrenden Festen, die, den Ursprung der Wendenreligion aus altem Naturdienst bestätigend, an den Wechsel der Jahreszeiten anzuknüpfen pflegten. Da schlossen sich an feierliche Umzüge, Tänze und Spiele gewaltige Gelage, bei denen unter strengem Ausschluß geschlechtlicher Ausschweifungen die Gottheit durch allgemeine Trunkenheit geehrt wurde.

Bei Anliegen ganzer Gauen oder Stämme wurde für diese beim Stammesheiligtum Opfer gebracht, der Sieg erfleht oder der Wille der

Gottheit erkundet. Brach Krieg aus, so wurden den Scharen der Kämpfer die Banner der Götter und Feldzeichen mit ihren Bildern vorangetragen. Aber auch unter solchem Schutz waren die Wenden fern von der stürmischen, todesverachtenden Tapferkeit der Germanen, die, der Gefahr geradeswegs entgegengehend, durch die unbändige Kraft ihres unerschrockenen Ansturms jeden noch so starken Widerstand zu überrennen versuchten. Nicht gerade unkriegerisch, suchten sie doch den großen Entscheidungen der offenen Feldschlacht nach Möglichkeit auszuweichen, mehr durch listigen Hinterhalt, durch überraschenden Überfall zu wirken und sich darnach dem Gegenstoß des Feindes, unterstützt durch die Natur ihres wald- und sumpfreichen Landes, zu entziehen. Durch den starken Freiheitsfinn, der ihnen zweifellos innewohnte, ließen sie sich niemals dazu verleiten, die Frage der Zukunft auf eine Karte zu setzen, durch eine gewaltige Kraftäußerung mit einem Schlage eine Entscheidung zu erzwingen; ihrer Art entsprach mehr das zähe Hinhalten, auch zeitweiliges scheinbares Nachgeben, wobei aber der Gedanke an Wiedergewinnung ihrer Unabhängigkeit stets rege und wachsam blieb.

War der Germane der geborene Krieger, der ohne Furcht und oft ohne Vorsicht gerade auf das Ziel losstürmte, so glich der Wende mehr der Art des Räubers, der in seinem Schlupfwinkel geduldig und mit zäher Ausdauer wartete, bis seine Zeit kam, und nur bei günstiger Gelegenheit hervorbrach. So hat er den benachbarten deutschen Landen durch plötzlichen Überfall mit Sengen und Brennen, Raub und Massenmord oft unermesslichen Schaden zugefügt. Im Ertragen von Anstrengungen, Entbehrungen und Drangsal leistete er das Menschenmögliche. Aber da es seinen Scharen an unwiderstehlicher Stoßkraft und an dem moralischen Halt fehlte, aus dem der Geist der Offensive und die großen Entscheidungen geboren werden, war das Schicksal der Wenden besiegelt, sobald der Kampf mit den Deutschen ernsthaft begann; der Kampf, in dem für die Wenden vom ersten Augenblick an ihr Dasein als selbständiges Volk auf dem Spiele stand.

In diesem gewaltigen Ringen der Völker mit seiner steigenden Erbitterung und unversöhnlichen Verbissenheit trat die Zwiespältigkeit des wendischen Volkscharakters greifbar deutlich hervor: dasselbe Volk, dem das Gastrecht heilig war wie wenigen, das mit verschwenderischem Überfluß die unter ihm weilenden Fremden umgab und nicht vor Diebstahl und Raub zurückschreckte, um dafür die Mittel zu gewinnen; dasselbe Volk konnte sich mit kalter Grausamkeit und beißendem Hohn an den unmenschlichen Qualen weiden, mit denen es die in seine Hände gefallenen Feinde zu Tode marterte. Und wer auf Treu und Glauben dieses Volkes baute, der mochte wohl leicht enttäuscht werden, denn eingegangene Verträge zu brechen war es nur zu geneigt. Einen Eid zu schwören, scheuten die Wenden daher sehr, denn sie fürchteten dabei schon die Strafe der Götter für seinen Bruch.

Dieser innere Zwiespalt des Volkscharakters, der sich dem Feinde gegenüber als Mangel an Großmut bis zu blutdürstiger Rachsucht äußerte,

trat auch im häuslichen und Familienleben — wenn auch in milderer Form — hervor, mehr als ein unvermitteltes Nebeneinander niederer und edlerer Deckungsart. Bei der herrschenden Vielweiberei konnten die Frauen nicht die hohe Stellung haben wie bei den Germanen, wenn auch einzelne von ihnen in großem Ansehen standen. Gleichwohl wurde die eheliche Treue sehr hoch geschätzt, und nach dem Tode des Mannes folgten ihm seine Frauen freiwillig ins Jenseits. Altersschwache, Kranke und Bedürftige wurden von ihren Kindern oder sonstigen Angehörigen mit so rührender Fürsorge gepflegt, daß Bettler und Dürftige kaum vorhanden waren. Aber in der Bestattungsart der Toten ist von solcher schönen Pietät nicht mehr viel zu erkennen; in der älteren Zeit, als bei den Slaven der Leichenbrand noch herrschte, hielt man es in der Regel nicht einmal der Mühe wert, die Reste der Abgeschiedenen in Urnen zu bergen. Und auch gegen Ende der Wendenzeit, als die Bestattung unverbrannter Leichen auf Grabfeldern herrschend geworden war, war die Ausstattung der Gräber noch sehr dürftig.

Dergestalt in kultureller Hinsicht weit hinter den Deutschen zurückstehend, machten sich die Wenden durch ihr zähes Festhalten am Althergebrachten, durch ihre eigensinnige Ablehnung auch des vielen Guten, das ihnen die christlich-deutsche Kultur vermitteln konnte, selber unfähig, den Vorsprung der Deutschen jemals einzuholen. Dieser Vorsprung vergrößerte sich vielmehr zusehends, indem die Deutschen mit der den Slaven fehlenden frohen und siegesgewissen Initiative des zukunftsicheren Volkes nicht nur fremde Anregungen aufzunehmen, sondern auch aus sich heraus Neues zu gestalten wußten. Entscheidend aber in dem nun beginnenden ungleichen Kampfe mußte es werden, daß auf deutscher Seite die Möglichkeit einer immerhin doch bedeutend größeren Zusammenfassung der Volkskräfte vorhanden war, und daß diese Möglichkeit fruchtbar gemacht wurde durch einen wahrhaft kriegerischen, ungestüm vorwärtsdrängenden Geist, der nicht in gelegentlichen Erfolgen oder im Hinhalten seine Befriedigung fand, sondern geleitet von unbeugbarer, zielbewußter Willensstärke ganze Arbeit leistete und dem Schicksal endgültige Entscheidungen zu entreißen wußte.



Kapitel III.

Die Wenden unter den Karolingern.

Nach ihrer Einwanderung in die südlichen Ostseeländer verharrten die Wenden noch lange Zeit im Dunkel der Vorgeschichte. Erst die Ausbreitung des fränkischen Reiches nach Nordosten brachte sie in engern Zusammenhang mit der Kulturwelt und ließ einige Nachrichten über sie in die zeitgenössischen Chroniken und damit auf uns gelangen.

Als Karl der Große i. J. 780 nach acht Jahren schwerer Kämpfe den Freiheitsinn des Sachsenstammes gebrochen und mit dessen Unterwerfung die Vereinigung aller Germanenstämme des europäischen Festlandes in seinem Reiche vollendet zu haben glaubte, sah er sich zum ersten Male genötigt, in die Angelegenheiten der baltischen Slaven, deren unmittelbarer Grenznachbar er jetzt geworden war, einzugreifen. Die Dbotriten, von den mächtigeren Wilzen bedrängt, hatten seine Hülfe angerufen. Karl nahm sie in seinen Schutz und begnügte sich einstweilen, den Wilzen anzubefehlen, diese seine Bundesgenossen und den neu unterworfenen Sachsenstamm in Frieden zu lassen. Aber bald brachte ein neu entbrannter Sachsenaufland die zwischen den Sachsen und Wilzen eingeklemmten Bundesgenossen Karls wieder in eine schwierige Lage. Ihren neuen Klagen über Angriffe der Wilzen konnte Karl, durch den Sachsenaufland vollauf beschäftigt, nur durch eine fruchtlose Erneuerung seines Befehls Folge geben. Zu tätlichem Einschreiten fand er erst im Jahre 789 Zeit und Gelegenheit. Mit einem starken fränkisch-sächsischen Heeresaufgebot überschritt er zum ersten Male die Elbe. Verstärkt durch die zu Schiff die Elbe und Havel aufwärts herbeigekommene Mannschaft der Friesen, durch die Dbotriten unter ihrem Fürsten Wizan und durch die Sorben, zwang er den Wilzenfürsten Dragovit zu kampfloser Unterwerfung und Übergabe seiner Burg. Die übrigen Wilzenfürsten verzichteten ebenfalls auf jeden Widerstand, und bald war die Unterwerfung vollendet: neben den Dbotriten beugten sich jetzt auch die Wilzen bis zur Peene und zum Meer dem Szepter Karls.

Aber ehe die Unterwerfung der Sachsen vollendet war, stand auch das im Slavengebiet mit leichter Mühe Errungene auf unsichern Füßen. Schon 792 erhoben sich die Sachsen zu neuem Freiheitskampf im Bunde mit Dänen, Friesen und wahrscheinlich auch Wilzen. Die Dbotriten bewahrten dem Frankenreiche ihre Bundestreue: ihr erster bekannter Fürst

Wizan wurde, als er 795 im Verlauf der Bekämpfung dieses Aufstandes einem Rufe Karls nach Bardowiek Folge leistete, beim Überschreiten der Elbe von den Sachsen erschlagen. Karl rächte diese That durch blutige Verheerung der südelbischen Sachsengaue; die Bekämpfung Nordalbingiens aber überließ er den Obotriten, die 798 unter ihrem neuen Fürsten Thrasco und unterstützt von einer fränkischen Hülfsschar die nordelbischen Sachsen bei einem Orte Suentana an der Schwentine, dem Grenzfluß zwischen den Wagriern und den sächsischen Nordalbingern, vernichtend schlugen. Trotzdem setzten die Sachsen den Widerstand noch jahrelang fort, bis der Kaiser im Jahre 804 große Teile ihrer Bevölkerung zwischen Weser und Unterelbe und in Nordalbingien mit Weib und Kind aus der Heimat fortführen und im Innern des Frankenreichs ansiedeln ließ. Das entvölkerte Nordalbingien gab er als Lohn für treue Bundesgenossenschaft dem Obotritenfürsten Thrasco, dessen Herrschaft er gleichzeitig über die bis dahin selbständigen kleinen Wendenstämme der Smeldinger und Vinonen ausdehnte.

So dachte Karl durch Preisgabe deutschen Landes an den verbündeten Slavenstamm einen trennenden Keil zwischen Sachsen und Dänen zu treiben. Bei letzteren hatten einst Widukind und bis in die jüngste Zeit manche andere sächsische Flüchtlinge Zuflucht vor ihren fränkischen Bedrängern gefunden. Und jetzt hatte sogar der Dänenkönig Gottfried gewagt, dem großen Kaiser, der ihn in sein Feldlager bei Hollenstedt (etwa zwei Meilen südlich von Harburg) entboten hatte, zu trozen, indem er zu der vereinbarten Unterredung nicht erschien, sondern in drohender Haltung mit seiner ganzen Flotte und seinem Reiterheere bei Schleswig stehen blieb und die geforderte Auslieferung der sächsischen Flüchtlinge nicht beachtete.

Zu feindseligem Vorgehen schien allerdings dem Dänenkönig jetzt die Zeit noch nicht gekommen, so unerfreulich ihm auch der Machtzuwachs des fränkischen Vasallen Thrasco in seiner unmittelbaren Nähe sein mochte. Aber i. J. 808, als der Kaiser im fernen Nachen weilte, brach er los, landete an der mecklenburgischen Küste und bestürmte die umliegenden obotritischen Festen. Sogleich erschienen die alten Feinde der Obotriten, die Wilzen, auf dem Plan und stießen zu dem landeinwärts rückenden Dänenheere. Auch die Smeldinger und Vinonen strebten nun Thrascos Oberherrschaft abzuschütteln. Dieser konnte sich vor dem Ansturm so vieler Feinde noch durch die Flucht retten, aber der ihm treu gebliebene Häuptling Godelaib fiel dem Dänenkönig in die Hände und wurde gehenkt.

Als Karls des Großen Sohn, der junge Karl, von seinem Vater gesandt, sich an der Spitze eines fränkischen Heeres der Elbe näherte, traten sowohl die Dänen wie die Wilzen, mit Beute beladen, den Rückzug an. König Gottfried, der unter verlustreichen Kämpfen sich zwei Drittel der Obotriten zinspflichtig gemacht hatte, zerstörte, bevor er deren Land verließ, noch den an der Stelle des heutigen Wismar gelegenen Handelsplatz Reric, dessen Kaufleute er mit sich nach Schleswig führte. Der

junge Karl, der den Zurückweichenden über die Elbe gefolgt war, begnügte sich das Gebiet der Smeldinger und Vinonen zu verheeren und kehrte bald, ohne viel erreicht zu haben, zurück.

Dennoch schien alles wieder ins alte Gleise zurückkehren zu wollen. Zwar hatten die Verhandlungen, die König Gottfrieds und des Kaisers Gesandte 809 zu Beidenfleth in Holstein führten, kein Ergebnis; der König schob alle Schuld am Friedensbruch den Obotriten zu. Aber Thrasco gelangte mit dem Dänenkönig zu einer Verständigung; er stellte ihm seinen Sohn als Geißel und züchtigte dann, durch sächsische Hülfsmannschaft unterstützt, die Wilzen durch einen verheerenden Beutezug. Darnach zog er mit noch stärkerer sächsischer Mannschaft gegen die Smeldinger, nahm ihre Hauptburg ein und zwang sie wieder unter seine Botmäßigkeit zurück.

Dem Kaiser schien es indessen doch geraten, die Reichsgrenze gegen feindliche Einfälle zu sichern. Schon im Herbst 808 ließ er am linken Ufer der Elbe das Kastell Hohbuoki, dessen Reste jüngst auf dem Hühbeck bei Gartow aufgefunden sind, und noch ein zweites, vielleicht das spätere Arneburg, erbauen. Im folgenden Jahre beschloß er, auch auf dem rechten Elbufer, in Nordalbingien, eine Feste zu errichten. Und 810 wurde unter Leitung des Grafen Egbert nahe dem Einfluß der Stör in die Elbe mit dem Bau der Burg Eßesfeld, des heutigen Tzehoe, begonnen.

Indem Karl seine Fürsorge dem transalbingischen Lande wieder zuwandte, machte er seinen Fehler von 804 wieder gut: der Slavenherrschaft wurde es nicht wieder ausgeliefert, sondern dem Grafen Egbert unterstellt. Dadurch und durch die 811 einem Teile der früher vertriebenen Einwohner gestattete Rückkehr wurde die deutsche Art des Landes gewahrt, das darnach durch einen besetzten Grenzzug (limes Saxonius) von dem noch heute Mecklenburgs Westgrenze bildenden Augrabens bis zur Schwentine und deren Mündung in die Kieler Förde vom Obotritenlande geschieden wurde.

Mehr im Hinblick auf die Dänen als auf die damals dem Frankenreich treu ergebenen Obotriten hatte Karl in Anlehnung an die Feste Eßesfeld diese nördlichste Mark seines weiten Reichs errichtet. Und noch war der Bau der Feste nicht begonnen, da offenbarte schon der Dänenkönig Gottfried auf die unzweideutigste Art seine unversöhnliche Feindseligkeit, indem er i. J. 809 den in Reric weilenden Thrasco durch einen zu ihm gesandten Vasallen meuchlerisch ermorden ließ. Im Jahre darauf wagte er es sogar, mit einer Flotte die friesische Küste zu plündern, und drohte prahlerisch, den Kaiser in Aachen heimzusuchen. Setzt aber ereilte auch ihn sein Schicksal; er wurde von einem seiner eigenen Leibwächter erschlagen.

Kaiser Karl, der ihm trotz seines Alters persönlich entgegengeeilt war, konnte in Verden seinen Vormarsch einstellen, da Gottfrieds Nachfolger, König Hemming, Frieden erbat. Hier setzte er noch auf Bitten einer Gesandtschaft der Obotriten diesem verwaisten Stamme, der

seitdem in festerer Verbindung mit dem Frankenreich und diesem gleich den unterworfenen Slavenstämmen tributpflichtig erscheint, zum neuen Fürsten Slaomir unter Übergehung von Thraskos Sohn Ceadrag, der vielleicht noch zu jung war. Dem versammelten Heere ward indessen doch noch einige Beschäftigung: die Wilzen hatten die erst jüngst an der Elbe errichtete Feste Hohbuoki zerstört. 811 wurde die Feste wieder aufgebaut und die Linonen und Bethenzer, die sich den Wilzen angeschlossen hatten, gezüchtigt. Die Wilzen selber wurden erst 812 durch drei in ihr Land einbrechende Heereszüge, denen Widerstand zu leisten sie nicht wagten, zum Gehorsam und zur Stellung von Geiseln gezwungen.

So war die Ostgrenze befriedet, die baltischen Wendenstämme in eine durch zweifellose militärische Überlegenheit gesicherte Abhängigkeit vom Frankenreich gebracht, als der große Kaiser am 28. Januar 814 aus dem Leben schied. Aber im Norden hatten sich schon wieder neue Wolken zusammengeballt. Die Brüder Harald und Reginfried, die aus den Thronstreitigkeiten nach der kurzen Regierung des Dänenkönigs Hemming siegreich hervorgegangen waren, mußten bald den Söhnen des Königs Gottfried weichen. Sie flohen zu den Obotriten, und Reginfried verlor bei dem Versuch, von hier aus die Herrschaft wiederzugewinnen, sein Leben. Harald aber eilte zu Kaiser Ludwig, den er für seine Sache gewann, indem er ihm als Lehnsherrn huldigte. Aber das Reich des neuen Vasallen mußte erst erobert werden. Mit dieser Aufgabe wurden die Sachsen und Obotriten betraut. Im Frühjahr 915 überschritten ihre vereinten Scharen die Eider und schlugen nach sechs Tagemärschen durch das Land „Sinlendi“ am Meeresgestade ein Lager auf. Die Dänen hielten mit starker Mannschaft und einer Flotte von 200 Schiffen eine nahe gelegene Insel, vermieden aber den Kampf. Ohne eine Flotte, deren Notwendigkeit schon Karl der Große erkannt hatte, war ihnen nicht beizukommen. Weder die Verwüstung der umliegenden Landschaft noch die Mitführung von 40 Geiseln konnte über den Mißerfolg dieser großen nach dreitägigem Lagern wieder zurückkehrenden Expedition hinwegtäuschen.

Ein solches Eingeständnis der Ohnmacht konnte nicht wettgemacht werden durch das Gepränge der Reichsversammlung, die Kaiser Ludwig im Juli 815 in Paderborn abhielt. Wohl huldigten ihm hier die unterworfenen Slavenstämme; wohl wurde Harald neue Unterstützung verheißen, aber dem Fortgang seiner Sache traute man so wenig, daß, als anfangs 817 Gesandte der Söhne König Gottfrieds wegen der durch Harald bereiteten Bedrängnisse beim Kaiser um Frieden baten, man dies für ein heuchlerisches Vorgeben hielt und Harald weiter unterstützte.

Und nun zog sich sogar bei den bisher so getreuen Obotriten drohendes Gewölk zusammen. Dort war Ceadrag, Thraskos Sohn, zu seinen Jahren gekommen, und Ludwig befahl, vielleicht veranlaßt durch eine obotritische Gesandtschaft, die er im Jahre 816 in Compiègne

empfangen hatte, dem seit Thraskos Tode regierenden und von Karl dem Großen selber eingesetzten Fürsten Slaomir, fortan die Herrschaft mit Ceadrag zu teilen. Slaomir brauste zornig auf. Und jetzt wußte er, daß auf den nicht fernen dänischen Inseln ein unbezwungenes Volk hauste, an das der Arm des Kaisers nicht heranreichte. Hier bot sich ihm wie von selbst die nötige Hülfe; hierhin, an König Gottfrieds Söhne, sandte er seine Boten, und schnell war der Bund geschlossen. Von drei Seiten zugleich eilten eine Dänenflotte elbaufwärts, ein Dänenheer von der Eiberggrenze und das Obotritenheer von Osten auf die Feste Eßesfeld zu. Aber die Besatzung hielt aus; die Belagerer zogen wieder ab.

Und noch einmal schien dem Erben des großen Karl ein wirklicher Erfolg beschieden: das sächsisch-fränkische Heer, das im folgenden Jahre (818) ins Obotritenland eindrang, nahm den Abtrünnigen gefangen und brachte ihn nach Aachen vor den Kaiser. Dort wurde er sogar von den Vornehmsten seines eigenen Volkes schwer angeklagt und zur Verbannung verurteilt. Die Herrschaft über den Obotritenstamm wurde Ceadrag zugesprochen.

Der Erfolg war aber kein bleibender: die Obotriten hatten 819 auf Befehl des Kaisers den Harald zu seinen Schiffen zurückgeleitet. Der aber, der langwierigen und aussichtslosen Kämpfe müde, hielt es jetzt für geratener, sich mit seinen alten Gegnern zu einigen. Mit zweien der Söhne Gottfrieds teilte er sich in die Herrschaft, die beiden andern wurden vertrieben. So war das Frankenreich um den für die Unterstützung Haralds ausbedungenen Lohn betrogen. Aber nicht nur das! Ceadrag mußte zu diesem Umschwung im benachbarten Norden irgendwie Stellung nehmen. Er tat es, indem er die nächstliegende Gefahr von sich abzuwenden suchte und sich mit den Dänen verband. Der Vasallenpflicht gegen den fernen Kaiser gedachte auch er nicht. Ludwig tat weiter nichts dagegen, als daß er den verbannten Slaomir in seine Heimat zurücksandte; der aber starb unterwegs (921) in Sachsen, nachdem er auf dem Krankenlager die Taufe empfangen hatte, der erste und auf lange Zeit einzige seines Volkes, von dem dies berichtet wird.

Auch jetzt raffte Ludwig sich nicht zu durchgreifendem Handeln auf. Das einzige, was wir erfahren, war, daß er 822 durch die Sachsen auf dem rechten Elbufer an einem Orte „Delbende“ (viell. an der Stelle des heutigen Lauenburg) nach Vertreibung der dorthin vordrungenen Wenden eine Burg errichten ließ. Indessen ließen es auch die Obotriten nicht zum offenen Bruch kommen; auf dem Reichstag zu Frankfurt erschienen im Dezember außer anderen Slavenstämmen auch ihre und der Wilzen Gesandte mit Geschenken für den Kaiser. Die Wilzen machten ihn sogar bald darauf zum Schiedsrichter in ihren inneren Streitigkeiten: Ihr Fürst (rex) Liub, der in Gemeinschaft mit seinen Brüdern über sie geherrscht, aber als der älteste die Regierungsgewalt innegehabt hatte, war im Kampfe mit den Obotriten gefallen. Das Volk hatte darauf zuerst seinen ältesten Sohn Milegast erwählt,

ihn aber wegen Unwürdigkeit wieder abgesetzt und die Herrschaft seinem jüngeren Bruder Cealadrag übertragen. Beide Brüder erschienen im Mai 823 auf der Frankfurter Reichsversammlung vor dem Kaiser, der sich für den jüngeren entschied. Ihm stand die Gunst seines Volkes zur Seite. Beide aber wurden mit reichen Geschenken entlassen, nachdem sie Treue geschworen hatten.

Das Verhältnis der Obotriten zum Kaiser ließ dagegen zu wünschen übrig. Ceadrag wurde auf der gleichen Versammlung der Untreue gegen die Franken beschuldigt, und daß er es schon lange unter allerlei Ausflüchten vermieden hätte, vor dem Kaiser zu erscheinen. Nun bequeme er sich doch, dem Kaiser im November zu Compiègne persönlich seine Entschuldigungsgründe vorzubringen. Er fand auch, obwohl er nicht ganz schuldlos schien, „wegen der Verdienste seiner Väter“ Verzeihung und kehrte beschenkt heim.

Aber das alte Vertrauensverhältnis wollte nicht wiederkehren. Und im Obotritenvolke selber muß es darüber zu inneren Mißhelligkeiten gekommen sein, denn es waren obotritische Edle, die im Juni 826 auf der Reichsversammlung in Ingelheim ihren Fürsten Ceadrag vor dem Kaiser schwer anklagten. Der Fürst wurde sogleich bei Androhung strenger Bestrafung seiner Treulosigkeit auf den Oktober nach Ingelheim geladen. Dort hielt ihn der Kaiser fest, bis die zu den Obotriten gesandten Königsboten zurückkehrten und meldeten, die Meinung des Volkes sei zwar geteilt, aber die Besseren und Vornehmeren seien mit der Wiedereinsetzung des Fürsten einverstanden. So wurde Ceadrag wieder eingesetzt, nachdem er dem Kaiser Geißeln gestellt hatte.

Das ist das Letzte, was wir über Ceadrag erfahren. Die Nachrichten werden jetzt sehr dürftig und unbestimmt. Zunächst scheint aber doch Ruhe im Norden geherrscht zu haben; hatte doch sogar der Dänenkönig Harald soeben in Aachen die Taufe empfangen und dem Kaiser seine alte Huldigung erneuert! So glaubte Kaiser Ludwig zur Ausföhrung der Pläne, die sein großer Vater in den letzten Jahren seines Lebens genährt hatte, schreiten zu dürfen, zur Begründung einer Mission für Nordgermanen und Slaven. Im November 831 wurde der Mönch Ansgar vom Kloster Corbie an der Somme, der schon unter den Dänen und Schweden das Evangelium gepredigt hatte, zum Erzbischof des neu zu errichtenden Hamburger Erzstiftes und zum Primas sämtlicher erhofften nordischen und wendischen Bistümer geweiht. Gewiß ein großer, weitsehender Gedanke, die Welt des Nordens und des Ostens zugleich kirchlich an Deutschland zu fetten! Aber in der Hauptsache blieb er ein schöner Plan. So segensreich der Apostel des Nordens unter Dänen und Schweden wirkte, bei den Wenden hatte er keinen Erfolg. Durch Loskaufen gefangener wendischer Knaben, die er im Christentum erziehen ließ, hoffte er wenigstens eine spätere Missionstätigkeit vorbereiten zu können. Aber auch diese Hoffnung brachten die kommenden Stürme zum Scheitern.

Augenscheinlich hatte sich seit 826 die Unterordnung der Wenden unter das Frankenreich gelockert, war sie doch schon seit 817 nur mit Mühe aufrecht erhalten worden. Die unheilvollen Zerwürfnisse, die nun zwischen Ludwig und seinen Söhnen ausbrachen und bis zum Ende seiner Regierung die Kräfte des Reiches lahm legten, mußten diese Entwicklung vollenden. 838 sehen wir Obotriten und Wilzen, zum ersten Male geeint, in offenem Aufstand. Die gegen sie ausgesandten Grafen Adalgar und Egilo meldeten zwar ihre Unterwerfung. Aber im nächsten Jahre standen sie schon wieder in Waffen, verstärkt durch die Sorben und die Linonen, und wagten sogar in die sächsische Mark einzubrechen.

So ging Ludwigs des Frommen Regierung 840 zu Ende. Was sein großer Vater mühsam und planvoll geschaffen hatte, war ihm unter den Händen zerronnen. Und als sein jüngster Sohn Ludwig der Deutsche, dem durch den Vertrag von Verdun der östlichste, deutsche Teil des Karolingerreichs zugefallen war, sich den slavischen Dingen wieder zuwenden konnte, mußte er das Werk ganz von vorne beginnen. 844 gelang es ihm die Obotriten zu besiegen, wobei deren König Gzomiu zu I fiel. Aber von einem entscheidenden Erfolge war keine Rede; gleich nach seinem Abzug brachen die Slaven die versprochene Treue. Schon das nächste Jahr sah, nachdem die Normannen von dem zerstörten und geplünderten Hamburg wieder gewichen waren, Kämpfe zwischen Sachsen und Wenden. König Ludwig selber ließ sich noch durch eine wendische Friedensgesandtschaft von einem für den Herbst gegen sie geplanten Kriegszug zurückhalten. So wechselten auch in den nächsten Jahren Kriegszüge und Friedensgesandtschaften ohne nennenswerthes Ergebnis. 862, wo der König selber das Heer führte, soll er wenigstens den Obotritenfürsten Tabomiu zu I gezwungen haben, seinen Sohn nebst anderen als Geiseln zu stellen. Hiernach herrschte doch einige Jahre Ruhe. Erst 867 erfahren wir wieder von einem Kriegszuge, dem letzten, den Ludwig der Deutsche durch seinen Sohn Ludwig gegen die Obotriten unternahm. Jetzt gelang es endlich wieder, diesen Stamm zur alten Tributpflicht zurückzuzwingen, der er sich bei Lebzeiten dieses Königs nicht mehr zu entziehen wagte. Ein zehnjähriger Friedenszustand, der hiernach endlich für dies kampfdurchtobte Grenzgebiet anbrach, war die schönste Nachwirkung dieses erfolgreichen Unternehmens.

Kaum aber hatte Ludwig der Deutsche seine Augen geschlossen, da gedachten schon die Linonen und benachbarte Slaven die lästige Tributpflicht abzuschütteln. Zwar gelang es seinem Sohne Ludwig noch, durch Unterhandlungen den drohenden Aufstand abzuwenden und die Tributpflicht zu erhalten. Aber es hatte sich kaum der Mühe verlohnt: Schon nach drei Jahren brach die ganze unscheinbare Wendenherrschaft, wie sie Ludwig der Deutsche endlich wieder errichtet hatte, mit einem Schlage zusammen. In der Nähe von Hamburg war das Heer, das unter Führung des Sachsenherzogs Brun einer von Wenden verstärkten Wikingerschar entgegengetreten war, aufgerieben worden. Die schwere deutsche Niederlage entfesselte einen allgemeinen Slavenaufstand. In

Thüringen gelang es zwar dem Grafen Poppo, den Ansturm abzuwehren. Aber Nordalbingien lag, nachdem der Herzog und zahlreiche Edle an der Spitze des vernichteten Sachsenheeres gefallen waren, als wehrlose Beute zu Füßen der slavischen Scharen, die ihre festen Siedelungen jetzt wohl über Karls des Großen Sachsendrenze und in das hannöversche Wendland vorschoben.

Unter diesen Wirren verschied König Ludwig der jüngere. Karl der Dicke, der dann noch einmal das Karolingerreich in seiner Hand vereinigte, war nicht der Mann, diesem Unheil zu steuern. Noch 886, wo Bischof Wulfher von Minden und viele andere unter den Schwertern der Wenden fielen, tobte der verheerende Kampf an der Unterelbe. Und als endlich das Ostreich in Arnulf von Kärnten wieder einen kräftigen Herrscher gewann (887), da fanden sich nicht allein Gesandtschaften mancher Slavenstämme, sondern auch dänische zur Huldigung ein. Die Dbotriten aber verharrten in trotziger Zurückhaltung. Die auf der Reichsversammlung zu Forchheim im Mai 889 gegen sie beschlossene Heerfahrt verlief erfolglos. Endlich im Mai 895 erschienen ihre Gesandten in Salz an der Saale vor König Arnulf mit Geschenken. Ihren Wunsch, Frieden zu schließen, gewährte der König. Das bedeutete lediglich die Wiederherstellung des Friedenszustandes, nicht der früheren Abhängigkeit. Die Herrschaft über die baltischen Slaven war dem Reiche entglitten. Und der Friede war auch nur von kurzer Dauer: Raubzüge der Dänen, Slaven und Ungarn verheerten in den nächsten Jahrzehnten um die Wette das unter schwachen Herrschern wehrlose deutsche Land.



Kapitel IV.

Die Wenden unter den sächsischen Kaisern.

Das lange Schweigen der Quellen läßt die Größe der Not, unter der Deutschland zu Beginn des 10. Jahrhunderts fast zu Grunde zu gehen drohte, nur von ferne ahnen. Auch als den Deutschen in Heinrich I. wieder ein Mann erstand, konnte selbst die kühnste Hoffnung sich zunächst nur auf eine erfolgreiche Abwehr der äußeren Feinde richten. Um die dringendste Not — wenn auch nur vorübergehend — zu lehren, hatte

der zum Königsthron erhobene Sachsenherzog mit den Ungarn 924 einen neunjährigen Waffenstillstand geschlossen. Die dadurch gewonnene Ruhe vor den gefährlichsten Feinden benutzte er zur Errichtung fester Burgen und zur Bildung eines tüchtigen Reiterheeres aus seinen Dienstleuten. Und jetzt zeigte sich sogleich, was es zu bedeuten hatte, daß der Schwerpunkt des Reiches nach Osten an die Slavengrenze gerückt, daß dem waffenstarken Sachsenstamm das Schwert des Reiches anvertraut war.

Zur Erprobung der Kriegstüchtigkeit des neu geschaffenen Heeres boten sich wie von selber die benachbarten Slaven dar. Die Probe fiel glänzend aus. Nachdem Heinrich im Winter 928 Brandenburg, die Hauptfeste der Heveller, erstürmt hatte, unterwarfen sich die Obotriten und die Wilzen. Darnach bezwang der König noch die Daleminzier und die Böhmen; durch eine Reihe schnell hintereinander geführter Schläge war bis Ende 928 das ganze Slavengebiet von der Ostsee bis Böhmen wieder tributpflichtig gemacht, ja sogar, was noch nie geschehen, der Aufsicht sächsischer Grafen unterstellt.

Aber die Freiheitsliebe der unbändigen Redarier wollte diesen fast plötzlichen Umschwung nicht als unabänderlich hinnehmen. Schon im nächsten Jahre brach dieser Stamm los, überschritt die Elbe, zerstörte den Ort Walsleben und morkelte die Einwohner nieder. Mit Windeseile breitete sich der Aufstand über alle Stämme der baltischen Slaven aus. Graf Bernhard, dem das Land der Redarier unterstellt war, fiel die Aufgabe zu, den Aufstand niederzuschlagen. Mit dem Grafen Thietmar von Nordthüringen schritt er zur Belagerung der wendischen Feste Lenzen. Am fünften Tage der Belagerung kam die Meldung, daß ein wendisches Entsatzheer heranrückte. Die Sachsen blieben die ganze Nacht in Erwartung eines Überfalls unter den Waffen. Eine am frühen Morgen vom Grafen Bernhard selber geleitete Erkundung ergab, daß die Reiterei der Wenden nicht stärker war als die sächsische. Dazu kam aber auf wendischer Seite eine unzählige Menge von Fußgängern, die jedoch unter dem Unwetter der verfloffenen Nacht sehr gelitten hatten und von den Reitern kaum mit Gewalt in den Kampf getrieben werden konnten. Die heiße Schlacht, die nun entbrannte, wurde durch einen Flankenangriff von fünfzig Geharnischten, die Thietmar auf Bernhards Mahnung im rechten Augenblick entsandte, entschieden. Der 4. September sah einen glänzenden Sieg der deutschen Waffen, ersochten von einem kleinen Häuflein über eine gewaltige Übermacht, die nahezu völlig vernichtet wurde. Die Zahl der wendischen Opfer wird — gewiß übertrieben — in den Quellen mit 120 000, ja sogar mit 200 000 angegeben. Die Erbitterung war so hoch gestiegen, daß noch am Tage nach der Schlacht die 800 gefangenen Wenden niedergehauen wurden.

Als erste Frucht des Sieges fiel den Sachsen die Burg Lenzen in die Hände: Die Besatzung durfte waffenlos abziehen, aber alle ihre Habe nebst Weibern und Kindern mußte sie den Siegern zur Beute zurücklassen. Nachhaltig aber war die niederschmetternde Wirkung dieses Sieges auf die Wendenstämme. An erneuerte Empörung wagte fürs erste keiner von

ihnen zu denken; die deutsche Herrschaft über die Wenden stand wieder auf festen Füßen. Widerstandslos duldeten jetzt die Obotriten die Predigt des Evangeliums, das Bischof Adalward von Verden voll heiligen Eifers in ihrem Lande verkündete. fand er auch bei den heidnischen Massen keinen Zulauf, so glückte es doch, den ersten Obotritenfürsten im eigenen Lande durch die Taufe in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen. Und selbst als 933 die Horden der Ungarn nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder in die deutschen Lande einbrachen, wagten die Slaven nicht mit ihren alten Genossen in der Verwüstung Deutschlands gemeinsame Sache zu machen. So steckte ihnen der Schrecken von Lenzen noch in den Gliedern und die Furcht vor König Heinrichs neu geschärftem deutschen Schwert, das sich nun auch an den Ungarn bewähren sollte.

Ein großer Teil dieser Furcht kam doch auf Rechnung der Person des deutschen Königs, dem es gelungen war, das zu einem Schatten herabgesunkene Karolingerreich in kürzester Zeit wieder auf die alte Höhe zu heben; der jetzt der Niederwerfung der Ungarn noch die Besiegung der gefürchteten Dänen (934) hinzugefügt und gleich darauf durch Unterwerfung der Ukrer in der heutigen Uckermark das tributpflichtige Slavengebiet, seine Ausdehnung noch über den Herrschaftsbereich Karls des Großen steigend, bis zur Oder erstreckt hatte. Seit Lenzen haben, solange Heinrich lebte, von allen Slavenstämmen nur die Redarier sich zu einer unbotmäßigen Handlung hinreißen lassen, indem sie sich an den Gesandten des Königssohnes Thankmar vergriffen.

Darüber war König Heinrich zu früh ins Grab gesunken, seinem Sohne und Erben, dem großen Otto, die Sühnung des Frevels hinterlassend (936). Der zog gleich nach seiner Krönung gegen die Redarier zu Felde und legte den Oberbefehl in die Hände Hermann Billungs, des rechten Mannes, mochten ihn auch viele, selbst sein älterer Bruder Wigmann, darum neiden. Die Empörer wurden geschlagen, in eine ihrer Burgen zurückgeworfen und nach schweren Verlusten zur Unterwerfung gezwungen. Am 14. Oktober weilte König Otto schon wieder in Magdeburg.

Die Zeiten waren aber jetzt vorüber, wo die deutschen Herrscher sich mit dem Tribut der unterworfenen Slavenstämme begnügten, sie aber im übrigen völlig sich selbst überließen. Schon König Heinrich hatte einen ersten Schritt vorwärts getan, indem er die einzelnen Slavenstämme unter die Aufsicht sächsischer Grafen gestellt hatte. Otto ging auf diesem Wege weiter: er schuf aus dem nördlichen Slavengebiet zwei große Markgraffschaften. Die eine zwischen Ostsee, Elbe und Peene, die Obotriten, Kessiner und Circipaner umfassend, übergab er dem Redarierbezwinger Hermann Billung, der später, zum Herzog erhoben, der Stammvater des sächsischen Herzogshauses der Billunger wurde. Die andere südlicher an der Mittelelbe gelegene Markgraffschaft, die auch die mecklenburgischen und benachbarten Stämme der Tollenser, Redarier, Ukrer und Heveller einschloß, erhielt Graf Gero, beide erprobte Männer der Tat, die ihrem König eine unerschütterliche Treue bewahrten.

Bei anderen stand die Treue nicht so fest. Neid und Mißgunst, die schon bei Ottos Heereszug gegen die Redarier sich hervorgewagt hatten, zogen aus diesen Ernennungen neue Nahrung. Ottos eigene Brüder ließen sich zu bewaffneter Empörung hinreißen im Bunde mit den mächtigen Herzögen von Franken und Lothringen, ja sogar mit vielen sächsischen Großen. Wie hätten die Slaven ruhig bleiben sollen, als von allen Seiten auf den jungen König eingestürmt wurde. Obotriten und Wilzen sahen schon wieder die Freiheit winken und stürzten sich verheerend über die sächsischen Grenzgebiete. Von Norden taten die Dänen das gleiche. Ein gegen die Obotriten gesandtes Sachsenheer wurde mit seinem Führer Haila aufgerieben.

Am meisten gefürchtet und gehaßt aber war bei den Slaven der Markgraf Gero. Ihn dachten sie mit List zu beseitigen. Aber Gero kam ihnen zuvor. Er überfiel gegen dreißig ihrer Häuptlinge nächtlicher Weile, als sie auf einem Gelage trunken beisammen waren, und brachte sie um. Aber bei noch so tüchtiger Gegenwehr konnte er allein auf die Dauer nicht allen Slavenstämmen um ihn herum Stand halten. König Otto, der bald am Rhein, bald an der Sachsengrenze kriegerisch auftreten mußte, hatte ihm mehrmals durch kräftige Schläge Luft gemacht und die Slaven in große Bedrängnis gebracht. Aber diese wollten vom Kampfe nicht ablassen und nahmen in ihrer zäh ausdauernden und genügsamen Art jedes Elend auf sich, um die teure Freiheit zu retten. Da führte verräterische List die Entscheidung herbei: In den Händen der Sachsen befand sich noch von König Heinrichs Zeiten her der Fürst Tugumir, dem nach dem Erbrect die Herrschaft über die Heveller zustand. Durch Geld und Versprechungen gewonnen, begab er sich zu seinem Volke in die Burg Brandenburg zurück, vorgebend, er sei aus der Gefangenschaft entkommen. Das Volk nahm ihn als seinen Herrscher an. Er aber brachte seinen Neffen, der allein von den Fürsten des Volkes noch übrig war, nachdem er ihn zu sich eingeladen hatte, hinterlistig ums Leben und übergab die Burg nebst dem ganzen Stammesgebiet der Gewalt des Königs. Darauf unterwarfen sich alle Slavenstämme bis zur Oder.

Während so in den Jahren 939—941 der Widerstand der Slaven gebrochen wurde, gelang es dem König gleichzeitig auch dem Reiche den inneren Frieden wieder zu erkämpfen. Was das Schwert wiedergewonnen hatte, sollte ihm jetzt das Kreuz unauflöslich an sein Reich fetten helfen: die alten Pläne, die schon zu den Zeiten des Karolingerreiches die Ausbreitung des Christentums über den germanischen Norden und den slavischen Osten ins Auge gefaßt hatten, schienen jetzt, von der starken Hand dieses Königs wieder ergriffen, endlich zur Tat werden zu sollen. Im Norden führten friedliche Verhandlungen mit dem Dänenkönig Harald bald zu greifbaren Ergebnissen: es entstanden die Bistümer Schleswig, Aarhus und Ripen als erste Suffragane des Hamburger Erzstifts. Im Osten bedurfte es keiner Verhandlungen mit selbständigen fremden Gewalten. Hier war Otto nach der Niederwerfung der aufständischen Wenden selber der Herr, wie es noch niemals ein deutscher Fürst gewesen war. In der Markgrafschaft Geros errichtete er die Bistümer Havelberg und Branden-

burg, die beide in das Gebiet des heutigen Mecklenburg übergriffen: Havelberg den Süden bis zur Elbe und die Gebiete der Tollenser und Redarier umfassend, Brandenburg vom äußersten Süden des heutigen Mecklenburg-Strelitz die Gegend um Fürstenberg abschneidend. Beide Bistümer stattete Otto reich aus mit Gütern und Abgaben der ihnen zugetheilten Slavengebiete. Hier, wo durch des Markgrafen Gero rücksichtslose Tatkraft der slavische Fürstenstand stark gelichtet war und einer der wenigen übriggebliebenen sich zum willenlosen Werkzeug der deutschen Pläne und zu schmählichem Verrat der eigenen Volksgenossen hergegeben hatte, schickte sich Otto an, als wirklicher Herr des Landes über Abgaben, Gefälle und liegendes Arongut nach freiem Ermessen zu verfügen. Das hatte noch keiner seiner Vorfahren auf dem fränkisch-deutschen Throne gewagt. Für sie war auch das unterworfenen Slavenland stets nur tributpflichtiges Ausland gewesen. Erst Otto schlug es wirklich zum Reiche als dessen Bestandteil und legte sich über die noch geduldeten einheimischen Fürsten die entscheidenden Rechte der Landeshoheit bei.

Nur bei den Dbotriten und den nördlichen Wilzenstämmen ist von solchen Dingen nichts zu erkennen. Wenn auch dem Reiche tributpflichtig und unter die billungische Mark gestellt, scheinen die einheimischen Fürsten hier doch im Besitze der wesentlichsten landesherrlichen Rechte geblieben zu sein. Hier fehlte es Otto daher noch an Mitteln, ein neues Bistum zu errichten und auszustatten. Einstweilen wurde dieser die Hauptmasse Mecklenburgs nebst dem östlichen Holstein und Lauenburg umfassende Landstrich dem Bistum Schleswig unterstellt. Von einer Missionstätigkeit ist aber hier noch keine Rede, während im Havelgebiet mit dem Bau von Kirchen ein erster Anfang gemacht wurde.

Aber Ruhe und Friede, ohne die solche vielversprechende Keime nicht Wurzel fassen und gedeihen konnten, flohen nur zu bald wieder. Der nie rastende Hader unter den Großen des Reiches lohete wieder unheildrohend auf, als 953 des Königs nächste Angehörige, sein Sohn Ludolf von Schwaben und sein Eidam Konrad von Lothringen, die Fahne des Aufbruchs entrollten. Ein neuer Ungarneinfall ergoß sich 954 verheerend über das Reich. Konnten die Slaven je eine bessere Gelegenheit finden, ihre theils schwer bedrohte, theils schon verlorene Freiheit wiederzugewinnen? Schon 954 hatte Markgraf Gero zusammen mit Herzog Konrad, der inzwischen mit Ludolf vom König wieder zu Gnaden angenommen war, über die auffässigen Ukrer einen glänzenden Sieg errungen. Aber jetzt nahmen auch die nördlicheren Wendenstämme eine drohende Haltung ein.

Zwei sächsische Edle, Wichmann und Ekbert, nahe Verwandte des Königs, konnten es ihrem Ohm, dem Herzog Hermann Billung, immer noch nicht vergessen, daß er einst vom König ihrem inzwischen verstorbenen Vater Wichmann vorgezogen war. Die sich offen Empörenden hatte Herzog Hermann über die Elbe gedrängt, wo sie bei den auffässigen Dbotritenfürsten, den Brüdern *Nacco* und *Stoiner*, freundlich aufgenommen wurden. Der Herzog folgte ihnen im März 955 über die Elbe. Fast hätte er sie in der Burg „*Smithleiscranne*“ überrascht. Aber im letzten

Augenblick gewarnt, konnten die Wenden noch rechtzeitig zu den Waffen greifen. Der Herzog aber zog ab, nachdem vor den Toren der Burg gegen 40 wendische Krieger niedergehauen waren. Auch als nach Ostern die Wenden unter Wichmanns Führung einen Rachezug ins sächsische Gebiet unternahmen, fühlte sich Herzog Hermann noch zu schwach, um eine Schlacht zu wagen; durch den in Bayern noch nicht beendeten Bürgerkrieg war seine Heeresmacht geschwächt. Er empfahl daher dem Volk, das in die Burg der „Cocarescemier“ geflüchtet war, mit den Wenden Frieden zu schließen. So ward den sächsischen Freien samt ihren Weibern und Kindern der Abzug bewilligt. Als aber beim Eindringen in die Burg ein Wende in der Frau eines Freigelassenen seine frühere Magd erkannte, suchte er sie dem Manne zu entreißen. Dieser antwortete mit einem Faustschlag. Da fielen die Wenden über die Sachsen her und machten sie alle nieder ohne die Frauen und Kinder, die sie als Gefangene mit sich führten.

Auch diese treulose Bluttat konnte König Otto nicht sogleich rächen. Ein abermaliger Einfall der Ungarn rief ihn wieder nach Bayern zurück. Und während er dort auf dem Lechfeld ihre Horden in blutigem Kampfe zersprengte (10. August), wurde die Lage an der Slavengrenze noch verschlimmert durch eine empfindliche Schlappe, die Graf Dietrich von Nordthüringen beim Überschreiten eines Sumpfes von schon zurückgeworfenen, aber plötzlich wieder andringenden Wenden erlitten hatte. Nun aber hatte der König die Hände wieder frei. Sein eben erst mit neuem unsterblichen Ruhm geschmücktes Schwert durfte noch nicht rasten. Durch das Friedenserbieten der Wenden, die wieder in das alte Tributverhältnis zurückzukehren bereit waren, aber im übrigen Herren im eigenen Lande bleiben wollten, ließ er sich jetzt nicht mehr zurückhalten. Er verlangte volle Sühne der blutigen Frevel. So zog er verheerend ins Slavenland ein. Endlich gelangte er an einen Fluß „Kaxa“, früher als Neckitz, neuerdings aber auch als Kefe (Oberlauf der Elbe etwa zwischen Müritz und Rölpin=See) ge- deutet. Jenseits des schwer zu überschreitenden, von Sümpfen begleiteten Flusses stand der Wendenfürst Stoinef mit gewaltiger Heeresmacht. Der schnitt seinem königlichen Gegner alsbald durch ein im Rücken des deutschen Heeres angelegtes Verhau zugleich Rückzug und Zufuhr ab. In Ottos Lager hielten Hunger und Krankheiten ihren Einzug. Verhandlungen, die er durch Gero mit Stoinef anknüpfte, gaben diesem nur die willkommene Gelegenheit, den Feind in seiner Hülflosigkeit zu verhöhnen. Ingrimig kündete ihm Gero den Kampf für den morgenden Tag an.

Der König beschloß, diese Drohung wahr zu machen. Noch in der Nacht schlug Gero mit den Ranen, wendischen Bundesgenossen von der Insel Rügen, eine Meile abwärts drei Brücken über den Fluß, während der König den Feind in der Front heftig angriff, als wollte er den Übergang erzwingen. Sobald aber die Fertigstellung der Brücken gemeldet war, eilte auch der König zur Übergangsstelle. Die Wenden folgten auf dem andern Ufer, kamen aber, da sie einen längeren Weg hatten und meist unberitten waren, zu spät und erschöpft an. Sie wurden leicht überwunden und unerbittlich verfolgt. Auch Stoinef, der von einem Hügel den Ausgang erwartet hatte, wurde

auf der Flucht niedergehauen. Das Lager der Wenden wurde noch am Tage genommen, aber erst in tiefer Nacht nahm das Würgen ein Ende. Am Morgen darauf wurde Stoines Haupt abgeschlagenes Haupt im Felde aufgestellt, 700 Gefangene darum her enthauptet und sein Ratgeber mit ausgestochenen Augen und ausgerissener Zunge hilflos unter den Leichen gelassen. So übte Otto unerbittlich blutige Rache. Wichmann aber und Ekbert entgingen ihm; sie flohen nach Frankreich zum Herzog Hugo.

In der denkwürdigen Schlacht, die am 16. Oktober geschlagen wurde, hatten gegen den König die Obotriten, Circipaner, Tollenfer und andere Wilzen, wohl die stets kampflustigen Redarier, im Felde gestanden. Aber trotz der Schwere ihrer Niederlage gaben sie noch nicht alle den Widerstand auf. Bis zum Jahre 960 einschließlich hatte der König fast in jedem Jahre gegen Slaven zu kämpfen, darunter 957 bestimmt gegen die Redarier.

Inzwischen hatte der heimgekehrte Ekbert die Verzeihung des Königs gefunden. Auch Wichmann erlangte sie 958 durch Geros Fürsprache. So konnte der König 961 in zuversichtlicher Hoffnung auf eine längere Friedenszeit seine Romfahrt antreten. Aber Wichmann konnte von dem unstätigen Leben nicht mehr lassen: uneingedenk des seinem König geleisteten schweren Eides versuchte er den Dänenkönig Harald zum Kriege zu verleiten. Von diesem nicht erhört, ergab er sich dem Wegelagern, bis ihn Gero 863 zu den Wilzen zurücksandte. Als deren Führer besiegte er die Polen, die er dadurch, sicherlich ohne es zu wollen, dem Deutschen Reiche in die Arme trieb. Als dann 967 die altüberkommene Feindschaft zwischen dem Wagrierfürsten Selibur und dem Obotritenfürsten M i s t i w o i zu offenem Kampfe ausartete, erschien er, von Selibur herbeigerufen, zu dessen Unterstützung. Bot sich ihm doch hier die Gelegenheit, gegen seinen verhassten Ohm Hermann zu kämpfen, der mit einem sächsischen Heere den Obotriten zu Hülfe gezogen war. Mit Selibur in dessen Burg eingeschlossen, gelang es ihm, sich durch die Belagerer hindurchzuschleichen, um Hülfe von den Dänen herbeizuholen. Aber der Mangel an Lebensmitteln zwang Selibur schon nach wenigen Tagen zur Übergabe. Er verlor seine Herrschaft an seinen Sohn. Wichmann aber entwich wieder zu den Wilzen und reizte die Wolliner und andere Wilzenstämme gegen Herzog Miesco von Polen auf, der damals schon mit dem Kaiser verbündet war. Hier im Kampfe mit den Polen fand Wichmanns unstätiges Leben endlich ein Ziel in einem ehrlichen, stolzen Soldatentode. Bei aller Treulosigkeit gegen seinen König und sein Vaterland war er doch ein ganzer Mann von unheimlich unbeugsamer Folgerichtigkeit. Der Geist unverföhnlicher Rache, von dem alle seine Taten eingegeben waren, hatte in den Feinden seines Volkes, den Slaven, ein geeignetes Werkzeug gefunden und auch wohl herangebildet. Ohne die Leitung dieses germanischen Rieken hätte ihre weichere Art wohl nicht solche Kräfte des Widerstandes entwickelt.

Von der Niederlage, die die Wilzenstämme unter Wichmanns Führung von den Polen erlitten, waren auch die Redarier schwer betroffen.

Otto, der nach Gewinnung der Kaiserkrone noch lange von italienischen Dingen in Anspruch genommen wurde, gab auf die Kunde von diesen Ereignissen am 18. Januar 968 von Capua aus den sächsischen Großen die Weisung, den immer wieder treubruchigen Redariern keinen Frieden zu gewähren, sondern das Werk durch die Vernichtung dieses Stammes zu krönen. So deutlich sah der Blick des Kaisers die einzige Möglichkeit einer endgültigen Lösung des deutsch-wendischen Rassenkampfes voraus, wie sie Jahrhunderte später unter Strömen von Blut wirklich erfolgte. Aber sein Brief kam zu spät: der Friede mit den Redariern war schon geschlossen, und da gerade ein Krieg mit den Dänen drohte, wollten die Sachsen sich nicht durch neue Unternehmungen gegen die Slaven die Hände binden.

Die drohende dänische Kriegswolke zog vorüber. Auch die Slaven, durch die schweren verlustreichen Kämpfe ermattet, verhielten sich ruhig. So konnten in die von Roß und Mann zerstampften Gefilde wieder Werke des Friedens einziehen. Aus der Fülle kraftvoller Männergestalten, mit denen der große Otto sich umgeben hatte, war vor kurzem der gewaltigste einer, die jemals der niedersächsischen Stamm hervorbrachte, der Slavenbezwinger Gero, geschieden. Das Werk seines Lebens hatte er würdig abgeschlossen durch die Unterwerfung der Lausitzer (963) und die Zinsbarmachung der Polen. Darnach hatte der Greis in Rom am Altar des hl. Peter seine siegreichen Waffen niedergelegt. In dem von ihm gestifteten Kloster Gernrode beschloß er zwei Jahre später sein tatensreiches Leben. Es gab niemanden, der ihn hätte ersetzen können. So wurde seine Mark in sechs Teile zerschlagen: die Nordmark mit dem Schutz der Bistümer Brandenburg und Havelberg, mit den Wilzenstämmen des südlichen Mecklenburg erhielt Markgraf Dietrich.

Hier im Havellande hatte unter Geros starkem Schutz die Kirche schon begonnen Wurzel zu schlagen. Die Befehung der Slaven schien in nahe Aussicht gerückt, nachdem fast gleichzeitig Miesco von Polen und Harald von Dänemark sich dem Christentum ergeben hatten (966). Jetzt galt es, das sich im Slavenlande entwickelnde kirchliche Leben unlösbar mit Deutschland zu verbinden. Dahin strebte Otto schon, als er 965 dem Magdeburger Moritzkloster den Zehnten des Silbertributs der Ufrer, Riezaner, Redarier, Tollenser und Circipaner verlieh. Die langersehnte Begründung des Magdeburger Erzbistums, die er dadurch vorbereitete, sah er endlich 968 vollendet. Damit war den schon bestehenden Slavenbistümern Brandenburg und Havelberg und den neu errichteten Merseburg, Zeitz, Meißen und bald auch Posen eine gemeinsame deutsche Metropole entstanden. Auch die Lücke, die im Obotriten- und nördlichen Wilzengebiet noch geklafft hatte, wurde jetzt nach des Bischofs Marco von Schleswig Tode ausgefüllt durch die Begründung eines neuen Bistums im wagrischen Oldenburg, unter dessen Oberhirt Eward eine planmäßige Missionstätigkeit auch in diesen so lange vernachlässigten Gebieten begann.

Waren die Erfolge dieser Mission auch nicht sehr groß und jedenfalls nicht nachhaltig, so wirkte doch die Achtung und die Furcht vor

dem schlagfertigen deutschen Regiment, wie es der große Otto hier endlich begründet hatte, selbst noch über dessen Lebenszeit hinaus. Das hatte außer dem großen Karl noch keiner seiner Vorgänger erreicht, daß die unterworfenen Slavenstämme den Thronwechsel ohne Empörung vorübergehen ließen. Und jetzt war sogar der gefürchtete Kaiser fast gleichzeitig mit seinem getreuen Sachsenherzog Hermann aus dem Leben geschieden (973). Und zu diesem doppelten Anreiz der Empörung gesellten sich 974 noch ein Aufruhr, der sich von Bayern über Böhmen bis nach Polen erstreckte, und ein sehr bedrohlicher Friedensbruch des Königs Harald von Dänemark! Bei alledem hielten sich die Wenden nicht nur völlig ruhig, sondern leisteten dem jungen Kaiser sogar willig Heeresfolge gegen die mit ihnen so oft verbündeten Dänen. Ihre Unterstützung wurde von entscheidender Bedeutung, als der Kaiser das Danewerk nicht bezwingen konnte; mit Hülfe der wendischen Flotte über die Schlei setzend umging er dies starke Werk und drang siegreich bis an den Limfjord vor.

Jetzt folgten einige Jahre des Friedens. Aber als Otto II. 982 an der fernen Küste Kalabriens bei Cotrone jene verhängnisvolle Niederlage erlitt, da antwortete sogleich ein Wetterleuchten im Norden: die Dänen brachen wieder über die Grenze. Nun die Macht des gefürchteten und gehaßten Reiches am Boden lag, vermochten sich auch die Slaven nicht länger zu bändigen; und gerade jetzt widerfuhr dem Fürstenhause der Obotriten eine Beleidigung, die nach Rache schrie. Mistizlav, der Sohn des Fürsten Mistivoi, war in Erwartung der Hand einer Nichte des Sachsenherzogs Bernhard, um die sein Vater für ihn erworben hatte, dem Kaiser mit tausend wendischen Reitern nach Italien gefolgt. Dort fanden fast alle den Tod. Zurückgekehrt begehrte der junge Fürst die versprochene Gattin. Aber Markgraf Dietrich, einer der Nachfolger Geros, legte sich ins Mittel: man dürfe die Verwandte des Herzogs nicht einem Hunde geben! Bis ins Innerste verletzt eilte Mistizlav nach Rethra, wo er die Stämme der Obotriten und Wilzen zu gemeinsamer Rache einte.

Im Süden brachen die Wilzen los. Am 29. Juni 983 überfielen sie Havelberg, am 2. Juli Brandenburg. Die Bischofsitze und Kirchen wurden unter bestialischen Gräueltaten zerstört. Die Obotriten plünderten und verbrannten unter ihrem christlichen Fürsten Mistivoi Hamburg und vermühten ganz Nordalbingien. Die Wilzen überschritten sogar die Elbe und drangen sengend und brennend bis zum Kloster Kalbe an der Milde vor. An der Langer trat ihnen Markgraf Dietrich, der nur mit Mühe aus Brandenburg entronnen war, mit dem schnell zusammengerafften sächsischen Aufgebot entgegen und brachte ihnen eine vernichtende Niederlage bei; nur wenige sollen entkommen und über 30000 getötet sein.

Aber das Verlorene konnte selbst dieser schöne Erfolg nicht wieder einbringen. Und verloren war und blieb fürs erste die Stellung, die nach unsäglichen Arbeiten und Kämpfen das Reich und das Christentum

im Havelgebiet gewonnen hatten. Dort, wo Unruhe und Krieg weiter gärten, war dies alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Bei den Dobotriten hatte die christenfeindliche Strömung nicht so stark in den Vordergrund treten können; hier herrschte ja ein christlicher Fürst. Sobald aber Mistivoi die Augen geschlossen hatte, flammte auch hier der Aufruhr und mit ihm der lange verhaltene Haß gegen das eben erst Fuß fassende Christentum wieder empor. Bischof Folward von Oldenburg wurde vertrieben. Das Frauenkloster Mecklenburg wurde von Mistizlav geschlossen, der seine Schwester, die Äbtissin Hodica, und die anderen Nonnen mit Edlen und Kriegern vermählte, einige auch zu den Wilzen und Kanen sandte.

Wohl endeten zwei von den Sachsen i. J. 990 ins Dobotritenland unternommene Heereszüge siegreich und brachten den Feinden große Verluste bei, aber von einer Wirkung auf die Gesamtheit der slavischen Grenzstämme war nichts zu spüren. Schon vom nächsten Jahre an hatte der junge Otto III., noch ein Knabe, alljährlich mit den Wilzen Kämpfe zu führen, die sich um den Besitz von Brandenburg drehten. Dieser Stamm hatte für eine Zeit in dem sächsischen Überläufer Rizo wieder einen deutschen Führer gewonnen, der aber schließlich (993) auch an ihm zum Verräter wurde und dem König die viel umstrittene Feste auslieferte. Heereszügen der Sachsen folgten in buntem Wechsel Einfälle der über diese Treulosigkeit ergriminten Liutizen, im nächsten Jahre gar ein allgemeiner Slavenabfall mit alleiniger Ausnahme der Sorben. Die unaufhörlichen Verwüstungen durch Slaven und Wikinger fingen an das sächsische Land zu erschöpfen; da brachte, um das Unheil voll zu machen, das Jahr 995 noch Hungersnot und Pestilenz. Es war die höchste Zeit, einen entscheidenden Schlag zu führen, um endlich wenigstens Ruhe und Frieden zu erzwingen. So rückte denn König Otto mit einem großen Heere, unterstützt von Böhmen und Polen, verwüstend durch das Land der Dobotriten und Wilzen. Am 10. September hatte er die Burg Mecklenburg erreicht, am 3. Oktober war er im Gau der Tollenser und am 6. Oktober wieder in Havelberg angelangt. Aber den Aufstand zu dämpfen war ihm nicht gelungen. Gleichwohl kam anfangs 996 ein Friede zwischen Sachsen und Slaven zustande; König Otto konnte seine Romfahrt antreten und sein jugendliches Haupt mit der Kaiserkrone schmücken.

Raum aber war der Kaiser heimgekehrt, da mußte er, den treulosen Friedensbruch der Slaven zu rächen, einen Strafzug ins Havelgebiet unternehmen. Gleichzeitig (997) fielen die Liutizen in den Bardengau ein, wo ihnen jedoch eine kleine Schar Westfalen eine vernichtende Niederlage beibrachte. Und so wechselten wieder sächsische Heereszüge mit Slaveneinfällen wie vordem.

Ein friedlicher Zustand trat erst wieder ein, nachdem Otto III., kaum zum Manne herangewachsen, i. J. 1002 im fernen Italien gestorben war. Sein Nachfolger, Heinrich II., gehörte zwar auch dem sächsischen Hause an, als dessen letztes Glied er den Kaiserthron einnahm. Aber

als Sohn und Erbe Heinrichs des Fänklers Herzog von Bayern, stand er den baltischen Slaven von vornherein nicht mit dem unverföhnlichen Haße des geborenen Sachsen gegenüber. Neben diesen in der Person des neuen Herrschers liegenden, einen Umschwung begünstigenden Momenten waren auch auf Seiten der Slaven in jüngster Zeit Veränderungen eingetreten, die nach der gleichen Richtung wirken mußten. Wenige Jahre vor seinem Tode hatte Otto III., indem er in Gemeinschaft mit dem Polenherzog Boleslav das Erzbistum Gnesen errichtete, das Band kirchlicher Abhängigkeit durchschneiden helfen, durch das Polen bis dahin mit Deutschland verbunden war. Die darin beruhende Grundsteinlegung einer polnischen Nationalkirche fiel in eine Zeit unverkennbaren Aufstiegens des Polenreiches. Schon um 995 hatte dieses durch Unterwerfung der stammverwandten Pommeren an der Ostseeküste Fuß gefaßt. Und jetzt sollte auch diese Neuvererbung in kirchlicher Hinsicht dem polnischen Hinterlande angegliedert werden, indem das junge Kolberger Bistum dem neu errichteten Gnesener Erzstift unterstellt wurde.

So bedenkliche Folgen es haben mußte, daß diese zukunftsreichen Gebiete des Ostens fortan dem Einfluß der deutschen Kirchen entzogen und einer selbständigen, nationalpolnischen Entwicklung preisgegeben wurden; fürs erste äußerte sich die Wirkung dieser Vereinbarung nur in der Art, daß die westlicheren Slavenstämme, die durch das Umsichgreifen der Polen ihre Freiheit ernstlich bedroht sahen, wieder festere Anlehnung am Deutschen Reiche suchten. Der alte Stammeshaß der Liutizen gegen die Polen zog der von diesen drohenden Unterwerfung doch ein lockeres Abhängigkeitsverhältnis zum Deutschen Reiche vor. So erschienen Ostern 1003 die Gesandten der Redarier und der anderen Liutizenstämme an König Heinrichs Hoflager in Quedlinburg. Freundliche Aufnahme, Geschenke und Versprechungen machten aus den bisherigen Aufrührern treue Bundesgenossen. In den Kämpfen gegen Boleslav von Polen, die 1005 entbrannten und sich über lange Jahre hinzogen, wurden die Liutizen die treuesten Helfer des Königs. Da zogen sie, die unbändigen Heiden, unter dem Schutze ihrer mitgeführten schrecklichen Götterbilder als Bundesgenossen des christlichen Königs gegen den christlichen Boleslav. Nur einmal (1010) scheinen sie in der Treue gewankt zu haben. Da mußte der König ein Heveller Brüderpaar aus Brandenburg wegen verdächtiger Verhandlungen mit Boleslav hängen lassen. In den späteren Heerfahrten gegen die Polen (1015 und 1017) leisteten die Liutizen wieder willig Heeresfolge; 1015 werden neben ihnen auch die Dbotriten genannt. Diese verweigerten aber 1017 ihre Beteiligung.

Zu diesem ersten Sturmzeichen nach langer Zeit friedlichen Einvernehmens kamen bald mehr. Der Bund des Kaisers mit den heidnischen Liutizen war der Geistlichkeit längst ein Dorn im Auge gewesen. Endlich ging aber der Kaiser doch von seiner sonst so streng geübten Zurückhaltung gegenüber den religiösen Angelegenheiten seiner Bundesgenossen ab. Den Bitten des Eremiten Günther, eines im Böhmerwald hausenden edlen Thüringers, nachgebend, hatte er ihm gestattet, unter den Liutizen

das Evangelium zu predigen. Der Eremit hatte aber bald wieder von seinem Unternehmen abstehen müssen. Diesem mißlungenen Missionsversuch (1017), der nur der Verschärfung des religiösen Gegensatzes dienen konnte, folgte der nicht sehr glückliche Zug gegen Bolestaw. Nach vergeblicher Verrennung der Stadt Nimptsch hatte das kaiserliche Heeresaufgebot den Rückweg angetreten. In seinem Verlaufe hatte ein Sachse das Bild einer Göttin, mit dem ein liutizisches Banner geschmückt war, durch einen Steinwurf beschädigt. Die Liutizen wurden durch ein Sühnegeld beschwichtigt. Als sie aber später beim Überschreiten der angeschwollenen Mulde ein zweites Götterbild nebst der Begleitmannschaft von 50 auserlesenen Kriegern verloren, hätte dies bedeutungsvolle Mißgeschick beinahe ihren Abfall vom Kaiser bewirkt.

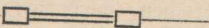
Zwar gelang es den Häuptlingen noch, ihre Stammesgenossen hiervon zurückzuhalten. Aber die Mißstimmung, die noch vermehrt worden war durch den unglücklichen Ausgang eines Kriegszuges, den die in der Heimat zurückgelassene Mannschaft der Liutizen auf eigene Faust gegen die Polen unternommen hatte, ließ sich nicht mehr völlig eindämmen. Ihr Ausbruch konnte nur in eine andere Richtung geleitet werden: im Februar 1018 fielen die Liutizen den Obotritenfürsten Mistizlav an, weil er ihnen bei der Heeresfahrt des Vorjahres keine Unterstützung geleistet hatte.

Die Obotriten hatten, gleich den Liutizen von der polnischen Ausbreitung bedroht, ebenfalls wieder Anlehnung an das Deutsche Reich, besonders auch an den benachbarten Sachsenstamm, gesucht. Aber im schroffsten Gegensatz zum Nachbarstamm hatte hier das Christentum aus der politischen Verbindung Nutzen gezogen: die Mission hatte im Obotritenlande wieder Einzug gehalten, Kirchen waren erstanden, der einst so bittere Christenfeind Mistizlav hatte es nicht gehindert. Auf ihn stürmte jetzt der entfesselte Heidenthron der Liutizen ein, mit denen alles, was im Lande der altangestammten Religion anhing oder durch die harten Tributforderungen des Sachsenherzogs erbittert war, sogleich gemeinsame Sache machte. Die Gattin und Schwiegertochter Mistizlavs suchten ihr Heil in der Flucht, während er selber, vom eigenen Volke im Stich gelassen und sogar aufrührerisch angefeindet, nach einem kurzen Versuch, die Burg Schwerin zu halten, nur mit knapper Not aus dem Lande entkam. Die Kirchen versielen dem Feuer oder der Verwüstung, das Christentum wurde unter blutigen Gräueln ausgerottet, und wieder erstand aus Schutt und Trümmern im ganzen Obotriten- und Wagrierlande das Heidentum ungebändigter denn je.

Der Kaiser, als ihm durch Bischof Bernhard von Oldenburg die Hiobspost berichtet wurde, seufzte nur tief auf, verschob aber seine Maßregeln auf gelegener Zeit. Er hatte gerade mit der Ordnung Niederlothringens zu tun, und später nahmen ihn seine burgundischen Feldzüge in Anspruch. Aber auch darnach hat er keinen Schritt zur Wiederherstellung des Christentums bei den Obotriten oder zur Wiedereinsetzung Mistizlavs in seine verlorene Herrschaft getan. Hielt ihn davon der Groll über die von den Obotriten 1017 verweigerte Heeresfolge, die Rücksicht auf

sein Bündnis mit den Liutizen oder sein gespanntes Verhältnis mit dem Sachsenherzog zurück, bei dem Mistizlav eine Zuflucht gefunden hatte? Wir können es nicht sagen.

Sedenfalls aber hatte diese Spannung dem Sachsenherzog die Hände gebunden. Denn erst, nachdem Erzbischof Unwan von Hamburg ihn mit dem Kaiser versöhnt hatte, schritt Herzog Bernhard 1020 gegen die Slaven ein und unterwarf sie wieder der alten Tributpflicht. Mistizlav aber wurde nicht wieder eingesetzt; er starb in Bardowiek als Christ. Und auch die Bemühungen des Bischofs Bernhard von Oldenburg, die Kirche in seinem Sprengel wiederherzustellen, schlugen fehl. Herzog Bernhard vermochte ihm nur die Kirchengüter im Lande der Wagrier wiederzuverschaffen. Und des Kaisers Vermittlung auf dem Landtage in Werben (1021) erlangte von den dort versammelten Wendenfürsten nur trügerische Versprechungen. Entmutigt verließ Bischof Bernhard seinen Wirkungskreis, um ihn nicht wieder zu betreten. Er starb am 13. August 1023 am Hofe des Bischofs Bernward von Hildesheim, bei dem er eine Zuflucht gefunden hatte.



Kapitel V.

Gottschalk und Uto.

Der einzige erkennbare Zusammenhang, der das Obotritenland jetzt noch mit dem Christentum verband, beruhte in der Person seines Fürsten Uto, wie er mit seinem Taufnamen hieß. Sein wendischer Name war Pribigniew. Dieser, ein Sohn Mistiwois und Bruder Mistizlavs, war wohl als des letzteren Nachfolger vom Herzog Bernhard eingesetzt worden. Die Erziehung seines Sohnes hatte er — wohl nicht ganz freiwillig — dem Lüneburger Michaeliskloster anvertraut. Zu werktätiger Bekennung des Christentums hätte ihm der Versuch des Bischofs Bernhard, das Oldenburger Bistum wiederaufzurichten, reichliche Gelegenheit geboten. Er hat aber von ihr keinen Gebrauch gemacht. Und Adam von Bremen, der ihn einen schlechten Christen genannt hat, dürfte damit nicht ganz Unrecht haben.

Im Jahre 1028 wurde Uto von einem sächsischen Überläufer ermordet. Da litt es den jungen Gottschalk nicht mehr in dem stillen

Lüneburger Kloster. Die Lehren der frommen Brüder schwanden dahin vor dem einen Gedanken, der ihn ganz beherrschte: den Tod seines Vaters zu rächen. Aus dem Kloster entflohen, brach er an der Spitze seines Volkes in Holstein ein. Das ganze Land bis nach Dithmarsen verwüstete er mit Mord und Brand. Nur die Festen Iphoe und Böckelburg boten Schutz vor seiner Rachegier. Endlich gelang es Herzog Bernhard von Sachsen, den Rasenden gefangen zu nehmen. Bald jedoch ließ er ihn, dessen Tapferkeit seine Achtung errungen hatte, wieder frei. Gottschalk begab sich darauf zum König Knut von Dänemark, den er in das von ihm beherrschte England begleitete.

Von diesen Vorgängen war Konrad II. nicht berührt worden, der 1024 als erster Herrscher aus dem Hause der Salier den nach Kaiser Heinrichs II. Tode verwaisten Thron bestiegen hatte. Die den Sachsen benachbarten Slaven hatten ihm alsbald den schuldigen Tribut dargebracht. Aber nachdem er den Übermut der Polen gebändigt, ihr anmaßliches Königreich wieder auf den Stand eines lehenbaren Herzogtums mit enger gezogenen Grenzen zurückgeführt hatte, wurden die bis dahin von den Polen in Schach gehaltenen Kräfte der Liutizen wieder gegen die Sachsen frei. Im Verlaufe der ausgebrochenen Grenzwirren war den Liutizen 1033 bei der Burg Werben der Überfall einer Sachsenschar geglückt. Der Kaiser eilte herbei, um den Frieden wiederherzustellen. Auf Vorschlag der Liutizen, die den Sachsen die Schuld am Friedensbruch zuschoben, sollte der Streit durch einen Zweikampf entschieden werden. Als dieser mit dem Fall des Sachsen endete, hätten sich die heidnischen Slaven in ihrem Siegestaumel fast fortreißen lassen, sogleich über die Christen herzufallen. Nur die Anwesenheit des Kaisers hielt sie davon zurück.

Es war nur zu berechtigt, daß der Kaiser Werben neu befestigte und die sächsischen Großen zu einmütigem Widerstand gegen die Heiden verpflichtete, denn die Liutizen hielten keine Ruhe, und in den Fasten 1035 gewannen sie sogar durch List die Feste Werben. Jetzt schritt der Kaiser selber ein, erzwang den Übergang über die Elbe und verwüstete das offene Land mit Feuer und Schwert. Ein vom Chronisten Wipo dem Inhalt nach überliefertes gleichzeitiges Gedicht schildert den Kaiser, wie er bis an die Schenkel im Morast stehend selbst kämpfte und seine Krieger anfeuerte; wie er Gefangene für den schändlichen Unfug, den die Liutizen an einem Kreuzifix mit Anspeien, Backenstreichen und Verstümmelung geübt haben sollten, in großer Menge vor einem Christusbilde in ähnlicher Weise verstümmeln und töten ließ. Aber trotz solcher Hingebung im Kampfe, trotz grausamer Rache mußte der Kaiser im nächsten Jahre (1036) noch einen Zug gegen die Liutizen unternehmen, um sie völlig zu unterwerfen und die alte Tributpflicht wieder unter ihnen zu befestigen.

Bei den Obotriten hatten inzwischen — schon zu Utos Zeit und neben diesem — die heidnischen Fürsten Gneus und Anatrog geherrscht. Nach Utos Tode tritt, zuerst neben ihnen, dann allein, Ratibor auf. Sie alle pflegten ein freundschaftliches Verhältnis nicht allein zum Herzog von Sachsen, sondern auch zum Hamburger Erzbischof. Wenn

trotzdem das Christentum keine nennenswerten Fortschritte im Lande machte, so war daran hauptsächlich der drückende sächsische Tribut schuld, der schon bei dem vergeblichen Versuch der Wiederaufrichtung des Oldenburger Bistums als das eigentliche Hindernis genannt wurde.

Ratibor, der dem Christentum anhing, gewann große Macht im Slavenlande. Er griff in die Wirren ein, die nach Knuts des Großen Tode (1038) das zur Großmacht erwachsene Dänenreich erschütterten. Wendische Wikingerzüge suchten jetzt die Küsten ihrer dänischen Lehrmeister heim. Endlich bezwang König Magnus von Norwegen, dem es gelungen war, Dänemark zu erringen (1042), die wendischen Piraten der Zomsburg. In diesen Kämpfen verlor auch Ratibor sein Leben. Seine acht Söhne, die schon bei seinen Lebzeiten fürstliches Ansehen genossen, drangen als Rächer ihres Vaters mit einem gewaltigen Wendenheere bis nach Ripen vor. König Magnus aber, der gerade den nach Schonen entwichenen Sven, Knuts Schwestersohn, verfolgte, ließ von diesem ab und zwang die Wenden durch seine Landung bei Schleswig zur Umkehr. Dort, in der Nähe von Bürschau, schlug er am 28. September 1043, treulich unterstützt von seinem Schwager Orduf, dem Sohn des Herzogs von Sachsen, die Übermacht der Heiden. 15 000 von ihnen sollen in der Schlacht umgekommen sein.

Ratibors Geschlecht war dahin. Die Gebeine seiner acht Söhne bleichten auf dem Schlachtfelde von Bürschau. Das verwaiste Land harnte des kommenden Mannes. Nicht als Erkorener des Obotritenstammes kehrte Gottschalk in die lange Jahre gemiedene Heimat zurück, sondern an der Spitze eines Heeres wie ein fremder Eroberer. So mußte er sich mit den Waffen in der Hand sein angestammtes Volk untertänig machen. Nicht allein die Obotriten mit den Wagriern und Polaben, sondern auch die Vinonen und Warnaber zwang er unter seine Gewalt. Sein freundschaftliches Verhältnis zu Herzog Bernhard von Sachsen hatte ihm wohl solche Erfolge ermöglicht. Daneben unterhielt er gute Beziehungen zu Sven Estrithson, dem nach des Königs Magnus Tode (1047) die Herrschaft über Dänemark zugefallen war. Indem er dessen Tochter Sigrid heimführte, knüpfte er dies Band noch enger.

Durch sein langes Fernsein von der Heimat war er, der Sohn einer dänischen Mutter, dem christlich-germanischen Leben gewonnen worden. Und daß er auch innerlich ein anderer geworden war, bezeugte sein nahes Verhältnis zum Erzbischof Adalbert von Bremen. Ihm, der die Missionsaufgabe des nordischen Erzstifts auch den Wenden gegenüber endlich zur Durchführung zu bringen strebte, trat er als getreuer Helfer zur Seite, die Ausbreitung des Christentums mit allen Kräften fördernd, ja häufig in der Kirche seinem Volk das schwer Verständliche in slavischer Sprache erklärend.

So herrschte im Obotritenlande — abgesehen von Räubereien der Slaven über die holsteinsche Grenze — Friede, während an der mittleren Elbe gegen die Lutizen der Havelgegend heftige Kämpfe tobten. Hier konnte sich das Christentum keiner Fortschritte rühmen; die Herrschaft

der Priester von Rethra stand unerschüttert aufrecht — unerschüttert wenigstens von außen. Im Innern trat gerade jetzt eine Spaltung ein, die zu heftigen Kämpfen führte. Das Übergewicht, das die Redarier und Tollenser als nächste Beschützer des Heiligtums Rethra erlangt hatten, begann den Circipanern und Kessinern lästig zu werden. In dem Kampfe, der darüber ausgebrochen war, hatten die Waffen schon dreimal gegen die Tempelhüter entschieden. Da riefen diese den Beistand des Fürsten Gottschalk, des Sachsenherzogs Bernhard und des Dänenkönigs an. Trotzdem alle drei mit beträchtlicher Mannschaft erschienen, leisteten die Kessiner und Circipaner noch sieben Wochen lang hartnäckigen Widerstand. Das Land wurde durch die Heere der herbeigerufenen Bundesgenossen ausgefogen, während sich die Heidenstämme gegenseitig zerfleischten. Endlich unterlagen die Kessiner und Circipaner doch und erkauften mit 15 000 *M* Silbers den Frieden. „Vom Christentum war dabei keine Rede, denn die Sieger waren nur auf Beute bedacht“, berichtet Adam von Bremen tadelnd. Aber die beiden bezwungenen Wilzenstämme erscheinen fortan als Angehörige des Obotritenreiches. Dadurch waren auch sie jetzt christlichen Einwirkungen näher gebracht.

Gottschalks Reich umfaßte jetzt (etwa seit 1058) alle nordwestlichen Slavenstämme bis an die Peene. Hier fiel die Grenze seines Reiches mit der des Hamburger Erzstifts zusammen. Durch einträchtiges Zusammenwirken des Wendenfürsten mit dem Erzbischof Adalbert war das Missionswerk planmäßig weiter gefördert worden: Über das bis dahin für die Obotriten und nördlichen Wilzen allein bestehende Bistum Oldenburg hinaus wurden zwei neue Bistümer nach Osten vorgeschoben: Razeburg unter Aristo und Mecklenburg unter dem Schotten Johannes. Kirchen und geistliche Stifter erstanden wieder im Lande; am neuen Bischofssitz Mecklenburg sollen drei Kongregationen erblüht sein, die am weitesten nach Osten vorgeschobenen, von denen wir erfahren. Täglich wuchs die Zahl der Bekehrten, es war wohl niemals vorher die Hoffnung, daß das Obotritenvolk dem Christentum gewonnen werden würde, so zuversichtlich und berechtigt, wie in den Tagen des Bekenners Gottschalk.

Aber im Volke gärte der alte Widerwille gegen die Tribute, die dem Reiche und dem Sachsenherzog zu entrichten waren, weiter. Die habgierige Härte, mit der namentlich die Sachsen ihre Forderungen eintrieben, war schon früher die Veranlassung zur Auflehnung und Empörung bei den Wenden gewesen. Behauptete doch der Dänenkönig Sven ausdrücklich, nur die Habgier der Sachsen habe es verschuldet, daß die Slavenvölker nicht längst zum Christentum bekehrt worden seien. Zu diesen Tributzahlungen, an denen nach desselben Königs Aussage den Sachsen weit mehr gelegen war als an der Bekehrung der Heiden, waren nun noch die kirchlichen Abgaben hinzugekommen. Und neben der stetig wachsenden Zahl der vielfach nur äußerlich zum Christentum übergegangenen Wenden waren doch sicherlich noch viele dem Heidentum treu geblieben, die mit Ingrimme dieser Entwicklung zusahen, einstweilen noch ohnmächtig, aber sobald sich die Ablehnung des Christentums mit dem

Widerwillen gegen die deutsche Oberherrschaft vermählte, der Stimmung der Volksmassen unbedingt sicher.

Da, als der einst allmächtige Erzbischof Adalbert jählings in die Ungnade des jugendlichen Königs Heinrich IV. verfallen (anfangs 1066), vor seinen Widersachern schimpflich die Flucht ergreifen mußte, erfüllte sich auch das Schicksal seines wendischen Freundes. Mit einem Schlage hatte sich das noch unbezwungene Heidentum des Obotritenlandes erhoben. Völlig überraschend fiel Gottschalk als erstes auserwähltes Opfer der heidnisch-nationalen Reaktion am 7. Juni in Lenzen. Mit ihm erlitten viele Priester und Laien den Märtyrertod. Am 15. Juli wurden die 28 Mönche des Rakeburger Benediktinerklosters gesteinigt; als letzter starb auf seine Bitte ihr Abt Ansverus wie einst der heilige Stephanus. In Mecklenburg wurde der greise Bischof Johannes mit anderen Christen gefangen und unter grausamem Hohn und Martern durch die Ortschaften des Landes geschleppt. Als er dennoch vom Christentum nicht lassen wollte, schlug man ihm Hände und Füße ab und warf seinen verstümmelten Körper auf die Straße. Sein abgeschnittenes Haupt aber pflanzte man als Siegeszeichen auf einen Spieß und brachte es am 10. November dem Radegast in Rethra als Opfer dar.

Gottschalks Gemahlin Sigrid, die auch in Mecklenburg mit ihren Frauen in die Hände der Heiden gefallen war, wurde nach langer Geißelung nackt ausgetrieben. Sie flüchtete mit ihrem Sohne Heinrich nach Dänemark zu ihrem königlichen Vater, während der einer früheren Ehe Gottschalks entsprossene Butue beim Sachsenherzog Ordulf eine Zuflucht fand.

Der Heidenaufstand, von Gottschalks eigenem Schwager Bluffo angezettelt, hatte gesiegt. Nun aber war er nicht mehr in die Grenzen des Wendenlandes zu bannen: Wie ein wildschäumender Gießbach raste er hinüber nach Nordalbingien. Stormarn und die Landschaft um Hamburg wurden wieder der Schauplatz von Massenmord, Brand und wüster Vernichtung, Hamburg selbst zerstört und verbrannt. Ja selbst das entlegene Schleswig mußte das Schicksal Hamburgs teilen.

Was Gottschalk in Jahrzehnten voll hingebender Arbeit und nie ermüdender Fürsorge in seinem Volke gepflanzt und zu scheinbarer Blüte gebracht hatte, war in wenigen Monaten in Grund und Boden gestampft: das Christentum ausgerottet, die deutsche Herrschaft abgeschüttelt. Hoch und sieghaft waltete wieder ob allen Stämmen der Wilzen und Obotriten der blutige Radegast von Rethra. Aber die letzte den Wenden gebotene Gelegenheit, auf friedlichem Wege wie die Böhmen und Polen in den westeuropäischen Kulturkreis aufgenommen zu werden, war unwiederbringlich verscherzt. Im Schoße der Zukunft harrete der Vernichtungskampf.

*

*

*

Bluffo war es nicht vergönnt, die Früchte der Erfolge, die er als Führer des Aufstandes errungen hatte, zu genießen. Kaum in die Heimat zurückgekehrt, wurde er umgebracht. Die Obotriten waren führerlos. Butue, den nächstberechtigten Erben der Fürstenwürde, wollten sie nicht, weil er der Sohn des verhassten Gottschalk war. Sie fürchteten seine Rache und den Verlust der neu errungenen Freiheit. Darum wählten sie den Wagrier Cruto, Grins Sohn, zu ihrem Fürsten.

Aber ganz ohne Widerstand ließ man auf deutscher Seite diese heidnisch-nationale Erneuerung des nördlichen Wendentums doch nicht vor sich gehen. Bischof Burchard von Halberstadt drang 1068 auf einem Rachezug gegen die Lutizen bis zum Heiligtum Rethra vor, von wo er das weiße Roß des Radegast heimbrachte. Und im Winter 1069 zog der junge König Heinrich IV. selber gegen die Lutizen. Trotz der Zerstörung wendischer Burgen, Dörfer und Tempel, der Fortführung reicher Beute und zahlreicher Gefangener hat auch dieser Zug keine nachhaltige Wirkung gehabt. Standen doch die Lutizen nachher noch so mächtig da, daß Gerüchte, nach denen der König und die Sachsen einander um ihre Bundesgenossenschaft überboten hätten, Glauben finden konnten.

Und weiter nördlich hatte Herzog Ordulf gegen die Obotriten so wenig Erfolg, daß er darob den Seinen zum Gespött ward. Nach vielen Anstrengungen war es ihm wenigstens gelungen, seinen Schützling Butue ins Obotritenland zurückzuführen, wobei dessen Halbbruder Heinrich tapfer mithalf. Aber Butues Macht konnte nicht erstarken, weil er als Sohn Gottschalks und als Freund des Sachsenherzogs den Obotriten von vornherein als Verräter ihrer Freiheit erschien. Das Volk hielt an Cruto fest. Unter ihm brach es anfangs 1072 wieder verheerend in Holstein ein. Hamburg ging wieder in Flammen auf und wurde in diesem Jahre zweimal geplündert.

Unter diesen Schicksalsschlägen war Herzog Ordulf verschieden (28. März). Butue und Heinrich, die damit ihrer letzten Stütze beraubt waren, mußten zum zweiten Male aus dem Lande ihrer Väter fliehen. Solange sich Herzog Magnus, Ordulfs Sohn und Erbe, noch in König Heinrichs Haft befand, stand Nordalbingien wehrlos Cruto und seinen wilden Scharen offen. Nach des Herzogs Befreiung aber (1073) gedachte Butue das Verlorene zurückzugewinnen. Mit 600 Kriegern aus dem Bardengau, die ihm der Herzog auf seine Bitte mitgab, zog er nach Wagrien, während Boten des Herzogs, der seiner bevorstehenden Vermählung wegen an dem Zuge nicht teilnehmen konnte, den Heerbann der Stormarn, Holsten und Dithmarsen zu seiner Unterstützung aufboten. Butue gelangte indessen nach Plön, fand den Ort offen und besetzte ihn trotz der Warnungen eines deutschen Weibes. Schon am nächsten Morgen sah er sich einem gewaltigen Slavenheer gegenüber, von dem die lange Brücke, die der Burginsel als einzige Verbindung mit dem festen Lande diente, gesperrt war. Alle Schiffe, die ein Entkommen über den See hätten ermöglichen können, waren vorher von der Insel fort-

gebracht. Butue war in eine wohlvorbereitete Falle gegangen. Ihn und seine Varden, die bald Hunger litten, zu entsetzen, eilten die Nordalbingier herbei. Aber durch die Treulosigkeit ihres vorausgesandten Kundschafters scheiterte ihr Vorhaben. Dieser verriet für 20 Mark Silbers dem Cruto, daß nicht der Sachsenherzog selber, sondern nur eine kleine Schar zum Entsatz heranrückte, und übernahm es, den Wenden nicht nur die belagerte Feste in die Hände zu spielen, sondern auch das Entsatzheer zur Umkehr zu bewegen. Zu Butue durchgelassen, meldete er diesem, er habe von den Sachsen keine Hülfe zu erwarten, da diese untereinander in Zwiespalt geraten und nach Hause zurückgekehrt seien. Die Seinen aber täuschte er durch die lügnerische Mitteilung, er habe Butue mit seinen Leuten fröhlich und ungefährdet angetroffen; eine Belagerung sei überhaupt nicht zu befürchten. Darauf lehrte das sächsische Entsatzheer heim. Butue aber, ohne Hoffnung auf Hülfe und vom Hunger gezwungen, knüpfte Verhandlungen mit den Belagerern an. Er erlangte die Zusicherung freien Abzuges ohne Waffen. Nichts Gutes ahnend, da er die Treulosigkeit der Slaven kannte, gab er doch dem Drängen seiner Sachsen nach, die den Tod vom Schwert der Feinde dem langsamen Verhungern vorzogen. Als aber Butue und seine Mannschaft nach Ablieferung ihrer Waffen vor Cruto gebracht wurden, forderte eine angesehene Frau ihre Vernichtung, „denn sie haben eure Ehefrauen, die in der Stadt zurückgeblieben waren, auf das schändlichste mißhandelt; so tilgt denn unsere Schmach!“ da stürzten sich die Wenden auf die waffenlosen Feinde und erschlugen sie alle (8. August 1074?).

Nach Butues Ausgang, den des Chronisten Helmold hier verkürzt wiedergegebener Bericht wohl nicht in allen Einzelheiten wahrheitsgemäß schildert, war Cruto alleiniger und unbefrittener Herr des Obotritenlandes. Auch ganz Nordalbingien mußte sich seiner Gewalt beugen. An Widerstand war nicht zu denken, weil die Kräfte des Sachsenstammes durch den schweren Kampf mit Kaiser Heinrich IV. völlig in Anspruch genommen wurden. Bis an Crutos Ende mußten die Holsaten, Stormaren und Dithmarsen das harte Joch der Wenden tragen, von mörderischem Raubgesindel geplagt, mit steigender Not ringend, ja fast der Vernichtung preisgegeben. Mehr als 600 holsatische Familien entzogen sich diesen Drangsalen durch Auswanderung in den Harz, wo der Ortsname Elbingerode noch heute an sie erinnert.

Im Obotritenlande aber war jede Spur der nahen christlichen Vervgangenheit ausgetilgt; die drei jungen, vor kurzem noch so hoffnungsreichen Wendenbistümer galten selbst ihrem hamburg-bremischen Oberhirten als nicht mehr vorhanden.



Kapitel VI.

König Heinrich.

Nach langjähriger Herrschaft begann Cruto altersschwach zu werden. Da glaubte Heinrich, der überlebende Sohn Gottschalks, seine Zeit gekommen. Er beschloß, aus Dänemark in seine Heimat zurückzukehren; aber Cruto sperrte ihm alle Zugänge. So sammelte er Schiffe bei Dänen und Slaven, überfiel Oldenburg und plünderte die ganze slavische Küstengegend wiederholt aus. Der Schrecken, den er unter den Küstenbewohnern verbreitete, machte Cruto zu Friedensverhandlungen geneigt. Heinrich durfte heimkehren und erhielt eine Anzahl Orte nach seiner Wahl. Aber Cruto handelte nicht aufrichtig; er wartete nur auf eine Gelegenheit, den tapfern und kriegskundigen Mann mit List aus dem Wege zu räumen. Dieser aber, gewarnt durch Crutos Gemahlin Slavina, die ihres alternden Gatten überdrüssig geworden war, lud auf ihren Rat den Cruto zu einem Gastmahl. Dort ward ihm, als er trunken das Gelage verlassen wollte, von einem dänischen Gefolgsmann Heinrichs das Haupt abgeschlagen.

So gewann Heinrich die Hand der Slavina samt Crutos Burgen und der Herrschaft über das Land Wagrien. Sein Vetter Herzog Magnus von Sachsen — beider Mütter waren Töchter des Königs Sven — erkannte ihn als Fürsten der Wenden an, nachdem er von ihm den Eid der Treue und des Gehorsams entgegengenommen hatte. Darnach schloß Heinrich mit den viel geplagten Völkern Nordalbingiens ein festes Bündnis. Die Holsten, von ihrem Feiniger Cruto erlöst, waren gern bereit, mit Heinrich, der sie endlich besseren Tagen entgegenführte, „Leben und Tod im Kampfe zu teilen“.

Mit ganz anderen Empfindungen sahen die östlichen und südlichen Nachbarstämme der Wagrier diesen Umschwung sich vollziehen. Einen Wendenfürsten, der Unterwerfung unter die Gesetze des Christentums und Erneuerung des Herzogszinses auf seine Fahne geschrieben hatte, konnten sie nicht als Nachfolger eines Cruto dulden. Diesen Abtrünnigen zu vernichten, erhoben sie sich einmütig und wählten einen bewährten Christenfeind zu ihrem Fürsten. Auf die Meldung vom Auszuge des Slavenheeres, rief Heinrich den Herzog Magnus, die Warden, Holsten, Stormaren und Dithmarsen zur Hülfe. Bei Schmilau im Polablande

nicht weit von Razeburg, trafen die Verbündeten auf das große und wohlgerüstete Slavenheer. Herzog Magnus, der noch Hülfsstruppen erwartete, schob die Schlacht durch Vergleichsverhandlungen auf, bis gegen Sonnenuntergang die erwartete Schar in der Ferne erblickt wurde. Da waren die Sachsen nicht mehr zu halten; mit wildem Schlachtgeschrei warfen sie sich auf die Feinde. Diese, durch den Glanz der untergehenden Sonne geblendet, gerieten in Verwirrung und wurden vernichtend geschlagen (1093).

Das deutsche Schwert hatte endlich wieder ein entscheidendes Wort mit den Slaven geredet, die Schmach der letzten Jahrzehnte war gesühnt, Nordalbingiens Freiheit wiederhergestellt. Dort konnte das verschüchterte Volk sich jetzt aus den festen Plätzen herauswagen, in die es durch die beständig drohende Gefahr zusammengepfercht war, und die zerstörten Dörfer und Kirchen wiederaufbauen. Heinrich aber, gleich seinem Vater durch deutsche Waffenhilfe in das Land seiner Väter zurückgeführt und mit den Wagriern jetzt auch die Polaben und Obotriten unter seiner Herrschaft vereinigend, brachte dadurch diese Stämme wieder in ihr altes Verhältnis zum Deutschen Reiche und zum Herzogtum Sachsen zurück. Aber gewarnt durch das Schicksal seines Vaters, vermied er es flug, die Geduld seiner heidnischen Wenden noch darüber hinaus auf eine gefährliche Probe zu stellen. So sehr er selber mit den Seinen dem Christentum anhing und es in der einzigen Kirche seines Herrschaftsgebietes zu Alt-Lübeck ohne Scheu bekannte, hat er doch niemals einen Versuch gemacht, es seinen Wenden aufzudrängen. Desto mehr mußte er sie an sich zu fesseln durch seine eifrige Förderung des gemeinen Wohles, indem er den Frieden sicherte, Räuber vertilgte und herumschweifendes Gesindel aus dem Lande trieb, seine Untertanen an Ackerbau und andere nutzbringende Arbeit gewöhnte und überhaupt an der Hebung der Sittlichkeit arbeitete. In Lübeck entstand, gefördert durch seine Gunst, eine Niederlassung sächsischer Kaufleute, die in den Handelsbeziehungen, die sie mit Wisby anknüpfte, schon den Weg vorzeichnete, den später die Hansa so ruhmvoll beschreiten sollte.

Die Wiederherstellung des Friedens und Tributverhältnisses mit den Obotriten ermöglichte auch den Liutizen gegenüber nach langer Zeit der Ohnmacht wieder eine Kraftentfaltung. Ziemlich gleichzeitig mit Graf Udo von der Nordmark, der im Winter 1100 auf 1101 die Feste Brandenburg eroberte und das Havelland wieder zur Tributpflicht zurückführte, scheint Fürst Heinrich von Norden her gegen die Liutizen gezogen zu sein. Während der Monate, die er mit seinen Obotriten und Nordalbingern die Feste Havelberg belagerte, unternahm sein Sohn Mistue (= Mistui, Mistivoi) mit einer auserlesenen Schar von 200 Sachsen und 300 Wenden auf eigene Faust einen erfolgreichen Streifzug ins Gebiet der Linonen, von wo er reiche Beute und viele Gefangene zurückbrachte.

Ganz konnte also auch dieser Fürst des Friedens seinem Volke den Krieg nicht ersparen. Er hat es auch später (1110) nicht verhindern

können, daß die alte Raublust der Obotriten wieder erwachte und noch einmal auf ihr altes Opfer Nordalbingien einstürzte. Vielleicht war das Erlöschen des alten ruhmvollen Geschlechts der Billunger mit Herzog Magnus († 1106) oder auch die Inanspruchnahme ihres Fürsten durch die dänische Verwicklung ihnen als günstige Gelegenheit erschienen, ihre alten Raubzüge zu erneuern. Aber Lothar von Supplinburg, dem Kaiser Heinrich V. das heimgefallene Herzogtum Sachsen hatte, war nicht gesonnen, das von seinem Vorgänger wiedergewonnene Grenzland schutzlos den Plünderungen der Slaven preiszugeben. Dem von ihnen erschlagenen nordalbingischen Grafen Gottfried gab er in der Person Adolfs von Schauenburg einen tüchtigen Nachfolger, der die Räuberhorden schlug und mit dem an diesem Freibeuterzuge gewiß unbetheiligten Fürsten Heinrich die besten freundnachbarlichen Beziehungen unterhielt.

Und nun sollte sogar die dänische Verwandtschaft, die dem Fürsten lange Jahre hindurch den festesten Rückhalt geboten hatte, die Veranlassung zu schweren Kämpfen werden. König Niels (1104—34), der jüngste der fünf Brüder, die nach einander ihrem Vater, König Sven († 1074) von Dänemark, gefolgt waren, wollte dem Fürsten Heinrich die Erbgrüter seiner Mutter Sigrid entziehen. Heinrich suchte ihre Herausgabe durch Verheerung der Grenzgebiete zwischen Eider und Schlei zu erzwingen. Da sah er sich plötzlich von einem neuen Feinde angegriffen. Die Nanen von der Insel Rügen hatten als Beschützer des Heiligtums des Swantewit auf Arkona, je mehr dieses den Rethra-tempel in den Hintergrund drängte, unter allen baltischen Slavenstämmen den Vorrang gewonnen. Den Oberpriester höher ehrend als ihren König, erzwangen sie von den unterworfenen Völkerschaften Zinse für ihren Tempel und mehrten auch durch Raubzüge ihren Tempelschatz. Wollten sie nun auch die Wagrier zinspflichtig machen oder traten sie, von König Erich (1095—1103) dem Dänenreiche unterworfen, als dessen Bundesgenossen auf? Jedenfalls erschienen sie (1111?) mit einer Flotte vor der Travemündung, fuhren den Fluß herauf und umzingelten Lübeck. Heinrich, der gerade dort weilte, entfloh in der Nacht mit zwei Begleitern, um Hilfe herbeizuholen. Die Holsten folgten bereitwillig seinem Rufe. Als er sich mit ihnen der Stadt näherte, zeigte er sich dem Befehlshaber der Burg an einem von der Stadt sichtbaren, vorher vereinbarten Orte und richtete dadurch den Mut der Belagerten wieder auf, die ihn schon von den Feinden gefangen wähnten. Dann führte er das inzwischen verborgen gehaltene Heer auf einem heimlichen Wege längs der Küste bis zur Travemündung und rückte von da flußaufwärts auf die Stadt vor. Die Nanen, die von da ihre Reiterei erwarteten, ließen sich täuschen und eilten ihnen mit frohem Jubel entgegen. Sene aber warfen sich plötzlich mit lautem Gebet und Loblieder singend auf die Ahnungslosen, trieben sie zu den Schiffen zurück und richteten eine schwere Niederlage unter ihnen an (1. August). Die Zahl der vom Schwerte Vertilgten wurde durch die Ertrunkenen verdoppelt. Der große Grabhügel, der

die Erschlagenen deckte, wurde zum Andenken an den Sieg Raniberg genannt.

Eine drohende Gefahr war ruhmvoll beschworen. Bald aber zog König Niels selber zur Vergeltung der Verheerung seines Grenzlandes heran. Er landete mit einem großen Heere bei Lütjenburg in Wagrien, wo ein dreitägiger Kampf entbrannte (7.—9. Aug. 1112 od. 13?). Den Dänen wurde es verhängnisvoll, daß Carl Elis von Schleswig, von Heinrich bestochen, mit der Reiterei ausblieb. Allein auf Fußvolk angewiesen, waren sie hilflos gegen die Belästigungen der wendischen Reiter, die jedem ernsthaften Angriff auswichen. Am dritten Tage zogen sie sich kampfmüde und erschöpft von Hunger und Durst zu ihren Schiffen zurück. Dabei gerieten sie in einen Sumpf und wurden massenhaft von den nachdrängenden Wenden abgeschlachtet. Kaum die Hälfte konnte sich auf die Schiffe retten.

Plünderungszüge der Wenden, Holsteiner und Friesen über Dänemarks Südgrenze steigerten die Wirkung der dänischen Niederlage. Die südlichen Landesteile litten lange unter der andauernden Unsicherheit, während das Meer und die Küstenstriche ein Tummelplatz der wendischen Seeräuber wurden. Da erstand dem schwer bedrohten Dänenreiche ein Retter in dem jugendlichen Knud Laward. Als ältester Sohn des Königs Erich hatte er einst dem Throne am nächsten gestanden, aber bei dessen Erledigung noch unmündig, seinem Oheim Niels weichen müssen und darnach längere Zeit am Hofe des Herzogs Lothar gelebt. Endlich mit Niels wieder versöhnt, hatte er schon in den Kämpfen bei Lütjenburg auf dänischer Seite ruhmvoll mitgefochten. Jetzt (1115) erkaufte er von seinem Oheim die Statthalterschaft des am meisten gefährdeten Herzogtums Schleswig und bot seinem obotritischen Vetter Heinrich den Frieden an gegen Erstattung des durch die Verheerung Jütlands angerichteten Schadens. Als Heinrich sich dessen weigerte, überfiel er den allzu zuversichtlichen, der sich noch im Augenblick der höchsten Not, zu Pferde einen Fluß durchschwimmend, aus seiner Burg retten konnte. Nach wiederholter Verwüstung des Landes führte Knud eine Versöhnung mit Heinrich herbei und vermittelte darnach auch durch eine Geldabfindung dessen Frieden mit König Niels.

Unterdessen hatte Herzog Lothar die ruhmvolle Tradition des Sachsenstammes als Vorkämpfer des Deutschtums gegen das baltische Slaventum wiederaufgenommen: 1114 hatte er den Wendenfürsten Dumar unterworfen und im Anschluß daran den Fürsten von Rügen, der ihm auf dem pommerschen Festland entgeggetreten war, zur Stellung seines Bruders als Geißel und zur Leistung des Treueides gezwungen. Im folgenden Jahre hatte er zwar, in einen ernsthaften Kampf mit Kaiser Heinrich V. verwickelt, die Züchtigung der über die Elbe gedrunghenen märkischen Liutizen dem Grafen Otto von Ballenstädt überlassen müssen, 1121 aber finden wir ihn wieder am Werke; da unterwarf er Zwentibald, den Fürsten der Kessiner.

Diese Eroberungszüge Lothars kamen seinem treuen Vasallen Heinrich in hohem Grade zustatten: 1114 wurde Circipanien, das vorher die Markgrafen der Nordmark an sich gezogen hatten, seinem Herrschaftsgebiet hinzugefügt, 1121 auch das Kessinerland. Heinrich, der jetzt auf der Höhe seiner Macht angelangt war und den Königstitel mit größerem Recht führte als in der älteren Zeit deutsch-slavischer Grenzberührungen manche von den deutschen Chronisten König (rex) genannte Stammesfürsten der Wenden, vereinigte unter seiner Herrschaft außer den Wagriern, Polaben und Obotriten noch die Linonen und von den Liutizen außer den Kessinern und Circipanern anscheinend noch vorpommerische Volksteile. Die Stärke seiner Stellung beruhte allerdings weniger auf der hierin erkennbaren, vielleicht nur scheinbaren Zusammenfassung slavischer Volkskräfte als auf seinem Bunde mit den Nordalbingern und seinem Vasallitätsverhältnis zum sächsischen Herzogtum. Den Wenden blieb der durch deutsche Waffen eingesetzte und dauernd gestützte Fürst stets ein Fremder, wie er selber auch bis in seine letzten Jahre kein rechtes Vertrauen zu seinen wendischen Untertanen fassen konnte.

Das zeigte sich deutlich, als er im Winter 1123/4 seinen großen Zug gegen die Kanen unternahm, die Ermordung seines Sohnes Waldemar zu rächen. Auf seine Bitte hatten die Holsteiner dazu 1600 Mann gesandt, die in Wolgast zu ihm stießen. Von dort gegen Rügen vorrückend, fanden sie auf dem zugefrorenen schmalen Meeresarm, der die Insel vom Festland trennt, die Scharen aller Heinrich untertanen slavischen Länder wohl geordnet weithin über die Fläche aufgestellt, durch ihre Führer ihren König begrüßend und sich wetteifernd zur Eröffnung des Kampfes erbietend. Heinrich aber ließ seine holsteinischen Bundesgenossen den Vormarsch eröffnen, wie er auch, als nach Überschreitung des Meeresarms von ausgesandten Kundschaftern die Nähe des Feindes gemeldet wurde, diese Kerntruppen unter seiner persönlichen Führung ins erste Treffen stellte. Heinrich kannte seine Slaven zu gut, um sich ihnen anzuvertrauen — das war wenigstens Helmolds bezeichnendes Urteil über diese Vorgänge.

Die Kanen wagten keinen Widerstand; durch ihren Oberpriester boten sie erst Geld, indem sie ihr schon in Wolgast getanes Angebot von 200 Mark allmählich auf 800 Mark steigerten, dann bedingungslose Unterwerfung. Heinrich gewährte ihnen für 4400 Mark den Frieden, kehrte nach Empfang von Geiseln heim und entließ sein Heer. Da aber seine Boten nur die Hälfte der ausbedungenen Summe eintreiben konnten, zog er im nächsten Winter (anfangs 1125) abermals, diesmal begleitet vom Herzog Lothar, nach Rügen. Aber plötzlich eintretendes Tauwetter zwang sie drei Tage, nachdem sie die Insel betreten hatten, zur Umkehr. Und nur mit Mühe enttrannen sie den Gefahren der See und des Eises. Nicht lange darauf fand Heinrichs Leben ein plötzliches Ende (22. März 1127); mit ihm wurde das unvollendete Unternehmen gegen die Kanen zu Grabe getragen.



Kapitel VII.

Der Ausgang von Heinrichs Geschlecht und Reich.

König Heinrich hatte sein Leben lang gegenüber dem Heidentum seiner wendischen Untertanen die größte Zurückhaltung beobachtet. Und nun hatte er doch, gleich seinem bekehrungseifrigen Vater, eines gewaltsamen Todes sterben müssen. Noch kurz vor seinem Tode hatte der Missionsgedanke bei ihm angeklopft. Vicelin, der frühere Lehrer der Bremer Domschule, war von seinen Studien aus Frankreich zurückgekehrt. Voll heiligen Eifers, den Slaven das Christentum zu verkündigen, hatte er sich 1126 an König Heinrich gewandt und von diesem auch die Erlaubnis zum Predigen in der Lübecker Kirche, der immer noch einzigen des ganzen Herrschaftsgebietes, erhalten.

Seit einiger Zeit hatte sich wieder ein kräftiger Zug des Vorwärtstrebens im Christentum geltend gemacht. Von Polen, das unter Herzog Boleslaw III. seine Macht wieder über Pommern und auch weithin nach Westen über die Liutizenstämme bis an die Müritz unter schweren, weite Gegenden verwüstenden Kämpfen ausgebreitet hatte (1121), wurde die Christianisierung Pommerns durch Sendung des Bischofs Otto von Bamberg, des Apostels der Pommern, eifrig betrieben.

Und sogar im Westen, an der Sachsengrenze, schien die Missionsbewegung wieder erwachen zu wollen, nachdem Herzog Lothar auf den Thron des Deutschen Reichs erhoben worden war (1125). Aber die Hoffnungen, die der König in dieser Hinsicht auf den berühmten Stifter des Prämonstratenserordens Norbert setzte, dessen Berufung auf den Magdeburger erzbischöflichen Stuhl er bewirkt hatte (1126), erfüllten sich nicht. Des neuen Erzbischofs allzu große Strenge schädigte das Werk der Mission. Eine blutige Empörung in Brandenburg nötigte Lothar, um die Wende des Jahres 1127/28 einen Wendenzug zu unternehmen, auf dem er im Gebiete der Redarier und Tollenser den altberühmten Tempelort Rethra zerstörte. Mochte auch Rethra nicht wieder erstehen, die Herrschaft des Heidentums blieb in den Havelgegenden doch ungebrochen. Und wie sehr der Haß, den Norbert sich unter den Slaven zugezogen hatte, das Missionswerk hinderte, erkannte kurz darauf (1128) Otto von Bamberg,

als er auf seiner zweiten Missionsreise nach Pommern diese Gegenden durchzog. Die Wirkung seiner Predigten ging dadurch verloren. Und weiter nördlich, in der durch die Polenkämpfe verödeten Müritzgegend, sah er tagelang niemanden, zu dem er hätte predigen können.

Wie hier und in der Havelgegend war auch im Obotritenlande dem Christentum einstweilen kein Fortschritt beschieden. Die Bicelin gewordene Zusage wurde noch ungenützt durch des Königs Heinrich Tod hinfällig. Und nun zeigte sich alsbald, wie nur die kraftvolle Persönlichkeit dieses Fürsten seinem Reiche Halt und Zusammenhang gegeben hatte. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so fiel es durch die Zwietracht seiner Söhne rasch auseinander. Zwentepolch beanspruchte als der ältere die Alleinherrschaft und belagerte, unterstützt von den Holsten, seinen Bruder Kanut in der Feste Plön. Auf dessen Bitte führten die Holsten die Versöhnung der Brüder herbei und vermittelten die Teilung des Landes. Aber bald darauf wurde Kanut in Lütjenburg erschlagen, und Zwentepolch unternahm es noch einmal, die ganze Herrschaft in seiner Hand zu vereinigen. Die Obotriten und nördlichen Wilzen konnte er nur mit Waffengewalt unter seine Oberhoheit zurückbringen, indem er, unterstützt vom Grafen Adolf von Holstein, die Burgen Wexle und Kessin eroberte. Während er aber hier beschäftigt war, überfielen die Kanen zum zweiten Male Lübeck; diesmal mit besserem Erfolg: sie zerstörten es vollständig. Die zwei Geistlichen, denen der dem Christentum geneigte Zwentepolch auf Bitten Bicelins die Lübecker Kirche anvertraut hatte, konnten sich noch retten. Zwentepolch selber wurde bald darauf von einem reichen Holsteiner Daso ermordet. Mit seinem einzigen Sohne Zwinike, der kurz darauf (um 1129) in Artlenburg getötet wurde, erlosch König Heinrichs Geschlecht. Kein einziger von ihnen war eines natürlichen Todes gestorben.

Heinrichs Slavenreich war herrenlos. Da begab sich sein dänischer Better Knud Laward, für dessen Ehrgeiz das Herzogtum Schleswig nicht genug Raum bot, zu Kaiser Lothar, dem er von früher her durch längeren Aufenthalt an seinem sächsischen Herzogshofe verbunden war, und erbat von ihm die Verleihung der erledigten Herrschaft. Lothar willfahrte ihm gern, da er der Treue des neuen Vasallen vertraute, durch den zugleich der Einfluß des Reichs auf Dänemark verstärkt werden konnte. Er belehnte ihn mit dem Obotritenreich in der Ausdehnung, wie es König Heinrich innegehabt hatte, und setzte ihm zum Zeichen dessen eine Königskrone aufs Haupt.

Aber wie einst Gottschalk und Heinrich mußte auch er sich den Eintritt in sein Herrschaftsgebiet mit den Waffen in der Hand erzwingen. Von Wagrien aus machte er mit einer Schar tapferer Holsten Einfälle ins Obotritenland und bezwang seine Gegner. König Heinrichs Nefse Pribislav, Butues Sohn, und ein obotritischer Edler unbekannter Herkunft, Niclot, der Stammvater des noch jetzt herrschenden mecklenburgischen Fürstenhauses, beide Führer der Wenden in diesen Kämpfen, gerieten in seine Gefangenschaft und mußten im Schleswiger Gewahrsam

eiserne Handschellen tragen, bis sie sich mit Geld und Geißeln lösten und Treue gelobten.

Die Hoffnungen, die man auf deutscher und Christlicher Seite an Knuds neu begründete Herrschaft knüpfen mochte, sollten nicht in Erfüllung gehen. Durch sein hochfahrendes Auftreten gegen seinen königlichen Oheim Niels von Dänemark war dessen Sohn Magnus in Haß und Eifersucht gegen ihn entbrannt. Fürchtend, sein Vetter Knud möchte einst noch vor ihm die dänische Königskrone gewinnen, wurde er hinterlistig und verräterisch an ihm zum Mörder (7. Januar 1131).

Kapitel VIII.

Pribislav und Niclot und die national-heidnische Reaktion.

Seit Gottschalk war das Obotritenland beherrscht worden von Männern, die, obwohl dem alten obotritischen Fürstenstamme entsprossen, dennoch als Anhänger des Christentums und vielfach verschwägert mit den Fürstenhäusern des deutschen und skandinavischen Nordens dem eigenen Volke als fremde Gewalthaber erschienen waren. Der letzte Herrscher war sogar ein wirklich Fremder gewesen, Angehöriger des dänischen Königshauses und nur dem halb fremden Obotritenhause durch Verschwägerung nahe stehend. Nun ward es dem Obotritenvolk noch einmal vom Schicksal gewährt, von Fürsten beherrscht zu werden, denen gegenüber das Gefühl der Fremdheit nicht aufkommen konnte. „Zwei wilde Bestien, die die Christen auf das wütendste verfolgten“, so nennt Helmold die beiden Wendenfürsten Pribislav und Niclot, die durch die Ermordung Knud Lawards von dem Joch der fremden Oberherrlichkeit befreit schienen. Sie teilten das verwaisete Reich unter sich, so daß Pribislav das Land der Wagrier und Polaben, Niclot aber das eigentliche Obotritenland nebst den Stammesgebieten der Kessiner und Circipaner erhielt.

Fürs erste blieben sie noch ungestört im Genuß ihrer neugewonnenen Macht. Der Kaiser, durch die Ermordung seines Freundes und Lehensmannes aufgebracht, wandte sich zunächst nach der dänischen Seite. Mit

einem großen Heere und unterstützt von einer Flotte unter Erich, dem Bruder des Ermordeten, erschien er vor Schleswig. Magnus hielt das Dannevirke besetzt und König Niels rückte mit einem Heere aus Jütland heran. Aber sie scheuten sich doch, im Kampfe alles aufs Spiel zu setzen, und knüpften Verhandlungen an: Magnus wurde für den Mord mit 4000 Mark gebüßt und mußte dem Kaiser huldigen.

Aber auch dieser Versuch des Kaisers, Dänemark unter die Lehensherrlichkeit des Reichs zu bringen, schlug fehl, und auch Magnus sollte die von seiner Untat erhofften Früchte nicht ernten: Schon nach wenigen Jahren (1134) fiel er samt seinem Vater Niels im Kampfe gegen Erich Emund, der darnach den dänischen Thron gewann.

Hatte sich das mächtige Dänenreich vor Kaiser Lothar beugen müssen, so konnten ihm auch die Wenden keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen. Nach kurzem Freiheitsrausch mußten sie sich unterwerfen. Und als Lothar auf den Rat Vicelins auf dem Hügel von Segeberg eine Burg und unter deren Schutz eine Kirche erbauen ließ, wurden auch Pribislav und Niclot zur Mithilfe genötigt. Da wurde den Slaven die Kirche in ihrer engen Verbindung mit der fremden Staatsgewalt, die sie schon wieder der kaum gewonnenen Freiheit beraubt und so tief erniedrigt hatte, daß sie am Bau des gegen sie selbst gerichteten Bollwerks hülfreiche Hand anlegen mußten, handgreiflich vor Augen geführt. Und es mögen wohl Empfindungen unter ihnen geherrscht haben, wie sie in den Worten wiederklingen, die Helmold den einen Slavensfürsten zum andern sagen läßt: „Siehe, ich prophezeie dir, diese Burg wird eine Zwingsburg für das ganze Land. Denn von hier ausrückend werden sie zuerst Plön überwältigen, dann Oldenburg und Lübeck. Danach werden sie über die Trave gehen und Razeburg und das ganze Land der Polaben erobern. Aber auch das Land der Obotriten wird ihren Händen nicht entgehen“.

Solche Befürchtungen waren gewiß nicht unbegründet in einer Zeit, wo die Kaiserwürde wieder einem Sachsenherzog in die Hände gelegt war und das Drängen nach Osten, das in diesem kräftigen Stamme auch nach Zeiten der Schlawheit und des Niederganges stets von neuem erwachte, an der Macht des Reiches einen Rückhalt fand oder doch wenigstens nicht von ihr — wie schon so häufig zuvor — lahm gelegt wurde. Sollten doch auch in dem so zäh widerstrebenden Havelgebiet die Würfel nun endlich zu Gunsten des Deutschtums und Christentums fallen durch die Belehnung Albrechts des Bären, des Markgrafen der Lausitz, mit der sächsischen Nordmark (1134). Den sich erhebenden Wendenaufstand schlug er in zwei Feldzügen (1136 und 1137) nieder. Darnach lag seine Mark, die sich tief ins Pommersche hinein bis auf das linke Ufer der Peene erstreckte, zu seinen Füßen, und das Werk der Germanisation und Christianisierung konnte hier seinen Anfang nehmen.

Drang nun auch in diese Hochburg des unbändigsten Slaven- und Heidentums christliche Lehre und deutsche Gesittung ein, nachdem weiter östlich in Pommern schon durch Ottos von Bamberg Predigten das

Christentum seinen Einzug gehalten hatte, dann bildete in der That nur noch das Obotritenland und was ihm zugehörte eine letzte Zuflucht für das starre und unversöhnliche Heidentum, das schon den Gedanken des Zusammenlebens mit Christen von sich wies. Aber es war nur noch eine Insel von mäßiger Größe, umbrandet von den ansteigenden Wogen des siegreich vordringenden Christentums.

Aber auch ins Obotritenland selbst dachte jetzt Kaiser Lothar dem Christentum den lange versperrten Weg zu öffnen. Das Stift, das er in Verbindung mit der neu erbauten Segeberger Kirche begründete, unterstellte er dem Vicelin, in dem er den zukünftigen Bischof der Slaven erblickte. Von hier und von Lübeck aus sollte zunächst die Missionspredigt den verhärteten Boden vorbereiten, eine Aufgabe, die durch den Erzbischof Adalbero von Hamburg-Bremen noch besonders dem Vicelin und seinen Genossen aufgetragen wurde.

Die Schicksalsstunde des Wendentums hatte aber noch nicht geschlagen. Der Tod des Kaisers (3. Dezbr. 1137) stellte alles, was seine Regierung hier angebahnt hatte, wieder in Frage. Der unselige Kampf der Welfen gegen die Hohenstaufen teilte Deutschland in zwei feindliche Lager. Pribislaw spürte sogleich den Wandel der Zeit; er brach aus Lübeck hervor, brannte das neu erbaute Segeberg mit Kirche und Kloster nieder und verwüstete alle umliegenden von Sachsen bewohnten Ortschaften. Da traf ihn ein erster Schlag: Raze, ein Abkömmling Erutos, der als solcher die Herrschaft Wagrien beanspruchte, landete in seiner Abwesenheit bei Lübeck und zerstörte den Ort nebst der Burg. Die letzte christliche Niederlassung in Wagrien war dahin, vernichtet von Raze, der damit, ohne es zu wollen, seines Gegners Pribislaw Werk vollendete. Der ließ sich indessen in der Verheerung der sächsischen Nachbarschaft nicht stören. Und während die Gegend um Neumünster durch Raub und Mord fast zur Einöde wurde, harrten Vicelin und die anderen aus Segeberg und Lübeck entkommenen Geistlichen in dem alten Zufluchtsort (Faldera-Neumünster) des treuen Glaubensboten auf bessere Zeiten.

Da wurde dem vielgeplagten Lande der Mann, der in den allgemeinen Wirren den welfisch gesinnten Grafen Adolf II. von Schauenburg aus seiner nordalbingischen Grafschaft verdrängt hatte, zum Retter: Heinrich von Badewide brachte im Winter 1138/39 ein Heer von Holsaten und Stormaren zusammen, schlug das Wendenheer aufs Haupt und verwüstete das ganze Wagrierland bis zur Ostsee und Trave; nur die festen Plätze Plön, Lütjenburg und Oldenburg blieben verschont. Im nächsten Sommer (1139) getrauten sich die Holsaten schon ohne ihren Grafen vor das feste Plön, eroberten es und vollendeten in wiederholten Einfällen die Verwüstung des Landes. Ungehindert durch einen auf Wendentribut erpichten Fürsten konnten sie jetzt die Genugthuung der Rache in vollen Bügen auskosten.

Heinrich von Badewide wäre es auch nicht zu gute gekommen, wenn er durch Schonung der Wenden deren Tributzahlungen ungeschmälert

erhalten hätte, denn bald mußte er wieder dem Grafen Adolf weichen. Der war in seine Grafschaft zurückgekehrt, nachdem Heinrich der Stolze, des Kaisers Lothar Schwiegersohn, endlich durch den Frankfurter Frieden in den Besitz des Herzogtums Sachsen gelangt war. Aber schon am 20. Oktober 1139 starb Heinrich der Stolze, und seine Witwe Gertrud, die Mutter des noch unmündigen Heinrich, der später den stolzen Namen des Löwen gewann, war dem Grafen Adolf nicht gewogen. Ihm zum Verdruß verkaufte sie das Land Wagrien an Heinrich von Badewide. Erst 1142 kam vor Herzog Heinrich dem Löwen und seinen Räten ein Vergleich zustande: Adolf erhielt Segeberg und das Wagrierland, und Heinrich von Badewide wurde mit Rakeburg und dem Polabenlande entschädigt.

Das Schicksal der beiden nordwestlichsten Slavenstämme war entschieden: die Wagrier waren der Grafschaft Holstein einverleibt, und aus dem Polabenlande war eine neue deutsche Grafschaft errichtet worden. Unter den Wagriern hatte die Rache der Holsaten ohnehin furchtbar aufgeräumt; das ungezügelte Bauernaufgebot hatte ganze Arbeit getan. Und als Graf Adolf das Gebiet dieses einst so kriegerisch-wilden und gefürchteten Stammes seiner Grafschaft zulegen durfte, war es fast zur Einöde geworden. Um Ansiedler für seine entvölkerte Erwerbung zu gewinnen, sandte er Boten nach Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland; er ermahnte seine Holsaten und Stormaren, die ersten zu sein bei der Neubesiedelung des durch ihr Blut gewonnenen Slavenlandes. Das war der erste verheißungsvolle Schritt, der das größte Werk des deutschen Mittelalters erfolgreich einleitete, die Wiederverdeutschung der baltischen Slavenlande, die ja vor tausend Jahren und seit Urzeiten schon Germanenland gewesen waren.

In Scharen kamen die Ansiedler herbei. Graf Adolf besetzte mit ihnen den größten Teil Wagriens und ließ ein neues Lübeck erstehen unweit der alten Wendenstadt, die am Einfluß der Schwartau in die Trave in Trümmern lag. Was noch von Wenden im Lande übrig war, wurde in den nördlichen Küstenstrichen um Oldenburg und Lütjenburg angesiedelt. Hier wohnte auch ihr einstiger Fürst Pribislaw, dessen ganze Herrschaft ein Raub der Deutschen geworden war, unter ihnen, von seinen heidnischen Volksgenossen und einstigen Untertanen noch als Fürst geehrt, obwohl er sich nach dem Zusammenbruch seiner Herrschaft freundlicher zum Christentum stellte. Zu einer vollen Versöhnung mit diesem und den neuen Verhältnissen ließ es aber auch später der Anblick der Leiden seines Volkes nicht kommen, dessen kleiner wagrischer Rest noch jetzt einen jährlichen Tribut von 1000 Mark an den Herzog und 100 Mark an den Grafen zahlen mußte. Solcher Bedrückung und Knechtschaft zu entgehen, flüchteten viele auf die See, wo sie als Räuber von Dänen und Kaufleuten ihren Unterhalt nahmen. Die Neigung, sich taufen zu lassen, die kirchlichen Abgaben auf sich zu nehmen und Kirchen zu erbauen, konnte so nicht wachsen. Kein Wunder, wenn Pribislaw zur Bedingung des Übertritts machte, daß sein Volk gleiches Recht mit

den Sachsen erhielt. Der Tod, der ihm willkommener erschien als ein Leben in solcher Knechtschaft, sollte seinem Völkchen, das schon jetzt hinter der anwachsenden Menge der eingewanderten Sachsen, Westfalen, Holländer und Friesen zurücktrat, endlich als Erlöser erscheinen.



Kapitel IX.

Niclot.

Niclot war vor Pribislavs Schicksal glücklich bewahrt geblieben, aber auch ihm war der Traum von einem selbständigen Obotritenreich schnell zerronnen. Zwar blieb ihm die Herrschaft über den eigentlichen Obotritenstamm nebst den angegliederten nördlichsten Wilzenstämmen erhalten. Aber während sein Volk es schwer empfand, daß zwei nahe verwandte Stämme wohl für immer von ihm getrennt und in die Gewalt der Deutschen gekommen waren; während er mit verhaltenem Ingrimm zusehen mußte, wie die Überbleibsel der niedergemeckelten Wagrier in der ansteigenden Flut der zugewanderten deutschen Ansiedler unterzugehen drohten, wie selbst in seiner unmittelbarsten Nachbarschaft allerlei Volk aus dem Westfalenlande den Polaben ihren angestammten Boden streitig zu machen begann, mußte der Fürst darauf bedacht sein, mit den benachbarten deutschen Gewalthabern gute Freundschaft zu unterhalten. Ebensovienig wie die früheren Obotritenherrscher konnte auch er schon um seiner Selbsterhaltung willen eine selbständige oder gar feindselige Haltung gegenüber der sichtbar aufsteigenden sächsischen Macht einnehmen, so sehr es vielleicht der Gefinnung seines Volkes entsprochen haben würde. Und da auch Graf Adolf von Holstein die Erhaltung des Friedens dringend wünschte, um der jungen deutschen Pflanzung im Slavenlande die Zeit zum Einwurzeln und Gedeihen zu lassen, stellte sich zwischen ihnen alsbald ein freundnachbarliches Verhältnis, ja ein Bündnis ein. An der Sachsengrenze herrschte vollkommene Ruhe, und nur gegen die Dänen trieben die Wenden ihr lieb gewordenes Seeräubergewerbe eifrig weiter, indem sie nicht allein das Meer unsicher machten, sondern auch die Küsten des unglücklichen durch Thronwirren gelähmten Landes mit Raub und Brand verheerten und selbst seinen Regenten, Erich Lamm, zu schimpflicher Flucht nötigten.

Da zwang plötzlich erwachter religiöser Fanatismus denen, die im Frieden mit einander zu leben wünschten, die Waffen in die Hände. Im fernen Morgenlande war Edessa von den Türken eingenommen (1145). Des Papstes Eugen III. Aufruf zu einem neuen Kreuzzuge fand, unterstützt durch die hinreißende Beredsamkeit des Abtes Bernhard von Clairvaux, überall in der Christenheit gewaltigen Widerhall. Auch in Deutschland hatten schon um Weihnachten 1146 zu Speyer viele Fürsten, voran König Konrad, das Kreuz genommen. Auf dem Reichstage zu Frankfurt im März 1147 predigte Bernhard wieder unter gewaltigem Zulauf den Kreuzzug. Die Sachsen, deren nüchterner Sinn für ein Unternehmen in so weiter Ferne und mit so verschwindenden Aussichten auf greifbaren Nutzen schwer zu gewinnen war, nahm er sogleich beim Wort, als sie die Anwesenheit von Heiden in ihrer Nähe vorschützten. Jede Duldung der heidnischen Religion, wie sie bisher dem Tribut zu Liebe geübt worden war, sollte fürder bei schweren Bannstrafen aufhören, Austilgung des Götzendienstes oder des ganzen götzdienerischen Volkes die Losung sein. Darin stimmten die vom heiligen Bernhard und vom Papste erlassenen Sendschreiben völlig überein. Wer nicht mit nach Jerusalem zog, sollte wenigstens den Wenden mit dem Schwerte in der Faust das Evangelium näher bringen helfen und sich dafür des Ablasses der Kreuzfahrer getrösten.

Auch den Christen, in letzter Zeit namentlich den Dänen vielfach zugefügter Mord und Raub sollte durch den Zug gerächt werden. So wurden auch die Dänen für ihn gewonnen. Niclot, dem nicht lange verborgen bleiben konnte, welches Unwetter sich über seinem Haupte zusammenzog, rief sein Volk zusammen und begann an der Feste Dobin zu bauen, damit sie ihm in der Zeit der Not als sicherer Zufluchtsort dienen könnte. Gleichzeitig gemahnte er durch Boten den Grafen Adolf von Holstein an ihr Bündnis und bat ihn um eine Unterredung. Der Graf aber konnte das Verhängnis nicht mehr abwenden; den Unwillen der mächtigen Fürsten, die sich dem Wendekreuzzuge geweiht hatten, nicht minder auch den drohenden Kirchenbann scheuend, gab er eine ablehnende Antwort. Niclot war von allen verlassen; auch sein deutscher Bundesgenosse, auf den er noch hoffte, hatte sich von ihm gewandt. Das Entgegenkommen, zu dem seine Ohnmacht gegenüber den vordringenden, seine eigenen Stammesgenossen zertretenden Sachsen verurteilt zu sein gewöhnt hatte, brannte ihm jetzt, da es so übel belohnt ward, wie ein Schimpf auf der Seele: „Ich hatte beschlossen, Dein Auge und Dein Ohr zu sein im Lande der Slaven, das Du zu bewohnen angefangen hast, damit Du keine Belästigungen zu leiden hättest von den Slaven, die einst das Land der Wagrier besaßen und jetzt klagen, sie seien auf ungerechte Weise des Erbes ihrer Väter beraubt worden. Warum verleugnest Du also Deinen Freund in der Zeit der Not? Bewährt der Freund sich nicht durch Prüfung? Bisher habe ich die Hand der Slaven zurückgehalten, daß sie Dich nicht kränken sollten: jetzt aber will ich meine Hand zurückziehen und Dich Dir selbst überlassen, da Du

mich, Deinen Freund, von Dir stößest und nicht eingedenk bist unseres Bündnisses und in der Zeit der Not mir Dein Angesicht versagst.“ So läßt Helmold den erzürnten Wendenfürsten seinem einstigen Bundesgenossen antworten. Der aber entschuldigte sich mit dem Zwang der Verhältnisse, ließ Niclot bitten, seinerseits den Bund nicht zu brechen und ihn zu warnen, wenn die Wenden heimlich zum Kriege gegen ihn rüsteten.

Niclot hatte zugesagt. Als er aber sah, daß der Kreuzzug unabwendbar war, rüstete er heimlich eine Flotte aus und fuhr mit ihr nach der Travemündung. Bevor das Verhängnis über ihn hereinbrach, wollte er den ungetreuen Bundesgenossen noch an seiner empfindlichsten Stelle treffen, in den aufblühenden jungen deutschen Siedelungen des noch vor kurzem slavischen Wagrierlandes. Das Hochgefühl solcher Rache war schon einen Treubruch wert. Wohl suchte er sein Gewissen zu beschwichtigen, indem er am Abend nach seiner Ankunft an der Travemündung einen Boten nach Segeberg sandte, um den Grafen seinem Versprechen gemäß zu warnen. Aber der Graf war abwesend. Auch sonst würde es zur Ergreifung von Gegenmaßregeln zu spät gewesen sein. Denn schon am nächsten Morgen, in der Frühe des 26. Juni, begann Niclot seinen Angriff auf das Land, das der Graf im Vertrauen auf die Zusage der Wenden ohne Schutz gelassen hatte. Die Trave aufwärts fahrend überrumpelte er die Stadt Lübeck. Im Hafen gingen die mit Kaufmannsgut beladenen Schiffe in Flammen auf. Gegen dreihundert Männer wurden erschlagen. Nur die Burg hielt sich und wurde zwei Tage hindurch heftig bestürmt. Gleichzeitig durchzogen zwei Reitergeschwader das wagrische Land, verwüsteten und verbrannten Segeberg, den Darguner Gau, die Ansiedelungen der Westfalen, Holländer und anderer auswärtiger Stämme, die Männer niederhauend, Weiber und Kinder mit sich schleppend. Gutin wurde durch seine feste Lage, Süfel durch den tapfern Widerstand von 100 friesischen Männern unter Führung des unerschrockenen Priesters Gerlav gerettet. Die Niederlassungen der ~~Holländer~~ westlich von Segeberg und vom Plöner See blieben verschont. Soweit vorzudringen wagten die Slaven nicht angesichts der Rüstungen des Holstengrafen. Als der sein Heer versammelt hatte, eilten sie mit ihrem Raub an Menschen und Gütern zu ihren Schiffen und kehrten in die Heimat zurück.

Indessen sammelte sich in Magdeburg das Heer der Kreuzfahrer. Der heilige Bernhard hatte es auf den 29. Juni bestellt. Da traf auch die Hiobspost aus dem Wagrierlande ein. Zorniger Eifer, die Wenden für ihren Raubzug zu züchtigen, entbrannte in den Kämpfen. Es wurden zwei Heere aufgestellt: das eine unter dem jugendlichen Herzog Heinrich von Sachsen und dem Erzbischof Adalbero von Bremen-Hamburg, denen sich nebst anderen Herzog Konrad von Zähringen anschloß, sollte die Obotriten bekämpfen und dabei mit einem von Norden zu erwartenden Dänenheere zusammenwirken. Das andere unter dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Konrad von Meißen wandte sich, verstärkt durch ein polnisches Heer, gegen die Liutizenstämme, belagerte die Feste Demmin,

während ein Heeresteil vor Stettin zog. Hier, wo seit Otto von Bamberg das Christentum Fuß gefaßt hatte, beendeten friedliche Unterhandlungen schnell das fruchtlose Unternehmen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz hatte sich unterdessen Niclot vor den von Süd und Nord anrückenden Kreuzfahrern in seine wohl vorbereitete Burg Dobin zurückgezogen. Auf einem schmalen sumpfigen Landstreifen zwischen der Nordspitze des Schweriner Sees und der „Döpe“, einem kleineren See, gelegen, war sie äußerst schwer zugänglich und selbst gegen eine große Übermacht leicht zu halten. Vor ihr stießen die dänischen Bundesgenossen zu den deutschen Kreuzfahrern, die mit der Belagerung schon begonnen hatten. Doch lässig in der Belagerung wurden die Dänen, die Helmold streitbar zu Hause, in der Fremde aber unkriegerisch nennt, durch einen Ausfall der Wenden überrumpelt und in großer Zahl niedergestreckt. Und um das Unheil voll zu machen, erschien eine Flotte heidnischer Kanen vor der Wismarschen Bucht und griff die dort unter geringer Bedeckung zurückgelassene Dänenflotte wiederholt mit Erfolg an. Das dänische Heer eilte auf die Kunde hiervon an die See und kehrte auf den geretteten Schiffen sogleich in die Heimat zurück, die Sorge um Dobin den Deutschen überlassend.

Auch unter diesen hatte sich der Kampfesifer nicht gesteigert. Namentlich bei den sächsischen Großen kam die Auffassung, die sie schon bisher stets vor vernichtenden Schlägen gegen die Wenden zurückgehalten und auch auf die Kreuzzugs idee nicht besonders freudig, sondern nur vom allgemeinen Taumel fortgerissen, hatte eingehen lassen, unter den Drangsalen der Belagerung bald wieder zur Geltung. Warum sollten sie ihren Herzog und sich durch Vernichtung der Wenden der schätzbaren Tribute dieses Volkes berauben? warum gegen den eigenen Vorteil wüthen? Man gewährte den Belagerten mancherlei Erleichterungen durch wiederholte Waffenruhe, nutzte bei Ausfällen errungene Siege nicht aus, selbst wenn man sich bei kräftiger Verfolgung der Burg hätte bemächtigen können, und schloß schließlich, des Kampfes völlig überdrüssig, eine Übereinkunft, nach der die Wenden den Christenglauben annehmen und die gefangenen Dänen freilassen sollten.

So war in der Form des Vertrages den Ansorderungen der Kirche Geltung verschafft. Um die Durchführung der Bedingungen hatte man geringe Sorge: Eine zum Schein vollzogene Massentaufe — im „Döpe“-See, wie spätere Sage meldet, — erledigte den einen Punkt. Im zweiten stellte man noch geringere Ansprüche; da war man schon zufrieden, als die Wenden die Greise und arbeitsunfähigen Dänen freiließen, die rüstigen aber behielten. So endete das unrühmliche Unternehmen mit einer Farce. Die Sachsen entledigten sich eines lästigen und unnützen Krieges durch einen auf beiden Seiten nicht ernst genommenen Vertrag, dessen Bedingungen sie jedoch vor den angedrohten Kirchenstrafen schützten. Als nach etwa dreimonatiger Belagerung das Kreuzheer den ersehnten Heimweg antrat, war von einer Wirkung der Scheintaufe nichts mehr zu spüren: Im Dbotritenland herrschten die Wendengötter uneingeschränkt wie zuvor, und die

Raubzüge nach den dänischen Küsten wurden mit neuer Kraft wieder aufgenommen.

Was beim Zusammenwirken von allen Seiten herangezogener Hülfskräfte nicht erreicht werden konnte, wo der Blick der Sachsen durch ihnen fernliegende kirchliche Gedankenkreise getrübt, ihre Tatkraft durch fremdartige Ziele gelähmt wurde, das gelang stets, wo dieser kraftvolle Stamm selbständig seinen nächsten praktischen Zielen nachging. Heinrich der Löwe mußte dieselben Wenden, die eben noch der gesammelten Macht eines großen Theiles der Christenheit nicht ohne Erfolg getrotzt hatten, alsbald aus eigener Kraft, allein auf seinen Sachsenstamm gestützt, wieder unter sein Joch zu zwingen. Bei einem seiner Heereszüge, mit denen er in den nächsten Jahren noch die Unbotmäßigkeit der Wenden zu bändigen hatte, gelang es ihm, Niclots habhaft zu werden. Er setzte ihn in Lüneburg gefangen und erst, als die Söhne des Wendenfürsten, Wertislaw und Pribislaw, einen neuen Aufstand erregten, ließ er ihn wieder frei, damit zugleich dem Aufstand ein Ziel setzend und seiner Oberherrlichkeit durch die Rückkehr seines jetzt fester an ihn geketteten, gedemüthigten Vasallen eine Stütze schaffend. Des Christentums gedachte der Löwe bei alledem nicht; ihm war es lediglich um Ausbreitung und Festigung seiner Macht und um Sicherstellung seiner Tribute zu thun. Vielleicht hat er aber trotzdem mehr für das Christentum getan, indem er durch zielbewusste Machtpolitik zunächst eine gesicherte Grundlage zu schaffen suchte, als durch verfrühte Christianisierungsmaßnahmen, die ohne solche Grundlage auf dem durch Widerwillen und Nationalhaß, erbitterten Kampf und unaufhörliche Empörung verhärteten Boden des Dbotritenstammes doch niemals Wurzel gefaßt hätten.

An dem Halt, den die Taten von Männern wie er und sein märkischer Nachbar Albrecht der Bär boten, konnten jedenfalls die kirchlichen Bestrebungen wieder emporranken und zunächst wenigstens die Trümmer, die in diesen Landen noch von einstmalig grausam vernichteten Hoffnungen der Christenheit redeten, zu neuem Leben zu erwecken suchen. So geschah es im Havellande: die Bistümer Havelberg und Brandenburg, wo Albrecht die Burg und die Landschaft Zauche als Patengeschenk seines Sohnes gewann, begannen wieder den Samen der christlichen Lehre auszustreuen und durch Ansiedlung deutscher Kolonisten auf ihren Gütern die Germanisation des Landes einzuleiten. Im Dbotritenlande waren die Bistümer gar seit dem Unglücksjahr 1066 verwaist. Dem tatkräftigen, 1149 auf den Bremer erzbischöflichen Stuhl gelangten Hartwig von Stade, der den Ruhm des nordischen Primates wiederherzustellen strebte, schien es hohe Zeit, an die Erneuerung der Wendenbistümer zu denken. Noch im gleichen Jahre weihte er Bicelin zum Bischof von Oldenburg und Emmehard für das Bistum Mecklenburg. Er hatte es so eilig damit, daß er es versäumte, sich vorher mit dem Herzog und dem Holsteiner Grafen ins Einvernehmen zu setzen, obwohl eine ausreichende Dotation dieser Bistümer nur von der Freigebigkeit beider Fürsten erhofft werden konnte. Bicelin kam dadurch in die mißlichste Lage: der Graf,

der ihn stets wie einen Vater verehrt hatte, sah sich jetzt genötigt, ihm entgegenzutreten und die in Wagrien fälligen Zehnten in Beschlag zu nehmen. Der Herzog aber, an den sich Vicelin darauf wandte, wollte ihm trotz des Geschehenen seine Gunst wieder zuwenden, jedoch nur unter der Bedingung, daß er die Investitur des Bistums aus seiner Hand empfinde. Aber die Erfüllung dieser unerhörten Forderung widerriet der Erzbischof. Einem solchen Eingriff in die Rechte des Königs, der allein in deutschen Landen den Bischöfen die Investitur zu erteilen, d. h. sie mit ihren weltlichen Rechten und Besitztümern zu belehnen hatte, glaubte er sich mit Erfolg widersetzen zu können. Vicelin, das Opfer dieses Zwiespalts, gab sich redliche Mühe, entblößt von allen bischöflichen Einkünften, allein auf die schmalen Mittel seiner Probstei Falbera = Neumünster gestützt, die schwierige Doppelaufgabe anzugreifen, deren Erfüllung sein wagrishes Bistum von ihm heischte: kirchliche Versorgung der deutschen Ansiedler und Befehrung der Slavenreste. Aber bald mußte er durch bittere Erfahrungen bestätigt finden, was ihm am Hofe Heinrichs des Löwen schon Heinrich von Witha vorausgesagt hatte, daß sein Tun und Wirken ohne die Unterstützung des Herzogs vergeblich war. Ende 1150 begab er sich, des aussichtslosen Kampfes müde, nach Lüneburg und empfing dort aus der Hand des Herzogs sein Bistum mit einer vorläufigen geringen Ausstattung als Lehen. Sein Sinn war weniger auf die Durchsetzung hierarchischer Ansprüche gerichtet als auf die Entfaltung einer fruchtbringenden Tätigkeit. Zwischen dem Erzbischof aber und dem Herzog blieb der Zwiespalt bestehen. Und auch von dem zum Bischof von Mecklenburg geweihten Emmehard erfahren wir wenigstens nicht, daß er sich des Herzogs Ansprüchen gefügt hätte. Sein Bistum lag in kirchlicher Hinsicht noch ganz wüst, und ohne reiche Mittel und tatkräftige Unterstützung des weltlichen Arms war hier in rein slavisch-heidnischem Lande noch viel weniger zu erreichen als in dem schon von deutscher Ansiedlung überfluteten und wenigstens an fest organisierte Stützpunkte der Kirche angelehnten Wagrien. So scheint Emmehard zur Entfaltung einer bischöflichen Wirksamkeit in seinem Sprengel niemals gekommen zu sein. Und der Herzog hatte keine Gelegenheit, gegen ihn wie gegen Vicelin vorzugehen, da irgend welche Einkünfte, die man ihm hätte sperren können, überhaupt nicht vorhanden waren und Emmehard den tatsächlichen Verhältnissen nach nicht mehr als den Titel eines mecklenburgischen Bischofs hatte.

Diese zweite Bistumserneuerung Hartwigs schwebte also noch völlig in der Luft. Günstiger würden die Verhältnisse für die Erneuerung des Polabnbistums gelegen haben, an die der Erzbischof ja auch dachte. War doch das Gebiet dieses Stammes schon seit 1142 in eine deutsche Grafschaft umgewandelt und seine Hauptburg Raseburg schon seit 1093 ein vorgeschobener Stützpunkt der sächsischen Macht. Und wenn hier auch im Vergleich zu Wagrien von einer deutschen Einwanderung bisher kaum geredet werden konnte, so waren außer Raseburg doch gewiß auch die Burgen Gadebusch und Wittenburg von sächsischen

Mannen besetzt. Und in Rakeburg bestand ja sogar schon inmitten des Heidentums das Kloster auf dem Georgsberge! Aber das Bistum Verden erhob auf Grund einer gefälschten Urkunde Karls des Großen Ansprüche auf dies Gebiet. Vielleicht hatte es sogar schon vor kurzem in der westlich der Sachsengrenze gelegenen wendischen Landschaft Sadelbande, anknüpfend an eine hier schon begonnene deutsche Einwanderung, mit der Errichtung von Kirchen einen Anfang gemacht. Solange der Anspruch des Bistums Verden nicht als unbegründet nachgewiesen war, konnte der Bremer Erzbischof mit der Erneuerung seines dritten wendischen Suffraganstifts nicht vorgehen.

Mit Bicelins Demütigung vor Heinrich dem Löwen hatte dessen Streben nach königlicher Autorität über die Bistümer des Obotritenlandes einen ersten Erfolg errungen. Aber eine grundsätzliche Entscheidung des Investiturstreits war dadurch nicht herbeigeführt. Sie erfolgte erst, nachdem die Irrungen zwischen dem Herzog und König Konrad, die im Jahre 1151 bis nahe an einen bewaffneten Zusammenstoß führten, durch des Königs bald darauf erfolgten Tod (15. Febr. 1152) auf immer hingelegt waren. Dessen Nefte und Nachfolger Friedrich Barbarossa war seinem Vetter, Heinrich dem Löwen, von Jugend an in Freundschaft verbunden. Und da er in ihm eine der kräftigsten und sichersten Stützen seiner Macht sah, trat er ihm bereitwillig auf dem Goslarer Hofstage (April 1154) das Recht der Investitur in den drei obotritischen Bistümern ab und ermächtigte ihn außerdem, im Lande jenseits der Elbe Bistümer und Kirchen zu stiften und mit Reichsgut, als welches ohne weiteres alles unterworfenen Slavenland galt, auszustatten. Auch in solchen neubegründeten Bistümern sollte ihm die Investitur zustehen.

Heinrich der Löwe hatte einen vollständigen Sieg errungen, mochte auch der Erzbischof noch längere Zeit bei seiner feindseligen Haltung beharren. Das erkannte auch der Papst Hadrian IV. nach kurzem Schwanken an, zwar nicht durch ausdrückliche Bestätigung, aber indem er mehrere bald darauf von Heinrich ernannte Bischöfe (Gerold von Oldenburg und Berno von Mecklenburg) weihte. Jeder Fortschritt, den das Christentum im baltischen Wendenlande machte, hatte von jetzt an für Heinrich die Bedeutung eines unmittelbaren Machtzuwachses. So wurde aus dem Fürsten, der noch vor kurzem solchem Fortschritt mehr als gleichgültig gegenüberstand, sein eifrigster Förderer. Sogleich schritt er zur Erneuerung des Rakeburger Bistums, ernannte noch 1154 vor seinem Aufbruch zu König Friedrichs Römerzug den Magdeburger Propst Evermod zum Bischof und leitete die Dotation des Bistums ein. Über die Streitigkeit zwischen Bremen und Verden, die bis dahin der Erneuerung dieses Bistums im Wege gestanden hatte, schritt der Mächtige unbekümmert hinweg. Sie wurde erst im Jahre 1158 geschlichtet, als es durch Vermittlung des Kaisers zur Aussöhnung zwischen dem Herzog und dem Erzbischof kam: während Hartwig seinen Widerstand gegen das Investiturrecht des Herzogs endlich aufgab, anerkannte dieser die Ansprüche des

Erzbischofs auf das Bistum Mezeburg. Verden wurde durch zwei Elbwerder entschädigt.

* * *

Während so die Kirche begann, ihre Organisation wieder ins Gebiet der Heiden vorzutreiben, wurde auch die durch die letzten kriegerischen Verwicklungen unterbrochene, ja teilweise vernichtete weltliche Kulturarbeit wieder in Angriff genommen. Insbesondere hatte Graf Adolf von Holstein alle Hände voll zu tun, die schweren Wunden zu heilen, die der mörderische Einfall Niclots seiner jungen magrischen Pflanzung geschlagen hatte. Die entstandenen Lücken waren bald wieder ausgefüllt und darüber hinaus die deutsche Siedelung ausgedehnt in Gegenden, die bis dahin von ihr frei geblieben waren. So wurde die Umgegend von Plön, in der seit dem blutigen Einfall der Holsteiner Bauern nur noch eine stark gelichtete Slavenbevölkerung hauste, nun mit deutschen Ansiedlern besetzt. Auch in Oldenburg wurde eine sächsische Ansiedlung gegründet.

Lübeck entwickelte sich rasch zu einem blühenden Handelsplatz, namentlich seit es an den Herzog abgetreten war. Das war unter begreiflichem Widerstreben des Grafen vom Herzog erst durch Entziehung der Marktgerechtigkeit und die allerdings mißlungene Konkurrenzgründung der Löwenstadt an der Wackenitz an der Stelle des späteren Herrnburg erzwungen worden.

Durch solches Wachstum der deutschen Bevölkerung wurden die Reste des Slaventums mehr und mehr eingeengt; sie nahmen merklich im Lande ab. Aber ihren alten Heidentroz bewahrte sich doch die Mehrheit. Noch 1156 wurde in der Gegend von Oldenburg der Heidengott an die deutschen Siedelungen empormachsenden Kirchen erscholl, gewann nur wenige von ihnen. Die Verkündiger des Wortes fanden bei manchem wendischen Edlen, vor allem bei dem alten Fürsten Pribislaw überaus gastfreundliche Aufnahme. Aber Christ geworden war auch dieser — bei allem äußeren Entgegenkommen — mit der überwiegenden Mehrheit seines Stammes im Jahre 1156 noch nicht. Und ob er es später wurde, ist zum mindesten sehr zweifelhaft.

Oder war er vielleicht schon in der Jugend getauft? Bei einem Enkel Gottschalks hätte eine solche Annahme von vornherein manches für sich. Auch für Niclot sucht man neuerdings den Beweis zu führen, daß er Christ war. Daß beide Slavensfürsten die Führerschaft bei der national-heidnischen Reaktion ihres Volkes ergriffen und dadurch in einem schroffen Gegensatz zu dem von Deutschland aus vordringenden Christentum erscheinen, würde nicht dagegen beweisen.

Wie dem auch sein mag, noch geringer als für Pribislaw waren jedenfalls für Niclot Veranlassung und Gelegenheit zur Bekehrung. Wie weit er

innerlich von einer solchen entfernt war, zeigen die gotteslästerlichen Worte, die er nach Helmolds Erzählung um dieselbe Zeit auf des Herzogs Mahnung zur Annahme des Christentums äußerte: „Sei du unser Gott!“ Mit der Herrschaft des Sachsenherzogs hatte er sich also abgefunden. Und auch die schwer erschütterte Freundschaft mit dem Holstengrafen hatte sich wieder eingestellt, besonders seitdem dieser ihm geholfen hatte, seine gefährdete Herrschaft über die Kessiner und Circipaner zu behaupten. Diese beiden Wilzenstämme, die seit Gottschalks Zeiten der Obotritenherrschaft unterworfen waren, hatten die Zahlung der üblichen Steuern verweigert. Der Obotritenfürst führte darüber Klage bei der Herzogin Clementia, die, während ihr Gemahl seinen Ansprüchen auf Bayern Geltung zu verschaffen suchte (1151), für diesen das Land verwaltete. So fiel dem Grafen Adolf, dem vom Herzog für die Dauer seiner Abwesenheit besonders der Schutz Nordalbingiens und des Slavenlandes anvertraut worden war, die Aufgabe zu, dem Fürsten Hülfe gegen die aufrührerischen Stämme zu leisten. Mit mehr als zweitausend auserlesenen Holsten und Stormaren stieß er zum Obotritenheere. Niclot scheint es nicht schwer empfunden zu haben, daß bei der Verwüstung des Gebiets der beiden Wilzenstämme auch ein berühmter Tempel, jedenfalls der des Goderac bei Kessin, von seinen sächsischen Bundesgenossen zerstört wurde. Für ihn war es die Hauptsache, daß das Ziel des Zuges erreicht wurde; daß die Aufständischen, die Nutzlosigkeit jeden Widerstandes erkennend, sich mit einer schweren Geldbuße loskauften, die den verweigerten Steuerbetrag weit übertraf. Hoherfreut über den Erfolg geleitete er den Grafen bis an die Grenzen seines Gebietes zurück und blieb ihm seitdem in enger Freundschaft verbunden.

Freilich nach Dänemark hin hatte das eingewurzelte Räuberwesen der Wenden — sogar bei den wagrischen Resten — unablässig weitergeblüht. Was konnte ihnen jetzt besseres widerfahren, als die Gelegenheit, ihrem Piratentum unter dem Scheine des Rechts als getreue Bundesgenossen des Sachsenherzogs in vergrößertem Maßstabe weiter fröhnen zu können!

Des Herzogs Heinrich vergeblichen Versuch, den geflüchteten Dänenkönig Sven in sein Reich zurückzuführen (1156), wußten sie als Vorwand zu einer verheerenden Ausplünderung der Insel Jünen für sich nutzbar zu machen. Ihre Flotte war noch nicht zurückgekehrt, als vom Herzog der Befehl erging, den König Sven mit ihr zu unterstützen. Die wenigen Schiffe, mit denen die Wenden ihn jetzt nur hinübergeleiteten konnten, erregten aber schon solchen Schrecken, daß Sven von seinen Begnern einen Teilungsvertrag erlangte. Bald darauf (25. Oktober 1157) erlag er dem Schwerte Waldemars, der nun nach langen Teilungswirren das Reich in seiner Hand vereinigte. Und gleichzeitig ging die große Wendenslotte unter: sie scheiterte — nach den hierin nicht zuverlässigen Quellen 600, ja 1500 Schiffe stark — an der Küste von Halland. Für die Besatzung gab es keine Rettung; wer den Strand erreichte, fiel dem Schwert zum Opfer.

Das Piratenwesen der Wenden nahm trotzdem seinen Fortgang. Auch dadurch, daß Waldemar 1158 vom Kaiser die Bestätigung seiner Wahl zum Dänenkönig erlangte, gewannen die Küsten seines Reichs keine Ruhe vor ihren Plünderungen. Niclot grollte, weil sein Sohn Prislav, den er wegen seines Übertritts zum Christentum des Landes verwiesen hatte, bei Waldemar, dem Bruder seiner Gattin, Zuflucht fand und mit Lehen begabt wurde. So geschah von seiner Seite nichts zur Eindämmung der Räubereien. Das Unwesen wurde so arg, daß der tapfere Bischof Arzel von Roeskilde die bischöflichen Gebäude abzubrechen begann, um Bausteine zur Errichtung von Küstenwehren zu gewinnen. Ein kriegerischer Erfolg, den er selber 1159 über die Seeräuber errang, war nicht von entscheidender Bedeutung. Und König Waldemar wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er Niclots Lehnsheerrn, Heinrich den Löwen, um Schutz anrief. Der rüstete sich gerade, dem Kaiser zum zweiten Male nach Italien zu folgen. Nichts konnte ihm wichtiger sein, als seinen Landen während seiner Abwesenheit den Frieden zu sichern. Er schloß daher auf einer persönlichen Zusammenkunft mit Waldemar ein Freundschaftsbündnis und sagte ihm gegen Zahlung von 1000 Mark Silbers Ruhe vor den Slaven zu. Niclot und andere wendische Herren mußten vor Heinrich schwören, bis zu seiner Rückkehr mit den Dänen und Sachsen Frieden zu halten; außerdem erhielten sie Befehl, alle Seeräuberschiffe in Lübeck abzuliefern. Da die Wenden aber nur wenige und unbrauchbare Schiffe nach Lübeck brachten, schien es dem durch frühere Schicksalsschläge gewarnten Grafen Adolf von Holstein geraten, Niclot durch einen besonderen Vertrag auf die Sicherheit seines Landes zu verpflichten. Ihm hielt Niclot treu sein Wort. Aber den Dänen gegenüber wurde der Vertrag um so gründlicher gebrochen. Kaum hatten Herzog und Graf dem Lande den Rücken gekehrt, so begann der Seeraub der Dbotriten und Wagrier von neuem die dänischen Küsten zu verheeren.

Das friedliche nordalbingische Land zitterte vor der Rache Waldemars. Und nur durch die unablässigen Bemühungen des Oldenburger Bischofs Gerold ließ sich der König soweit besänftigen, daß er die Rückkehr des Herzogs und der anderen Fürsten abzuwarten beschloß. Als darnach (Anf. 1160) der Herzog auf die schweren Anklagen des Dänenkönigs einen Landtag nach Barförde berief, wagten Niclot und die mit ihm zur Verantwortung vorgeladenen wendischen Großen nicht zu erscheinen. Sie sprachen sich damit selber schuldig, und das unabwendbare Verhängnis begann nun mit ehernem Schritt über das Wendenvolk dahinzuschreiten.

Als Herzog Heinrich die der Verantwortung ausgewichenen Wenden ächtete und die Seinen auf die Zeit der Ernte zum Feldzuge entbot, konnte Niclot sich über den Ernst der Lage keinen Täuschungen mehr hingeben. Auf ein Übersehen des Vertragsbruches war beim Herzog nicht mehr zu hoffen. Niclot befand sich jetzt in ähnlicher Lage wie einst vor

dem Beginn des Wendenkreuzzuges, nur daß ihm jetzt der unbeugsame Wille eines übermächtigen und dabei zum äußersten entschlossenen tatkräftigen Feindes gegenüberstand. Kurz entschlossen und rasch im Handeln, wie er war, strebte er auch jetzt, dem feindlichen Angriff zuvorzukommen. Er entsandte seine Söhne Pribislav und Wertislav, Lübeck mit List zu überfallen. Aber die ahnungslose Stadt wurde durch einen Zufall glücklich gerettet. Ein langer Graben, den ein Priester Athelo jenseits der südlichen Wackenizbrücke bis zum Flusse angelegt hatte, machte die eilig heranschleichenden Slaven irre, sodaß sie die Brücke nicht sogleich fanden. Während sie nach einem Übergang suchten, wurden sie vom Hause Athelos aus entdeckt. Der Priester stürzte ihnen mutig entgegen und konnte gerade noch die Brücke, bis zu deren Mitte die Feinde schon vorgebrungen waren, aufziehen und so die Gefahr von der bedrohten Stadt abwenden.

Der Schlag, mit dem Niclot den Kampf zu eröffnen dachte, war vereitelt. Und als bald darauf der Herzog mit einem starken Heere verwüstend ins Obotritenland eindrang und gleichzeitig König Waldemar das Küstengebiet zu verheeren begann, konnte sich Niclot ihnen nicht widersetzen. Unter Preisgabe des ganzen Obotritenlandes mit der starken Burgenlinie Flow, Mecklenburg, Dobin und Schwerin, deren einzelne Werke er verbrannte, zog er sich ins Kessinerland in die Burg Werle zurück. Im Schutze der Warnow, an deren östlichem Ufer nahe dem Dorfe Wiek die Burg lag, und ausgedehnter sumpfiger Wiesenflächen durfte er wohl hoffen, sich längere Zeit gegen die feindliche Übermacht behaupten zu können. Von hier aus beunruhigte er täglich durch Späher das Sachsenheer; kleinere Abteilungen desselben, die sich unvorsichtig vorwagten, wurden aus dem Hinterhalt aufgerieben. Eines Tages, als das Sachsenheer bei der verbrannten Mecklenburg lagerte, überfielen und töteten Niclots Söhne, Pribislav und Wertislav, einige Sachsen, die zum Getreideholen ausgezogen waren. Aber die Tapfersten im sächsischen Heere setzten ihnen nach und nahmen viele von ihren Leuten gefangen, die der Herzog kurzer Hand hängen ließ. Als nun die Fürstensöhne ohne Rasse und ihrer besten Leute beraubt, wieder vor ihren Vater traten, fuhr Niclot zornig auf: „Ich hatte gedacht, Männer aufgezogen zu haben; Ihr aber flieht eiliger als Weiber. So will ich denn selbst ausrücken und versuchen, ob ich nicht mehr ausrichten kann.“ Darnach zog er mit einer auserlesenen Schar aus und legte in der Nähe des feindlichen Heeres einen Hinterhalt. Bald kamen Knechte aus dem Lager, um Futter zu holen; unter sie waren etwa 60 Krieger gemischt, die unter den Rücken Harnische trugen. Niclot, der dies nicht ahnte, sprengte auf raschem Pferde unter sie. Aber seine Lanze sprang unvermutet vom Harnisch dessen ab, den er durchbohren wollte. Nun riß er sein Pferd herum. Aber es war zu spät. Von allen Seiten umringt, wurde er getötet, ehe einer der Seinen ihm zu Hülfe kam. Er wurde erkannt, sein Haupt auf einem Spieß in die Lager der Sachsen und Dänen gebracht. Die Freude über den Tod des gefährlichen Gegners paarte sich mit der Verwunderung, daß ein solcher

Mann so von allen Seinigen verlassen fallen konnte. Im Lager der Dänen erhielt auch Niclots Sohn Pribislav die Todeskunde. Er unterbrach nur eine Weile seine Abendmahlzeit, stützte sein Haupt und sagte: „So muß ein Gottesverächter enden.“ Darauf setzte er in gewohnter Heiterkeit die Mahlzeit fort.



Kapitel X.

Heinrich der Löwe als Herr des Obotritenlandes.

Der letzte Held, den das Obotritenvolk noch an der Schwelle seines Unterganges hervorgebracht hatte, war gefallen; die letzte Stütze dahin gesunken, durch die der unvermeidliche Untergang vielleicht noch um einige Zeit hätte hinausgeschoben werden können.

Die national-heidnische Reaktion, die nach dem Ausgange von Gottschalks Geschlecht das eingedrungene christlich-germanische Wesen vom Boden des Obotritenlandes hinwegfegte, hatte ihn zusammen mit Pribislav an die Spitze seines Volkes erhoben. Aber während diesem ein ungünstiges und für zwei kräftige Sonderstämme ihres gemeinsamen Volkes verhängnisvolles Schicksal schon im besten Mannesalter das ruhig friedliche Leben des Landedelmanns auferlegte, hatte es Niclot doch seine fürstliche Stellung erhalten über der Hauptmasse von Gottschalks Obotritenreich, dessen Zertrümmerung schon begonnen hatte. Eine unfählich schwierige, ja auf die Dauer unmögliche Aufgabe voller Dornen war ihm zugefallen. Dem Teil des Wendentums, der, am weitesten nach Nordwesten vorgeschoben, sich noch einen Rest Selbständigkeit bewahrt hatte, im Westen und Süden schon umklammert von der gewaltig aufgestiegenen sächsischen Macht und von Norden her mehr und mehr bedroht von dem nach Überwindung seiner inneren Zerissenheit sichtbar erstarkenden Dänemark, sollte er in so bedrohter Lage wenigstens das erhalten, was er noch besaß.

Stellte somit sein Herrschaftsgebiet in national-politischer Hinsicht einen zwischen fremde Machtsphären vorgetriebenen Keil dar, dessen

Selbständigkeit allerdings längst zu einem sehr fühlbaren Abhängigkeitsverhältnis herabgemindert war und jeden Tag von den übermächtigen Nachbarn völlig und für immer beseitigt werden konnte, so war es in Hinsicht der Religion durch sein zähes Festhalten am Heidentum noch mehr isoliert. Seitdem das Wagrierland von deutschen Christen überschwemmt war, seitdem in Polen und Pommern das Evangelium seinen Einzug gehalten hatte und auch in den brandenburgischen Havellanden Albrechts des Löwen starke Hand den Sieg des Christentums machtvoll förderte, waren es im Südwestwinkel der Ostsee nur noch die Obotriten und die Ranen, die sich hartnäckig gegen die Annahme der neuen Religion sperreten; zwei unbedeutende Inseln, umbrandet von rasch ansteigender Flut, von der sie bald verschlungen werden mußten.

In der Person Niclots hatte dieser letzte Rest eines national und religiös streng abgeschlossenen, äußere Einwirkungen schroff ablehnenden Wendentums seine vollendetste Verkörperung gefunden. Wohl reichte sein Leben noch in die Zeit zurück, wo solche unbedingte Ablehnung des Christentums im Wendenlande noch nicht allgemein war und wenigstens das herrschende Geschlecht eine Ausnahme davon machte. Vielleicht war er selber noch in jener Zeit in die Gemeinschaft des Christentums aufgenommen. Wenn es richtig ist, was neuerdings angenommen wird, daß Niclot Christ war, so kann er es kaum erst in der Zeit geworden sein, wo er über seinem Volke als Herrscher waltete. Da wäre noch am ehesten an seine Teilnahme an der Massentaufe im Döpe-See zu denken. Weit wahrscheinlicher ist es aber, daß er, worauf schon sein aus dem christlichen Nicolaus verderbter Name hindeutet, schon in zarter Jugend die Taufe empfing. Noch willenlos und ohne es hindern zu können mit dem geweihten Wasser benetzt, ließ er sich später durch eine für ihn inhaltlose Form nicht zurückhalten, die Sache seines heidnischen Volkes zu der seinigen zu machen und dabei dem Christentum, zu dem er jedenfalls keinerlei innerliche Beziehungen hatte, mit bewehrtem Arm entgegenzutreten. Dann hätte sein Sohn Prislav in ihm nicht den Heiden gesehen, der, in seinem Irrtum dahingerafft, doch zum mindesten Anspruch auf das Mitgefühl des Sohnes hatte, sondern den Renegaten, der den Glauben, dessen Gemeinschaft er schon beigezählt war, freventlich mißachtete. Nur so kann Prislavs widerwärtig herzloses Verhalten, als er die Nachricht von dem tragischen Untergang seines Vaters empfing, eine Erklärung, wenn auch keine Entschuldigung finden.

Daß Niclot wirklich als die wilde, Christenmordende Bestie, wie ihn Helmold einführt, die Sache seines Volkes vertreten hätte, dafür lassen sich keine beweisende Tatsachen beibringen. Das könnte höchstens in der ersten Zeit geschehen sein, wo noch der frische, so schnell versfogene Freiheitsrausch die Gemüter der Wenden erfüllte und unwiderstehlich fortriß. Nachher hätte schon die Wiederherstellung des Abhängigkeitsverhältnisses zum Herzogtum Sachsen etwaigen Neigungen solcher Art eine starke Zurückhaltung auferlegt.

Jedenfalls war Niclot weit entfernt, durch unrichtige Einschätzung der harten für sein Volk so ungünstigen Machtverhältnisse dessen Untergang herbeizuführen. Schon seit Pribislavs Sturz hat er sich in das Unvermeidliche zu schicken gewußt und gute Beziehungen zum sächsischen Herzogtum und besonders zu Nordalbingien gepflegt. Selbst deutsche Hülfe gegen auffässige Stämme seiner Herrschaft hat er nicht verschmäht und sich dabei sogar durch die Zerstörung eines der berühmtesten wendischen Heiligtümer nicht von seiner bundesfreundlichen Haltung abdrängen lassen. Allerdings bis zu tätiger Beförderung des Christentums konnte sein Entgegenkommen nicht gehen. Damit hätte er seiner ganzen Vergangenheit ins Gesicht geschlagen. Das verbot noch gebieterischer die Rücksicht, die er nach der anderen Seite, auf sein heidnisches Volk, zu nehmen hatte. Und doch scheint er auch hierin bis hart an die Grenze des Möglichen gegangen zu sein. Es wird sich nicht mehr bezweifeln lassen, daß Berno, der spätere Bischof von Schwerin, schon zu Niclots Zeiten und von ihm ungehindert seine Wirksamkeit durch Missionspredigten unter den Dbotriten vorbereiten durfte.

So hat Niclot mit unverkennbarem Geschick seine Stellung zwischen den zwei großen Gegensätzen des deutsch-christlichen und des slavisch-heidnischen Wesens zu wählen gewußt, stets bereit, nach beiden Seiten die Zugeständnisse zu machen, die die Notwendigkeit erforderte. Aber den unvermeidlichen Entscheidungskampf zu verhindern, als die Zeitumstände für ihn reif geworden waren, lag nicht in seiner Macht. Er hat ihn sicher nicht gewollt, wenn er an seiner Herbeiführung auch, ohne sich der Tragweite seiner Handlungsweise klar bewußt zu sein, mitgewirkt hat. Zu den beiden großen, genauer bekannten Kämpfen, die er seit Pribislavs Sturz mit seinen deutschen Nachbarn führte, ist ihm das Schwert in die Hand gezwungen worden. Beim Wendenkreuzzug ganz augenscheinlich, aber auch beim letzten Entscheidungskampf. Erst als jede Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich geschwunden war, griff er zu den Waffen. Aber dann fuhr ihm, rasch und aufbrausend wie der Wende war, das Schwert zuerst aus der Scheide. Ein überraschend, stets nach der empfindlichsten Stelle des Gegners geführter Schlag sollte ihm den Vorteil des ersten Erfolges sichern.

Waren die Dinge soweit gediehen, dann konnte Rücksicht auf Verträge und Bündnisse ihn nicht mehr zurückhalten. Und doch, wenn man diesem Wendenfürsten Treulosigkeit, das Ertheil seiner Volksangehörigkeit vorwirft, so sollte man nicht vergessen, daß der Holstengraf ihm in Verletzung der Bundestreue vorangegangen war. Gewiß hatte er gefehlt, als er die eidliche Verpflichtung, mit den Dänen Frieden zu halten, mißachtete. Aber ob und in welchem Maße er überhaupt in stande war, dem eingewurzelten und vielen aus seinem Volke zum Lebensunterhalt dienenden Piratentreiben Einhalt zu gebieten, läßt sich schwer sagen. Und mochte er in dieser Hinsicht noch so schuldig sein; daß er und sein ganzes Volk so grausam dafür bestraft werden würden, konnte er nicht ahnen. Hatte doch bisher noch stets die Rücksicht auf die Slaventribute

den zum vernichtenden Schläge erhobenen Arm des Gegners zurücksinken lassen, ehe es zum äußersten kam. Und hatte doch Heinrich der Böwe selber noch vor gar nicht langer Zeit gezeigt, daß in seinen Berechnungen der goldene Segen aus dem Wendenlande weit schwerer wog als selbst die Rücksicht auf die Ausbreitung der christlichen Lehre.

Welche Wandelung vor kurzem mit dem Böwen geschehen war, hatte sich dem Wendenfürsten noch nicht offenbart. Aus dem Saulus war keineswegs über Nacht ein Paulus geworden; es war auch keine innere Wandelung, sondern nur ein Umschwung in äußeren Dingen, der eine von Grund aus veränderte Stellungnahme des Herzogs bewirkte, wobei sein innerer Kompaß nach wie vor auf Macht und Reichthum gerichtet blieb. So sehr er früher geneigt war, das Wendenvolk um seiner Tribute willen zu erhalten und von einer Ausbreitung der Kirche eine Einbuße daran zu befürchten; seitdem die neuen Obitritenbistümer unter seinen Einfluß geraten waren, mußte ihr Wachstum und Gedeihen seinem unerfättlichen Streben nach Macht ein neuer kräftiger Hebel werden. Das konnte aber höchstens seinen Erben zu gute kommen, wenn man die langsame und sehr unsichere Wirkung der Missionspredigt geduldig abwartete. In kurzer Zeit mußte sich dagegen selbst in dem östlichsten dieser drei Bistümer das erstrebte Ziel erreichen lassen, wenn man es, wie im Bistum Oldenburg schon geschehen, auf die feste und dauerhafte Grundlage einer starken deutschen Einwanderung stellte. Und das hatte die Entwicklung des Wagrierlandes inzwischen doch gewiß gezeigt, daß die Slaventribute zu ersetzen waren. Der im Vergleich zu den Slaven weit vorgeschrittene deutsche Ackerbau — nicht zu reden von der allgemeinen kulturellen Überlegenheit — hatte die Fähigkeit, dem Schoße des bisher nur nachlässig bebauten Landes eine Fülle von Reichthum zu entreißen, die man vorher nicht ahnen konnte; er erschloß ganz neue Siedelungsmöglichkeiten und ließ eine Dichte der Bevölkerung zu, wie sie vorher nicht möglich war. Sollten diese Umstände, die es hoffen ließen, daß die verlorengelassenen Wendentribute durch eine deutsche Besiedelung doppelt ersetzt werden würden, dem Auge des Löwen entgangen sein, wo der im Drange der Not unternommene Versuch im Wagrierland gewiß schon deutlich genug redete?

In der Richtung dieser Gedanken lag, wenn auch damals wohl noch unausgesprochen und vielleicht noch nicht zu vollem Bewußtsein durchgedrungen, die Vernichtung des wendischen Volkstums. Der große zweite Wendepunkt der Geschichte der südlichen Ostseelände nahte heran. Darin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung der wagrischen Ereignisse, daß mit ihnen dieser Weg zuerst betreten und seine Gangbarkeit dargetan wurde. Und jetzt, wo diese Ereignisse sich bald weiter und weiter nach Osten verlegt in ganz andern Maßstäben wiederholen sollten, wollte es eine glückliche Fügung des Schicksals, daß sich auf dem durch die Völkerwanderung mehr oder weniger entleerten und nach Westen verschobenen deutschen Volkssboden eine Fülle strotzender Volkskraft angehäuft hatte, die den zu eng gewordenen Rahmen zu sprengen drohte. Wurde

jetzt hier im Osten ein Abzugskanal geöffnet, so konnte wohl manches uralte Germanenland der deutschen Gesittung zurückgewonnen werden. Die Zeit war reif, der weltgeschichtliche Augenblick gekommen!

So war es doch nicht in erster Linie das vertragswidrige Verhalten Niclots und seines Volkes, durch das die gewaltige Katastrophe des Wendentums herbeigeführt wurde. Das war nur die äußere Veranlassung. Die Gründe lagen viel tiefer, sie beruhten in erster Linie in dem nicht mehr einzudämmenden Ausbreitungsbedürfnis des deutschen Volkstums. Und der Mann des weltgeschichtlichen Augenblicks, Herzog Heinrich, der dieser Notwendigkeit — gewiß nur unbewußt — diente, hat weit mehr als Niclot durch seine veränderte, aber darum nicht weniger zielvolle und nun beharrlich festgehaltene Stellung zu den wendischen Dingen den entscheidenden Zusammenstoß unvermeidlich gemacht.

Es stände uns übel an, den Gewaltigen zu tadeln, weil er durch seine rücksichtslose Machtpolitik das Rad der weltgeschichtlichen Notwendigkeit ins Rollen gebracht hat. Die Wirkungen seines Lebenswerkes reichen bis in unsere Tage; sie sind unvergänglich. Ein neues junges Deutschland ist aus ihm entsprossen, dem es nach vielen Jahrhunderten beschieden war, eine neue Jugend voll tatenfroher Kraft über unser ganzes Volk auszubreiten.

* * *

Nach Niclots Fall war der Krieg bald beendet. Einen schweren Kampf hatte nur noch König Waldemar zu bestehen, als er, die Warnow hinauffahrend, den Breitling durch die wendische Flotte gesperrt fand. Siegreich verheerte er die Ufergegend, verbrannte das von seinen Einwohnern verlassene Rostock und schlug für das inzwischen herangerückte Heer des Herzogs eine Brücke über die Warnow. Pribislav und Wertislav dachten jetzt an keinen Widerstand mehr; nachdem sie die Burg Werle verbrannt hatten, flohen sie in die Wälder und brachten ihre Familienangehörigen auf Schiffen in Sicherheit.

Der dänischen Hülfe bedurfte der Löwe nicht mehr. Das Gerücht, eine rügisch-pommersche Flotte sei vor der Warnowmündung erschienen, um die Dänenflotte in diesem Flusse einzusperrn, kam ihm jetzt wie gerufen. Die Notwendigkeit des sofortigen Ausbruchs der Dänen, um dieser Gefahr rechtzeitig begegnen zu können, lag so sehr auf der Hand, daß König Waldemar auch wohl ohne die Mahnungen des Herzogs auf die See geeilt wäre. Hier fand sich die vom Gerücht gemeldete Wendenslotte nicht. Nur in den Schlupfwinkeln der Küste waren auf Raub bedachte Wendenschiffe versteckt. Eine Landung Waldemars auf Rügen erzwang sogleich Gehorsam und Frieden der Inselaner.

Nach Waldemars Abzug hielt der Löwe die Siegesbeute allein in seiner Hand. Er dachte sie für immer fest an sich und seine Herrschaft zu fetten. Und in dem, was er jetzt tat, zeigte sich das planvoll Überlegte seines ganzen Vorgehens. Zu den Gebieten der Wagrier und Polaben, die der holsteinischen Grafschaft angegliedert oder zur neuen sächsischen

Grafschaft Rakeburg umgewandelt waren, hatte sich noch vor Niclots Untergang die Grafschaft Dannenberg gesellt, die neben einem Teil des linkselbischen Polabenlandes noch auf mecklenburgischem Boden die zwischen Elbe, Elbe und Sude eingeschlossenen Länder Zabel und Wenigen umfaßte. Diesen drei ersten, noch kleinen und gleichsam tastenden Schritten, mit denen die sächsische Macht sich auf wendischem Boden festsetzte, war jetzt ein großer, weit ausholender Schritt gefolgt. Die Hauptmasse des Dbotritenreichs gleich dessen früher gewonnenen Teilen der sächsischen Herrschaft einzufügen, diesem Ziel diente Herzog Heinrich schon vor der Wiederherstellung des Friedens mit planvollem Handeln. Noch hatten Niclots Söhne, Pribislav und Wertislav die Waffen nicht niedergelegt, da begann der Herzog schon, sich im eroberten Lande häuslich einzurichten: die schwer zugängliche Inselburg Schwerin, die Niclot zu Beginn des Krieges niedergebrannt hatte, ließ er als sächsische Feste wiedererstehen und übergab sie seinem getreuen Mitkämpfer Gunzelin von Hagen, einem Edeln aus dem braunschweigischen Lande. Konnte dies noch als rein kriegerisch-militärische Maßregel gedeutet werden, so leuchten um so unzweifelhafter die Absichten und Pläne des Herzogs daraus hervor, daß er unweit dieser alten Wendenburg auf einem niedrigen, von Sümpfen und Seen umgebenen Höhenzug den Grund zu einer neuen Stadt legte, die er mit deutschem, dem lübischen verwandten Recht bewidmete. Ein erstes Werk friedlicher Eroberung noch unter währenden Kriegsläufen, die Gründung einer ersten deutschen Stadt auf mecklenburgischem Dbotritenboden!

Und auch als Niclots Söhne hiernach der Friede und die Gnade des Herzogs wieder wurde, fuhr Heinrich unbeirrt in diesem Werk fort: Gunzelin, dem ersten seiner Getreuen, den er zum Statthalter des ganzen eroberten Gebietes erhob, wurde außer der Burg und dem Schutz über die erstehende Stadt Schwerin noch die Burg Flow besonders anvertraut. Ludolf, der Burgvogt von Braunschweig, erhielt Quezin am Plauer See, Ludolf von Peine übernahm Malchow im Müritzgau, und Heinrich von Scaten bekam Mecklenburg. So gestaltete Heinrich die alten Hauptburgen des Dbotritenlandes zu den vornehmsten Stützpunkten seiner vordringenden Macht. Von ihnen aus beherrschten seine Getreuen mit ihren kampfgewöhnten Besatzungsmannschaften nicht allein die umliegenden, ihnen als Lehen zugetheilten Wendenlande; auch die Länder Kessin und Circipanien, die samt der Burg Werle als trauriger Rest der einstigen Dbotritenherrschaft den Söhnen Niclots verblieben, schienen durch so starke und schlagfertige kriegerische Machtentfaltung in ihrer unmittelbarsten Nähe in Schach gehalten.

Und wie sich schon in der Begründung der Stadt Schwerin die kriegerische Eroberung als ein mächtiger Hebel für die friedliche Ausbreitung deutschen Volkstums erwiesen hatte, so strömten auch in andere Teile des gewonnenen Landes, namentlich in die durch sächsische Besatzungen geschützten Burgstätten, deutsche Ansiedler herbei, angelockt von den weiten Räumen mit fruchtbarem Getreideboden und üppigem Wiesen-

wuchs, von dem „Überfluß an Fischen, Fleisch und allem Guten“ (Helmold). Unter ihnen mochten wohl viele Kriegerleute sein, die neben Ruhm und Beute auch nach Gewinn von Lehen trachteten. Eine bäuerliche Kolonisation scheint aber schon Heinrich von Scaten in die Wege geleitet zu haben, der in Mecklenburg und im ganzen umliegenden Gebiet dieser Burg eine Menge Einwanderer aus Flandern ansiedelte.

Während so im Obotritenlande zugleich mit dem wiedergewonnenen Frieden die ersten Anfänge einer deutschen Besiedelung emporzusproßten begannen, wurde weiter westlich schon der Grund zur endgültigen Gestaltung der Dinge gelegt: der Teil des Polabengebietes, den Heinrich von Badewide als Grafschaft Rakeburg nach Pribislavs Sturz gewonnen hatte, war seitdem schon das Ziel einer langsam rinnenden deutschen Einwanderung gewesen. Jetzt aber, als die bis dahin drohende obotritische Nachbarschaft ihren Schrecken verloren hatte und deutsches Machtgebiet die junge Grafschaft rings umschloß, konnte Graf Heinrich auch hier den Weg beschreiten, den Adolf von Holstein schon vor Jahrzehnten in Wagrien so erfolgreich eingeschlagen hatte: zahlreiches Volk aus Westfalen führte er herbei und teilte ihnen Land zum Anbau mit dem Meßseil zu. Und als der Graf über diesem Werk seine Tage beschloß († 1166/67), wurde es von seinem Sohn und Nachfolger Bernhard fortgeführt und der Vollendung nahe gebracht.

Jetzt begann auch das Werk der Kirchengründung, getragen von der vordringenden deutschen Volkswelle, kräftiger fortzuschreiten. Den wenigen schon bestehenden Kirchen des Rakeburger Sprengels, St. Georgsberg, Nuffe, Lüttau, Siebeneichen, vielleicht auch Gadebusch und Wittenburg, gesellten sich jetzt Neugründungen in allen Teilen des Sprengels, namentlich auch in seinen mecklenburgischen Ländern bis zu dem im Lande Schwerin gelegenen Eizen zu. Bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts wuchs die Zahl der Kirchen des Sprengels auf mehr als 30 an. Und wenn unter ihnen auch manche Kirchen waren, die bei noch sehr spärlicher deutscher Einwanderung unter überwiegend wendischem Volk errichtet waren, schloß sich ihre Mehrzahl doch an dichtere Niederlassungen deutscher Ansiedler an. Und so gewährt ihre Zahl einen Einblick in die Stärke der vordringenden deutschen Volksmassen, deren Kolonien mit dem Gebiete der Grafschaft Rakeburg und darüber hinausgehenden Teilen des Rakeburger Sprengels bis tief ins westliche Mecklenburg alles Land wie mit einem dichten Netze bedeckten und nur in den nördlichen Wendenlanden Dassow und Bresen erst spärlich Fuß gefaßt hatten, im äußersten Südosten aber die Länder Zabel und Weningen noch rein wendisch ließen.

Jetzt entstand auch erst in Wirklichkeit das Obotritenbistum, dem Emmehard seit 1149, lahmgelegt durch den Widerstand Heinrichs des Löwen, nur dem Namen nach vorgestanden hatte. Statt seiner hatte der Cisterziensermonch Berno aus dem Kloster Amelungsborn, den Spuren Vicelins folgend, nach langer Unterbrechung wieder den ersten Samen des Christentums unter den Obotriten ausgestreut. Inmitten des feindseligsten Heidentums hatte er unter unsäglichen Schwierigkeiten und

Ansechtungen in Schwerin eine kleine Wendengemeinde um sich gesammelt, die samt dem Burgbezirk dem 1154 neu errichteten Rakeburger Bistum angegliedert wurde. Durch seine hier schon entfaltete Missionstätigkeit der gegebene Oberhirt, als nach Niclots Untergang Heinrich der Löwe der Errichtung seines dritten Wendenbistums näher treten konnte, durfte er seinen bischöflichen Sitz an der Stätte der von ihm gepflanzten ersten Dbotritengemeinde und zugleich unter dem unmittelbaren Schutz des Statthalters Gunzelin in Schwerin aufschlagen. Der bisherige nominelle Bischofssitz Mecklenburg erschien dem Herzog „wegen der Barbarei der Heiden“ zu gefährdet. So wurde Schwerin, das damit aus dem Rakeburger Sprengel wieder ausschied, in zwiefacher Hinsicht der Mittelpunkt der im Dbotritenlande neu errichteten Sachsenmark, politisch und kirchlich; in letzterer außerdem noch für die Niclots Söhnen verbliebenen Länder und den nördlichsten Teil Vorpommerns.

Aber die mit Niclots Söhnen geschlossenen Friedensvereinbarungen, auf denen all dies neue Leben beruhte, das sich jetzt im Lande zu regen begann, bargen doch einen Keim zu neuen Zermürfnissen und Unruhen in sich. Pribislav und Wertislaw trugen schwer daran, daß ihnen von der alten stolzen Herrschaft nur die Länder der Kessiner und Circipaner geblieben waren. Der Verlust des Dbotritenlandes nagte an ihrer Seele; sie trachteten darnach, es wieder in ihren Besitz zu bringen. Gunzelin, dem wachsamem und treuen Statthalter, waren ihre Anschläge nicht verborgen geblieben. Er warnte den Herzog. Der erschien im Winter, anfangs 1163, mit einem starken Heere und sandte Gunzelin mit einer auserlesenen Schar gegen Werle voraus, damit die dort versammelten Feinde ihm nicht entwischten. In dieser Burg hatte Wertislaw viele seiner Edlen und eine große Menge Kriegsvolks zusammengezogen; er hatte die Befestigungen verstärkt, damit sie einer Belagerung standhalten könnten, denn hier wollte er des Angriffs der Sachsen harren. Sein älterer Bruder Pribislav aber hielt sich mit einer Reiterschar in den Wäldern verborgen, um durch Hinterhalt und Überfälle den Sachsen Abbruch zu tun.

Erfreut, daß die Wenden ihm nun nicht mehr entrinnen konnten, schritt Herzog Heinrich zur Belagerung der Burg. Er warnte seine jüngeren Kriegsleute, sich unbesonnen in Gefahr zu begeben, denn er gedachte ohne viel Blutvergießen die Feste zu gewinnen. Zu dem Zwecke ließ er hölzerne Kriegsmaschinen erbauen, wie er sie bei den Belagerungen von Mailand und Crema kennengelernt hatte: eine zum Brechen der Pallisadenmauern; eine andere wie ein Turm gebaut und die Burg überrhöhend, sodas diese von hier aus mit Pfeilen bestrichen und die Verteidiger von den Brustwehren vertrieben werden konnten. Sobald diese Maschine aufgestellt war, wagte kein Slave mehr sein Haupt emporzuheben oder sich auf den Brustwehren zu zeigen. Wertislaw selber wurde durch einen Pfeilschuß schwer verwundet.

Indessen begann Pribislav den Belagerern unbequem zu werden. Als er sich eines Tages nicht weit vom Lager mit einer Reiterschar

gezeigt hatte, sandte der Herzog den Grafen Adolf von Holstein mit auserlesener Mannschaft gegen ihn aus. Der aber irrte, durch einen Führer getäuscht, den ganzen Tag in Wäldern und Sümpfen umher, ohne jemand zu finden. Und diesem Mißerfolg fügte der gleiche Tag noch eine wirkliche Schlappe hinzu: Eine Schar Holsteiner, die wider das Verbot des Herzogs zum Futterholen das Lager verlassen hatte, wurde von Pribislav überrascht; an hundert von ihnen fielen, die übrigen flohen ins Lager zurück.

Der Herzog warf sich jetzt noch energischer auf die Belagerung. Schon begannen die Pallisadenmauern zu wanken und untergraben zu zerfallen. Da gab Wertislav alle Hoffnung auf. Nachdem ihm durch Vermittlung und Fürsprache des Holstengrafen für alle sich Ergebenden Sicherheit Leibes und Lebens zugesagt war, falls auch Pribislav die Waffen niederlegte, zogen, geleitet vom Grafen, Wertislav und alle seine Edlen aus der Feste und warfen sich dem Herzog zu Füßen, jeder mit über den Nacken gehängtem Schwert. Herzog Heinrich ließ sie gefangennehmen, die im Verließ der Feste schmachtenden Dänen befahl er freizulassen, die Burg aber und das niedere Volk unterstellte er dem alten kriegserfahrenen Lubemar, einem Bruder Niclots, damit er als sein Statthalter das Land verwaltete. Wertislav nahm er mit sich nach Braunschweig und ließ ihm eiserne Handschellen anlegen, die übrigen aber verteilte er in verschiedene Gefängnisse.

Tief hatte des Löwen Macht die Wenden gedemütigt. Sie erkannten, wie Helmold sich in biblischen Worten ausdrückt, „daß der Löwe mächtig ist unter den Tieren und kehret nicht um vor jemand“ (Spr. Salom. 30, 30). In seine Hand war das Leben Wertislavs und seiner mitgefangenen Edlen gegeben, solange Pribislav unter den Waffen stand. Der aber begann jetzt, um seinem Bruder zu helfen, durch Abgesandte Friedensverhandlungen mit dem Herzog. Als Geiseln dienten dabei Wertislav und dessen Mitgefangene. Mit ihnen mochte der Herzog nach Belieben verfahren, wenn Pribislav den Frieden nicht hielt. Und in der That herrschte während dieser Verhandlungen, bei denen Pribislav gute Aussichten eröffnet wurden, vom März 1163 bis zum Februar 1164 Ruhe im Slavenlande. Ein wirklicher, endgültiger Friede aber war noch nicht geschlossen. Da sandte Wertislav, an der Errettung aus seiner Gefangenschaft verzweifelnd, Boten an seinen Bruder mit der Aufforderung, seine Befreiung mit den Waffen zu erzwingen, so wie sie beide einst ihrem zu Lüneburg gefangengehaltenen Vater Niclot zur Freiheit verholfen hatten. Und nun erhob Pribislav wieder die Fahne des Aufruhrs. Am Tage der großen Sturmflut, die am 16. Februar 1164 die Küsten der Nordsee und die Niederungen der in sie einmündenden Ströme und Flüsse weithin verwüstete, Tausende von Menschen und Vieh verschlingend, unermessliche Reichtümer vernichtend; am gleichen Tage brach auch der Wendesturm im Obotritenlande los, auch hier zuerst die Anverwandten der von den Elementen gezüchtigten Nordseeanwohner heimsuchend, die im slavischen Osten eine neue Heimat

zu finden gehofft hatten: als Rächer seines vom heimischen Boden verdrängten Volkes erschien Pribislav überraschend vor der Mecklenburg, deren Befehlshaber, Heinrich von Scaten, gerade abwesend war. Er stellte die führerlose Besatzung vor die Wahl, entweder durch Übergabe der Burg und durch Wiederaufgabe der jungen in Burg und Dörfern begründeten flämischen Ansiedlungen Leben und Freiheit zu retten oder im Kampfe überwältigt ohne Ausnahme der Schärfe des Schwertes zu verfallen. Die unerschrockenen Fläminger antworteten darauf, indem sie ihre Speere gegen die Feinde schleuderten. Aber Pribislavs Heer war an Zahl und Ausrüstung überlegen. Er stürmte die Burg. Alle Verteidiger fielen unter dem Schwert der Slaven, und auch von den deutschen Ansiedlern blieb kein Mann am Leben. Nur ihre Weiber und Kinder wurden in die Gefangenschaft geführt, die Burg wurde dem Feuer überliefert.

Darauf wandte man sich gegen das nahegelegene Slow. Pribislav mit den Tapfersten seiner Krieger eilte dem Heere voraus, damit keiner aus der Burg entkäme, deren Einschließung er auf das schleunigste ins Werk setzen wollte. Inzwischen aber hatte sich der sächsische Statthalter Gunzelin auf die Nachricht von dem Einbruch der Slaven mit wenigen seiner Getreuen ungesäumt nach Slow begeben, um die bedrohte Burg zu retten. Am liebsten hätte er sich sogleich auf Pribislav und seinen schwachen, von den Anstrengungen des Tages erschöpften Vortrab gestürzt. Aber seine Getreuen fürchteten, daß die in der Burg befindlichen Slaven, die scheinbar auf deutscher Seite standen, hinter ihnen die Tore schließen und die Burg dem Pribislav übergeben würden. Da rief Gunzelin alle Deutschen zusammen und sagte ihnen in Gegenwart der verdächtigen Slaven: „Mir ist hinterbracht worden, daß die Slaven, die mit uns in der Burg sind, dem Pribislav geschworen haben, ihm die Burg und uns selbst zu überliefern. Darum hört, ihr meine Landsleute, denen Tod und Verderben bestimmt ist: Sobald ihr Verrat bemerkt, sperrt die Tore, legt Feuer an die Pallisadenwände und verbrennt diese Treulosen mit Weib und Kind. Sie sollen mit uns sterben, und es soll keiner von ihnen übrig bleiben, um über unsern Untergang zu frohlocken.“

Durch diese mannhaften Worte wurden die Slaven eingeschüchtert. Auch als gegen Abend das slavische Hauptheer vor Slow erschien und Pribislav sie, die Überreste des slavischen Volkes, unter eindringlicher Vorstellung alles durch den Herzog über sie gebrachten Unheils, der Beraubung ihres väterlichen Erbes, der Verdrängung durch Fläminger, Holländer, Sachsen, Westfalen und andere Fremdlinge, mahnte, ihm, der allein ihr Volk noch retten könne, die Burg und die Besatzung zu blutiger Abndung ihrer unrechtmäßigen Besitznahme zu übergeben, — auch da wuchs ihnen der gebrochene Mut nicht. Furchtsam leugneten sie ihr Versprechen ab, keine Hand erhob sich in der Burg für die Slaven. Gegen die von Gunzelin verteidigte Feste mit Sturm vorzugehen, wagte aber Pribislav nicht. Mit dem Grauen des nächsten Morgens gab er die Belagerung auf und kehrte heim.

Auch Gunzelin, der Ketter Slow, kehrte unter Zurücklassung einer slavischen Besatzung heim nach Schwerin. Mit Frohlocken wurde er von den Einwohnern empfangen, deren Gemüther schon durch das Gerücht bedrückt waren, er sei mit allen seinen Mannen erschlagen. Das Ersatzheer, das Richard von Salzwedel auf die Nachricht von seiner Einschließung in Slow herbeiführte, hatte keine Gelegenheit mehr gefunden, für ihn in Tätigkeit zu treten. War es auch zu spät gekommen, um Pribislavs Heer noch zu fassen und es mit vereinten Kräften zu vernichten, so war sein Auszug doch nicht ganz vergeblich gewesen: Als am fünften Tage nach dem Falle der Mecklenburg Bischof Berno mit einigen seiner Geistlichen in trauriger Feierlichkeit die siebenzig dort erschlagenen Opfer zur letzten Ruhe bettete, erschien ihnen Richard von Salzwedel wie ein vom Himmel gesandter Ketter gerade in dem Augenblick, wo eine Schar Slaven aus dem Hinterhalt über die ihrem Liebeswerk obliegenden Diener Gottes mörderisch hervorbrechen wollte.

Pribislav, der sich durch seinen schleunigen Abzug von Slow einer ungeahnten Gefahr entzogen hatte, gab die Sache seines Volkes noch nicht verloren. Schnell hatte er sein Heer ergänzt und packte seinen Gegner an einer anderen Stelle. Überraschend erschien er vor Malchow. Die Besatzung, durch den Hinweis auf Mecklenburgs Schicksal geschreckt und wie dort vor die Wahl der Übergabe der Feste bei freiem Abzug oder des unerbittlichen Todes gestellt, war angesichts der Übermacht der Feinde nur auf Rettung ihres Lebens bedacht; sie wählte den freien Abzug. Ähnlich erging es wohl der Burg Quezin am Blauer See. So hatte Pribislav, der eben noch vor Gunzelin hatte zurückweichen müssen, in rasch wieder aufgenommenem Vordringen den ganzen Südosten der väterlichen Herrschaft mit starker Hand an sich gerissen.

Die Verteidigung der äußersten Sachsenmark ihren eigenen Kräften zu überlassen, schien nicht mehr möglich. Pribislavs Tatkraft verdoppelte sich in dem Bewußtsein, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein des Wendentums handelte. Und in diesem letzten Entscheidungskampfe fand er die entschlossene Unterstützung der benachbarten Pommernstämme. Sobald Herzog Heinrich über die Lage der Dinge im Slavenlande unterrichtet war, ergriff er kräftige und umfassende Maßregeln. Den Kern seiner verfügbaren Heeresmacht warf er sogleich nach Schwerin, um dieses wichtigen Platzes unter allen Umständen sicher zu sein. Graf Adolf und den Holsteinern gab er Befehl, sich zur Besetzung von Slow in Marsch zu setzen. Er selber aber sammelte ein gewaltiges Heer, zu dem er nicht allein alle tapferen Männer im ganzen Sachsenland, sondern auch den Markgrafen Albrecht den Bären aufrief. Selbst die alte Rivalität und mancherlei Irrungen, die sich vornehmlich gerade um den Besitz der slavischen Ostseeküste drehten, vergaß er in diesem Augenblick dringender Not, indem er den Dänenkönig Waldemar zur Mitwirkung mit seiner Flotte herbeirief. Ihrer bedurfte er besonders zur Bekämpfung der Rügener und anderer pommerscher Inselbewohner, die, vom Christentum noch kaum berührt, den

mecklenburgischen und pommerschen Wendenstämmen einen starken, für das deutsche Landheer nur schwer angreifbaren Rückhalt boten.

Mit seinem Hauptheere brach der Löwe selber in den Teil des Slavenlandes auf, der durch Pribislav's letzte rasche Erfolge schon verlorengegangen war. Hier, angesichts der Burg Malchow, wo Graf Adolf mit seinen Nordalbingern nach Erfüllung des ihm gewordenen besonderen Auftrages wieder zum Hauptheere stieß, schritt er zu einer Tat grausiger, aber berechtigter Vergeltung: hier setzte er Wertislav's Gefangenschaft ein Ziel, indem er ihn den Friedensbruch seines Bruders am Galgen büßen ließ. Darnach befahl er dem Holstengrafen, mit seiner ganzen Mannschaft nach Verchen an der Nordostspitze des Kummerower Sees aufzubrechen, wobei sich der Statthalter Gunzelin sowie die Grafen Reinhold von Dithmarsen und Christian von Oldenburg mit ihren Kriegern ihm anschließen sollten. Er selber wollte nach einigen Tagen des Verweilens in Malchow mit der Hauptmasse des Heeres und dem Proviantzuge nachfolgen.

Nicht weit von Verchen, in Demmin, hatte sich inzwischen Pribislav mit seinen pommerschen Bundesgenossen, den Fürsten Kasimar und Bogislav, zu einer starken Heeresmacht vereinigt. Als der Holstengraf mit der Vorhut des sächsischen Heeres seinen Bestimmungsort erreicht hatte, sandten die Slavenfürsten zu ihm Boten, die zum Schein Friedensverhandlungen anknüpften. Nächtlicher Weile aber schlichen sich Späher ins Lager ein, um die Stellung des sächsischen Heeres zu erkunden und mit ihren wagrischen Stammesgenossen, die dem Heereszuge des Grafen gefolgt waren, Verbindungen anzuknüpfen. Die hielten es auch mit den Aufständischen und hinterbrachten ihnen alles, was beim Heere vorfiel. So erfuhren die Slaven, daß bei der Vorhut des Sachsenheeres Sicherheit und Sorglosigkeit herrschten. Sie beschloßen, diesen Umstand sogleich für ihre Sache auszunutzen. Aber im Sachsenheere waren doch einige, denen es nicht verborgen blieb, daß ein Schlag der Wenden unmittelbar bevorstand. Markrad, der Älteste der Holsaten, und andere, die das heimliche Geflüster der Slaven verstanden hatten, machten ihren Grafen auf die Gefahr aufmerksam und forderten regere Tätigkeit und Wachsamkeit. Der Graf aber wollte an keine Gefahr glauben; er wähnte, Mut und Tapferkeit seien den Slaven ganz erstorben. Fast wäre deren Anschlag gelungen, die beabsichtigte völlige Überraschung und Vernichtung des Sachsenlagers zur Tat geworden, wenn nicht einige Knechte dem immer noch ausbleibenden Hauptheere entgegengesandt worden wären, um dem bei der Vorhut beginnenden Mangel an Lebensmitteln abzuhelpfen. Als diese Knechte beim ersten Morgengrauen einen Hügel erstiegen, erblickten sie gewaltige Scharen der Slaven zu Roß und zu Fuß in Schlachordnung aufgestellt nicht mehr weit vom Lager. Mit lautem Geschrei weckten die Zurückeilenden das schlafende Heer und retteten es vor dem sicheren Untergange. Die Grafen Adolf und Reinhold warfen sich mit einer kleinen schnell zusammengerafften Schar Holsaten und Dithmarsen am Abhange des Hügels dem ersten heranstürmenden Slavenhaufen

entgegen und rieben ihn auf. Aber gleich darauf überschüttete ein zweiter, weit stärkerer Haufe die kleine Schar der Verteidiger gleich einem Bergsturz. Adolf und Reinhold mit ihren Tapferen wurden erschlagen. Das Lager fiel in die Hände der Slaven, die es plünderten, während das Sachsenheer in alle Winde zersprengt war. Nur Gunzelin und Christian mit mehr als dreihundert Rittern hatten sich abseits gesammelt. Eng aneinander gedrängt, waren sie unschlüssig, was ihre kleine Schar angesichts der Übermacht des Feindes, der Niederlage und Zersprengung der Ihrigen unternehmen sollte. Da drangen Hülferufe und laute Vorwürfe zu ihnen aus einem Zelte, das von einer Anzahl Knappen gegen einen andringenden Haufen slavischer Plünderer verteidigt wurde: „Warum kommt ihr euren Dienern nicht zu Hülfe? Euer Verhalten ist schimpflich!“ Da war kein Halten mehr: die Ritter stürzten sich in blinder Todesverachtung auf die Feinde, befreiten ihre Knappen und schlugen, einmal bei der Arbeit, unter furchtbarem Blutvergießen die schon siegesberauschten Slaven wieder aus dem Lager hinaus. Und jetzt kamen von allen Seiten geflüchtete Sachsen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und drangen mit frischem Mut auf den Feind ein. Der Tag (6. Juli 1164), der zum Verderben der Sachsen angebrochen zu sein schien, sah eine vollständige Niederlage der Slaven. Haufen von Erschlagenen bedeckten das Schlachtfeld.

Als Herzog Heinrich endlich eilend herankam, war die Schlacht schon geschlagen. Er konnte nur noch darüber trauern, welche furchtbare Verwüstung dieser Kampf auch unter den Seinen angerichtet hatte. Mit Tränen beweinte er den Grafen Adolf, der die verhängnisvolle Unterschätzung des Feindes mit seinem Heldentode gefühnt hatte, und so viele tapfere Männer. Ein Trost war ihm nur der schöne Sieg und das gewaltige Blutbad unter den Slaven, von denen an 2500 Gefallene gezählt wurden.

Die Slaven, die dem Schwerte der Sachsen entronnen waren, hielten in Demmin nur kurze Zeit in der Flucht inne. Selbst der Anblick dieser mächtigen Burg ließ in ihnen jetzt keinen Gedanken an entschlossene Verteidigung mehr aufkommen. Sie legten Feuer an die Feste und flohen weiter ins Innere Pommerns. Der Herzog, der am nächsten Tage (7. Juli) in Demmin anlangte, vollendete ihr Zerstörungswerk; die Heeresabteilung, der er auftrug, die Wälle der ausgebrannten Feste dem Erdboden gleichzumachen, sollte gleichzeitig den Verwundeten zum Schutz dienen, die er dort zur Pflege zurückließ. Er selber zog seinem Verbündeten, dem Dänenkönig Waldemar, entgegen, der mit seiner Flotte die Peene heraufkam. Nach ihrem Zusammentreffen verwüsteten sie noch eine kurze Strecke gemeinsam, ohne daß die Slaven ihnen Widerstand entgegenzusetzen wagten, bis sie zu dem Ort Stolp bei Anklam kamen, wo schon ein Kloster von den Fortschritten des Christentums im fernen Osten Zeugnis ablegte. Da wurde der Herzog von einem Boten abgerufen, der ihm die Ankunft eines griechischen Gesandten in Braunschweig meldete.

So nahm das Zusammenwirken des Löwen mit König Waldemar auch diesmal ein rasches, fast plötzliches Ende. Für den Herzog war das Ziel des Kampfes erreicht: das Obotritenland lag wehrlos zu seinen Füßen, und auch die Pommern waren gedemüthigt. Setzte er jetzt noch gemeinsam mit dem König den Kampf tief in Pommern fort, so lag die Gefahr sehr nahe, daß er damit lediglich die Geschäfte dieses seines Rivalen besorgte, daß die dänischen Herrschaftsansprüche dadurch auch im westlichen Pommern eine solide Grundlage gewinnen würden. Dem wurde durch sein Ausscheiden aus dem Kampfe vorgebeugt: König Waldemar mußte sich jetzt mit der Oberherrschaft über Wolgast begnügen.

Über die schon halbverlorene Obotritenmark, die der Herzog nach so schweren Kämpfen wieder sein nennen konnte, waren diese blutigen Zeitläufte nicht spurlos dahingegangen. Die ersten unscheinbaren Keime deutscher Siedelung waren östlich des durch die Wismarsche Bucht und den Schweriner See gebildeten Abschnitts gewiß ausgerissen und zertreten. Von ihnen dürften kaum nennenswerte Reste zurückgeblieben sein. Aber auch die einheimische Slavenbevölkerung hatte furchtbar gelitten: durch die unaufhörlichen Kämpfe dezimiert, nach Verwüstung ihrer Äcker von Hungersnot heimgesucht, flüchtete sie scharenweise zu Pommern und Dänen, „die sie erbarmungslos an Polen, Sorben und Böhmen verkauften.“ Zur völligen Einöde sind aber auch die durch den Krieg am schwersten heimgesuchten Teile des Landes nicht geworden; von einem restlosen Verschwinden der Slaven aus dem Lande, wie Helmold in überwältigender Siegesfreude berichtet, kann keine Rede sein.



Kapitel XI.

Pribislavs Wiedereinsetzung.

Pribislav, durch seinen Aufstand um den letzten Rest seines väterlichen Erbes gebracht, hatte als heimatloser Flüchtling bei seinen bisherigen Verbündeten, den Pommernfürsten Kasimar und Bogislav, eine Zufluchtsstätte gefunden. Lange brauchte er hier nicht in Ruhe zu sitzen. Denn kaum hatte der Friede begonnen, da wurde er schon von den Pommern durch Bedrängung der Dänenherrschaft in Wolgast, durch Einlassung der Piraten in die Peenemündung verlegt. König Waldemar, der, um die

Früchte des letzten Friedens zu retten, Pommern wieder verheerend durchzog, trieb dadurch Bogislav in die Arme Heinrichs des Löwen. Ihm gelobte der Pommernfürst gegen die Zusage von Hülfe Gehorsam.

Der Gegensatz zwischen dem Sachsenherzog und dem Dänenkönig begann, nachdem eine persönliche Zusammenkunft keine freundschaftliche Beilegung herbeigeführt hatte, zu kriegerischen Verwicklungen auszuarten. Die Dänen wußten die Pommern wieder für sich zu gewinnen, indem sie ihnen das Vorgehen der Sachsen im Obotritenlande als abschreckendes Beispiel vor Augen stellten! Während die Sachsen die unterworfenen Slaven der Heimat beraubten, um ihre Länder selbst zu bebauen, strebten die Dänen nur nach friedlichem Verkehr. Der an solche Vorstellungen geknüpften Aufreizung, die sächsischen Besatzungen und die auf slavischen Boden vorgedrungenen Ansiedler zu verjagen, liehen die Pommern bereitwillig Gehör. Sie bauten die Feste Demmin wieder auf und drangen bis tief ins Obotritenland vor. Die Feste Slow, die sich vor kurzem noch so ruhmvoll behauptet hatte, wurde von ihnen genommen. Jetzt war auch Pribislavs Zeit wieder gekommen. Von Demmin aus, hart an der Grenze seines kleinen, jetzt auch verlorenen kessinisch-circipanischen Herrschaftsgebiets, brach der Ruhelose häufig bis in die Gebiete von Schwerin und Rakeburg vor, von wo er großen Raub an Menschen und Vieh fortführte. Aber Gunzelin und Graf Bernhard von Rakeburg waren auf ihrer Hut: sie spürten seine Schleichwege aus und legten ihm erfolgreich Hinterhalt, bis er, durch häufige unglückliche Gefechte seiner besten Leute und Rosse beraubt, nichts mehr ausrichten konnte.

Indessen ließ der Löwe zur Vergeltung die wagrischen und obotritischen Piraten los, die die Küsten und Inseln der Dänen auf das Grausamste verheerten. Endlich wurden beide Herrscher der unaufhörlichen Unruhe müde. Auf einer persönlichen Zusammenkunft an der Eider erkaufte sich der König vom Herzog mit einer bedeutenden Geldsumme Ruhe vor den slavischen Piraten. Und um der wiederhergestellten Freundschaft eine dauerhafte Grundlage zu geben, vereinbarten sie die Teilung aller durch künftige Eroberungen gewonnenen Tribute.

Die junge Freundschaft sollte sogleich erprobt werden durch eine gemeinsame Heeresfahrt in Pommern. Die überlegenen Kräfte der Verbündeten erzwangen bald den Frieden, der mit Geld und Geiseln dargeboten wurde. Aber Heinrich wußte auch aus diesem so bestimmt auf gleichem Fuße eingegangenen Unternehmen einen großen Sondervorteil für sich zu gewinnen: dem in seine Lehensabhängigkeit zurückkehrenden Bogislav schloß sich nun auch Kasimar an. Heinrich wurde Oberherr eines großen Teiles von Vorpommern, der sich etwa bis an das linke Ufer der Peene und ans rechte der Tollense erstreckte. Für Waldemar war es nicht tröstlich, zu diesen Erfolgen Heinrichs, ohne selber nennenswertes zu gewinnen, beigetragen zu haben. Die Rivalität beider war auch durch die vollkommensten Vereinbarungen nicht aus der Welt zu schaffen. Die große Frage der Zukunft, wer einst das Erbe der Slaven an der Ostsee antreten sollte, ob es durch die Sachsen deutscher Gesittung ge-

wonnen oder durch die Dänen einer germanisch-slavischen Mischkultur entgegengeführt werden würde, war schon gestellt. —

Bribislaw weilte jetzt im Lande eben erst unters Joch gezwungener sächsischer Vasallen. Seine Beschützer waren besorgt, er möchte durch seine unruhigen Anschläge noch einmal des Herzogs Zorn und neues Unheil auf sie herabziehen. Sie drohten, ihm ihre Gastfreundschaft zu entziehen und ihn ihrer Lande zu verweisen, wenn er fortführe, die Vasallen des Herzogs zu reizen. Die Rolle des friedlosen Mannes schien ausgespielt. Da ließ ihm eine plötzliche Wendung des Schicksals das, wonach er so lange mit Anspannung aller seiner Kräfte vergeblich gerungen hatte, wie von selber in den Schoß fallen. Die glänzenden Erfolge des Herzogs, seine rasch angewachsene, durch die Eroberungen im Osten so ruhmvoll betätigte und gerade durch sie immer weiter gesteigerte Macht; nicht zum wenigsten auch das hochfahrende und anmaßende Wesen, mit dem er seinen geistlichen und weltlichen Standesgenossen seine Überlegenheit fühlen ließ, hatten Neider und Feinde um ihn her geschaffen. Aber eine Macht, wie sie in einer Hand angehäuft seit Knuds des Großen Zeiten die Ostseegebiete nicht mehr geschaut hatten, die von dort weit nach Westen ausgreifend und im Süden Bayern umfassend, kaum der des Kaisers nachzustehen schien; eine solche Macht anzutasten, wagte leicht niemand, zumal wenn sie unter dem Schutze kaiserlicher Huld und Freundschaft stand. Kaum aber hatte der Kaiser im Oktober 1166 seinen vierten Römerzug angetreten, da war der lange verhaltene Ingrim nicht mehr zu bändigen, da erhoben ringsherum von den slavischen Grenzlanden bis nach Köln Fürsten und Edle die Waffen, alle gegen den einen. Auch Albrecht den Bären, der im Gebiete von Havel und Spree mit gleichem Nachdruck und Erfolg, wie der Löwe an der Ostsee, das Werk der Slavenbezwingung gefördert hatte, sah man jetzt im Verein mit des Herzogs Feinden dessen Burg Haldensleben an der Ohre berennen.

So von allen Seiten umstellt, bedroht und vielfach schon angegriffen, wollte der Herzog sich wenigstens den Rücken freihalten, dem beginnenden Kampfe nicht den Geist der Unversöhnlichkeit einhauchen lassen von dem, der ihn unter allen seinen Feinden mit dem bittersten, unbezähmbarsten Haß verfolgte. Wenn jetzt mit der weitverbreiteten, mehr persönlich gefärbten Gegnerschaft seiner norddeutschen Standesgenossen der immer noch nicht ganz unschädlich gemachte Rassenhaß der Slaven gemeinsame Sache machte, dann konnte wohl großes Unheil nicht nur über Heinrich, sondern über den ganzen deutsch-slavischen Norden hereinbrechen. Bribislaw, die Verkörperung des Todeskampfes eines dem Untergang geweihten Volksstammes, galt es von vornherein aus jeder möglichen feindlichen Kombination auszuschneiden. Und dies Ziel zu erreichen, dünkte dem Löwen in solcher Lage selbst das größte Opfer nicht zu schwer. Indem er den Heimatlosen wieder zu Gnaden annahm (1167), legte er ihm, der seinerseits unerschütterliche Treue und unbedingten Gehorsam gelobte, wieder sein lange umstrittenes väterliches Erbe in die

Hand. Allerdings nicht ganz ungeschmälert: Wohl verschwand die Mehrzahl der Lehen, die der Böhme in Anlehnung an die slavischen Hauptburgen in seiner Obotritenmark errichtet und an seine tapfersten Kriegsmänner verliehen hatte, wieder, um der zurückgekehrten Obotritenherrschaft Raum zu schaffen; eines aber blieb bestehen, das Lehen, das Gunzelin von Hagen im Schweriner Burggebiete innehatte, jetzt zur Grafschaft erhoben und den älteren, westlicher gelegenen deutschen Grafschaften auf polabisch-slavischem Boden als jüngste zugesellt. Gunzelin, der die Statthaltertschaft im Obotritenlande und die Burg Slow einbüßte, trat dafür in die Reihe der Fürsten ein, er wurde der Ahn des Schweriner Grafenhauses. Außer der kleinen, an die Grafschaften Rakeburg und Dannenberg angelehnten, etwa das Gebiet des Schweriner Sees mit Mühleneitzen, Hagenow, Criviz, Dobin umfassenden Schweriner Grafschaft fehlte an der Herrschaft Niclots noch der Hauptteil von Circipanien, der bis in die Gegend von Güstrow in den Kriegswirren der letzten Jahre an Pommern gekommen war. Von seinem väterlichen Erbe erhielt Pribislav also nur die Küste ungeschmälert vom Dassower bis zum Ribnitzer Binnengewässer, im Westen wie im Osten waren im Verhältnis zur Gesamtausdehnung nicht unbedeutende Gebiete verloren gegangen, und nur im Süden reichte die Herrschaft noch mit dem Lande Müriz bis in die Wittstocker Heide und mit dem Lande Warnow über die Elbe hinaus.

Pribislavs Hartnäckigkeit hatte nun doch noch ihren Lohn gefunden. Er, dessen Rebellion seinem Bruder Wertislav die ersehnte Freiheit nur in Gestalt eines schimpflichen Todes brachte, hatte nun endlich für sich und seine Nachkommen die alte Herrschaft, wenn auch in merklich verringertem Ausdehnung, wieder gerettet; aber den unausbleiblichen Untergang des Wendentums konnte auch er nicht mehr abwenden. Die Kämpfe der letzten Jahre, deren Ziel für Pribislav neben der Wiedergewinnung der Obotritenherrschaft doch auch die Erhaltung des Slaventums im Südwestwinkel der Ostsee darstellte, hatten durch die unaufhörlichen Verwüstungen, die sie über dies Gebiet verhängten, wohl nicht am wenigsten dazu beigetragen, daß die Erreichung des letztgenannten Ziels für alle Zeiten ausgeschlossen wurde.

Diese Kämpfe hatten nicht mehr in religiösen Gesichtspunkten, wenn solche auch hüben wie drüben der Lage der Dinge nach nicht ganz ausgeschaltet werden konnten, Veranlassung und Ziel gefunden. Verharrte bei ihrem Ausbruch auch die große Masse der obotritisch-liutizischen Bevölkerung, die das Kampfgebiet erfüllte, zweifellos noch im Heidentum, hielt sie ihre Blicke immer noch unverwandt auf das Heiligtum von Arkona gerichtet, so waren doch sämtliche Führer auf slavischer Seite längst Glieder der christlichen Kirche geworden; nicht allein die beiden Pommernfürsten, sondern Pribislav selber, die Seele des Widerstandes gegen das vordringende Sachsentum, war wahrscheinlich schon vor 1160 getauft. Ihm wurde auch nicht, wie einst seinem Vater Niclot, das Schwert wider den eigenen Willen in die Hand gezwungen. Er war vielmehr, im genauesten Gegensatz zu seinem Vater, stets der angreifende

Teil gewesen, getrieben von unstillbarem Verlangen nach der Herrschaft, die er als sein väterliches Erbe beanspruchte, und gewiß auch von der Sorge um sein vom Untergang bedrohtes Volk. Dieser dynastisch-nationale Charakter der von Pribislav herbeigeführten Kämpfe hatte es natürlich nicht verhindern können, daß das Werk der Kirche durch sie gestört, ihr Fortschritt gehemmt wurde. Das war aber nicht das Ziel, sondern nur eine — wenn auch von vielen der slavischen Kämpfer gewiß nicht ungern gesehene — Nebenwirkung dieses Kampfes.

Berno war zwar aus dem einfachen Missionsprediger, der Verachtung, Hohn und Gewalttat des ihn umgebenden Heidenvolkes mit christlicher Demut und frommer Hingebung getragen hatte, zum Bischof des neuerrichteten Schweriner Sprengels erhoben worden; aber die dreihundert Hufen, mit denen sein Bistum gleich den früher errichteten der wagrisch-polabischen Gebiete ausgestattet war, bedeuteten doch wohl nur eine Aussicht, die sich erst in einer vielleicht nicht ganz nahen Zukunft zur Wirklichkeit gestalten konnte. Ähnlich war der dem Bischof zugebilligte Wenzendehnt von der heidnischen Bevölkerungsmasse gewiß nicht zu bekommen, und der christlichen Wenden waren doch erst sehr wenige. Was half es ferner, daß die deutschen Siedler in den polabisch-obotritischen Gegenden — im Gegensatz zu den holsteinisch-wagrischen — den vollen Zehnten willig entrichteten? War doch ihre Zahl im Bereiche des Schweriner Sprengels noch überaus gering! Und wo sie östlich vom Schweriner See in Anlehnung an die Hauptstützpunkte der sächsischen Markenverwaltung angefangen hatten Fuß zu fassen, waren sie nur zu bald vom Sturme des Slavenaufstandes wieder hinweggeweht worden. Nur in Schwerin und in seiner nächsten, an Grafschaft und Bistum angelehnten Umgebung darf man schon für die nächste Zeit nach 1160 einen merklichen Fortschritt der deutschen Besiedelung, wie er sich ja auch in den westlicher gelegenen Nachbargebieten zeigte, mit Bestimmtheit annehmen.

So war die materielle Grundlage, auf der sich Bernos Werk aufbauen sollte, gewiß noch sehr dürftig. Dazu fehlte es ihm an geistlichen Gehülfen und Mitarbeitern beim Bekehrungswerk. Dies mühselige Werk nahm ihm niemand aus den Händen; als Bischof war er wohl der erste, aber auf lange Zeit noch der einzige Verkünder des Wortes unter den Heiden seines Sprengels. Eine Missionsreise in die ihm zugewiesenen pommerschen Gebiete war es, womit er seine bischöfliche Wirksamkeit eröffnet zu haben scheint. Und wenn ihm dabei, unter des Fürsten Kasimar kräftiger Förderung, vielleicht manche äußeren Bekehrungserfolge blühten, eine bleibende, nachhaltige Wirkung war dieser ersten Aussaat des Christentums so nahe der Hochburg des Swantewitdienstes noch nicht beschieden.

Das war wohl zunächst noch der einzige Unterschied gegenüber der einst nur geduldeten Predigt des Mönches, daß jetzt hinter dem Bischof die gebietende Gestalt des Löwen stand, und daß auch die slavischen Fürsten seines Machtbereiches jetzt das Werk der Mission förderten. Aber der

Wirksamkeit in den östlichen Teilen des Bistums wurde nur zu rasch ein Ende gemacht durch den jäh ausgebrochenen Slavenaufstand. Fast wäre der Bischof bei dem Werke christlicher Liebe, das er an den Gefallenen von Mecklenburg tat, selber ein Opfer heidnischer Wut geworden. So war Bernos Tätigkeit auf Jahre in die engen Grenzen Schwerins und seiner nähern Umgegend gebannt. Und hier, wo die deutsche Einwanderung sich mehr und mehr bemerkbar machte, wuchs ja dadurch von selber Jahr für Jahr die Zahl der Christgläubigen, wurde die Ergreifung der ersten Arbeiten kirchlicher Organisation zur dringenden Notwendigkeit. Von hier aus konnte, sobald wieder bessere Zeiten anbrachen, die Kirche sich wie ein Sauerteig über den größeren ihr jetzt noch nicht zugänglichen Teil des Bistums verbreiten.

Eine schöne Frucht der auf den westlichen Teil des Bistums beschränkten und doch schon den Osten mit umfassender Wirksamkeit war es, als am 9. September 1171 die Schweriner Domkirche geweiht werden konnte. Das war dasselbe Jahr, in dem Helmold auch das Werk des Deutschtums hier im Westen schon so gut wie vollendet sah, wo ihm das ganze Slavenland zwischen Ostsee und Elbe und von der Eider bis Schwerin schon als eine einzige Sachsenkolonie erschien. Und das traf gewiß zu, wenn man unter dieser „einzigen Sachsenkolonie“ einen zusammenhängenden Komplex sächsischer oder überhaupt deutscher Niederlassungen unter der heimischen Wendenbevölkerung versteht. Will man aber, wie es meist geschieht, herauslesen, daß innerhalb der angegebenen Grenzen das Wendentum schon völlig verschwunden war, so kann Helmolds Ausdruck nur aufgefaßt werden als eine die Gegenwart hinter sich lassende Äußerung dessen, der die Zeichen der Zeit zu deuten wußte; dem das, was ihm sein lebelang als Ziel dieses gewaltigen Völkerringens vorgeschwebt hatte, jetzt unmittelbar vor dem Ende seines Erdenwallens schon beim Anblick der festgefügtten, dauerhaften Grundlagen in prophetischer Verkürzung als vollendet vor Augen stand.

Jetzt war aber auch die Zeit schon gekommen, wo Bischof Berno auch die östlicheren Teile seines Sprengels offen standen. Im gleichen Jahre, wo das Schweriner Gotteshaus feierlich seiner Bestimmung übergeben wurde, wo Helmolds prophetischer Blick in das Dunkel einer nicht mehr allzu fernen Zukunft hineinleuchtete, fand das Bistum endlich auch eine gesicherte materielle Grundlage; da konnte noch am Tage der Weihe Herzog Heinrich unter Mitwirkung der Slavenfürsten Pribislav und Kasimar die frühere allgemeine Anweisung von dreihundert Hufen ersetzen durch eine wirkliche Dotation, die der Kirche bestimmte Güter nicht allein in und um ihren alten Schweriner Ausgangspunkt, sondern auch in Pribislavs Herrschaftsbereich, in den Ländern Büzow und Slow, wie auch im pommersehen Anteil zur Verfügung stellte.

Der überwiegende östliche Teil, der seit Wiederherstellung des Friedens (1167) wieder für eine erfolgversprechende Betätigung des Bischofs und der Kirche offenstand, zeigte allerdings gegen das kleinere westliche Ausgangsgebiet die größten Verschiedenheiten. Während um Schwerin unter

deutscher Herrschaft der Friede gewahrt blieb, deutsche Siedelung und damit das Christentum kräftig emporblühte, war der Osten der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen, in denen die kaum eingepflanzten vereinzelt und entlegenen Keiser deutsch-christlicher Kultur ausgerissen und in den Boden getreten wurden. Gedieh hier der friedliche Anbau und der Fortschritt jeglicher Kulturarbeit durch die endlich nach Bändigung der räuberischen Slaven einkehrende öffentliche Sicherheit, stand hier der deutsche und auch der friedliche slavische Anbauer und wer immer ohne Arg im Lande wohnte oder wandelte im Schutze der starken Hand des Grafen Gunzelin, der da befohlen hatte, jeden Slaven, der sich abseits der Straßen ohne triftigen Grund herumtrieb, ohne weiteres aufzuknüpfen; dort gab es nur noch dürftiges Slavenvolk, das durch die Kriegswirren aus dem heimischen Boden entwurzelt, als trauriger Rest einer einst zahlreicheren, teils dem Schwerte erlegenen, teils verschlechten Bevölkerung, zu den ersten Grundlagen gesitteten Menschendaseins zurückgeführt werden mußte. Mit einem Worte: hier unter fester deutscher Zucht geordnete Zustände, die rasch fortschreitend innerlich und äußerlich dem deutschen Wesen immer näher kamen, um bald ganz in ihm aufzugehen; dort eine rein slavische Grundlage, aber durch blutige Kriegsgräuel nahezu vernichtet, jedenfalls zerrüttet, verwahrlost und zielvoller Kulturarbeit entfremdet.

Daß eine Landschaft, die durch so starke Gegensätze zerklüftet war, jemals zu einer wirklichen Einheit zusammenwachsen würde, das hätte damals selbst ein Helmold nicht voraus ahnen können. Und zunächst schienen die Gegensätze, die ihre beiden Teile von einander schieden, sich noch verschärfen zu sollen. Denn während in Gunzelins Grafschaft das Slaventum mehr und mehr vom Deutschtum eingeengt wurde, machte sich in Pribislavs Herrschaft der Beginn einer Neubefestigung des slavischen Wesens bemerkbar. Dem alten unentwegten Kämpfen war es doch mit der Errettung seines Volkes vor der sächsischen Überflutung Ernst gewesen. Nun er unversehens wieder zur Herrschaft gelangt war, ließ er sich nicht durch den augenfälligen materiellen Erfolg verlocken, den in seiner nächsten Nachbarschaft Landesherrschaft und Kirche durch Hereinziehung deutscher Bauerntüchtigkeit erzielten. Den Teil des alten Obotritenreiches, den er nach dem allgemeinen Schiffbruch doch noch in seine Hände gerettet hatte, wollte er wenigstens frei von deutschen Eindringlingen halten. Er machte den ernsthaften Versuch, die große, seiner harrrende Kulturaufgabe, den nach der allgemeinen Zerrüttung so notwendigen Wiederaufbau des Landes, dem er in Mecklenburg, Ploow und Rostock mit Eifer oblag, durch planmäßige Ansiedlung von Slaven zur Vollendung zu bringen.

Freilich, ganz gegen jeden deutschen Zuzug absperrn konnte der sächsische Vasall sein Land nicht wohl. Er konnte wohl die deutsche Massenbewegung von seinem Gebiete fernhalten, indem er kein Land für deutsche Bauernsiedelung hergab. Und wenn es Pribislav dadurch wirklich gelungen ist, die herandrängende deutsche Flut eine Zeit lang an der Westgrenze seines Landes anzufestigen, so hat er vielleicht gerade damit unbewußt dem Deutschtum einen Dienst geleistet, indem er es gleich im Anfangsstadium

seiner gewaltigen Ausbreitung vor schädlicher Zersplitterung bewahrte und somit befähigte, durch desto engeren Zusammenschluß in den Gebieten westlich des Schweriner Sees rasch ganze Arbeit zu tun. Aber der Niederlassung einzelner deutscher Handel- oder Gewerbetreibender in den wenigen Verkehrsplätzen des Landes war wohl nicht zu wehren. Und für das Werk der Kirche, als deren Förderer jetzt auch Pribislaw auftrat, konnten hier einstweilen ja nur deutsche Kräfte den Grund legen. So spannen sich doch schon einzelne unscheinbare Fäden um die ungleichen Bestandteile des neuen Bistums, sie einander unmerklich näher bringend und einer anscheinend noch fernem, besseren Zukunft vorarbeitend.

Und kaum hatten sich dem Bischof wieder die östlichen Slavenlande seines Sprengels aufgetan, da eilte sein Geist schon weiter und gedachte in der Hochburg des Heidentums selber, auf der Insel Rügen, das Kreuz aufzurichten. Da wurde seinem tatenfreudigen Glaubenseifer von Dänemark Halt geboten. Noch wurde Heinrich der Löwe durch die sächsischen Wirren in Anspruch genommen. König Waldemar schien der Augenblick gekommen, wo er seine Herrschaft am Südgestade der Ostsee ungehindert befestigen und ausbreiten konnte. Nach so vielen Unternehmungen, die nur von vorübergehendem Erfolg gekrönt waren, plante er jetzt einen entscheidenden Schlag gegen die Nanen. Die Tempelburg Artona sollte überwältigt, die Priesterherrschaft gestürzt und die Insel Rügen dauernd dem Dänenreiche unterworfen werden.

Der Herzog aber hatte Sorge getragen, daß auch für die Zeit seiner eigenen Behinderung dem Dänenkönig die Früchte seiner Kriegsunternehmungen nicht allein in den Schoß fallen sollten. Um sich seinen vertragsmäßigen Anteil zu sichern, hatte er seinen slavischen Vasallen Pribislaw, Kasimar und Bogislaw befohlen, sich an des Königs Eroberungszügen zu beteiligen. Die Slavensfürsten gehorchten. Auf des Herzogs Geheiß kehrten sie ihre Waffen selbst gegen das stammverwandte Inselvolk, gegen das weithin und auch in ihrem Volke verehrte slavische Nationalheiligtum des Nordens. Begleitet von Bischof Berno, der voll Eifer den Kampf wider die rügenschen Götzdiener gepredigt hatte, schlossen sie mit den Dänen Artona ein. Bei der Erstürmung der Tempelburg am Vorabend des heiligen Veit (14. Juni 1168), dem der Überlieferung nach schon seit der Karolingerzeit die Insel geweiht sein sollte, hatten die mecklenburgischen und pommerschen Wenden mit den Dänen gewetteifert. Tags darauf, als das riesenhafte Swantewitbild unter den Arthieben christlicher Knechte zusammengebrochen war, ließen viele der Inselbewohner, niedergeschlagen ob der Ohnmacht ihrer Gottheit, die Taufe über sich ergehen. Als bald gab auch König Tetislaw jeden Widerstand auf; Massentaufen folgten, man begann Kirchen zu errichten. Die Dänen aber hielten die ganze Siegesbeute, darunter den reichen Tempelschatz von Artona, in ihrer Hand. Mißmutig zogen die wendischen Vasallen des Herzogs ab; auch Berno mußte wohl von der Hoffnung, hier seinen Sprengel zu erweitern, Abschied nehmen, mochten auch päpstliche Bestätigungsurkunden noch eine Zeitlang den Süden der Insel zur Schweriner Diözese rechnen. Sein Bekehrungseifer hatte nur den Dänen gebient,

deren kriegerischer Bischof Absalon von Roeskilde das neu gepflanzte Christentum fest an die Kirche des Inselreiches zu ketten mußte.

So leichten Kaufs gab aber Heinrich der Löwe seine Ansprüche nicht auf. Vom Kaiser mit seinen Widersachern eben versöhnt, forderte er von Waldemar Geiseln und die Hälfte des Tributes der Nanen. Als der Dänenkönig ablehnte, bediente sich Heinrich abermals seiner wendischen Vasallen, die ihm die fehlende eigene Seemacht ersetzen mußten. Wieder waren die dänischen Küsten den Piratenstürmen der Obotriten, Lütizen und Wagrier preisgegeben (1169), die mit fanatischem Eifer ihrem Lieblingsgewerbe fröhnten, „sich nach langem Fasten mit dem dänischen Reichtum sättigte und dabei dick, feist und breit wurden“ (Helmold). In Mecklenburg sollen an einem Markttage nicht weniger als 700 dänische Gefangene zum Verkauf gestanden haben. Für solche Massen reichten die Käufer nicht mehr.

Endlich begannen aber doch die Verteidigungsmaßregeln der Dänen ihre Früchte zu tragen. Waldemar konnte es wagen, zum Angriff vorzugehen: 1170 züchtigte er die Wolliner in ihrem eigenem Lande. Im nächsten Jahre landete sein natürlicher Sohn Christoph von Schleswig in nächsten Jahre landete sein natürlicher Sohn Christoph von Schleswig in Wagrien. Der mit den anderen Grafen Nordalbingiens herbeigeeilte Gunzelin von Hagen brannte darauf, sich mit den Dänen zu messen, die mit Beute schwer beladen aus dem von seinen Verteidigern verlassenen Döbenburg zu ihren Schiffen zurückkehrten. Aber die Grafen waren unter einander uneins und schlossen bis zu des Herzogs Rückkehr aus Bayern einen Waffenstillstand.

Einen größeren Zug unternahm der König selber noch im gleichen Jahre, indem er von Strela, dem späteren Stralsund aus, unter unsäglichen Mühen das Trebelmoor und ungeheure Waldungen durchschreitend tief ins Land der Circipaner vordrang. Hier gelang es ihm wohl, eine hartnäckig verteidigte Inselburg einzunehmen, die man im Leterower See wiedererkannt haben will. Aber während so bedeutende Kräfte der Dänen in binnenländischen Unternehmungen festgelegt waren, wurde es auf der See wieder lebendiger. Die Überfälle und Plünderungen der wendischen Piraten nahmen so überhand, daß König Waldemar sich zum Einlenken entschloß. In einer Zusammenkunft an der Eider (24. Juni 1171) beugte er sich unter den Willen des Herzogs, indem er ihm dem alten Vertrage gemäß die Hälfte der Tribute und der Geiseln der Nanen, wie auch den gleichen Anteil am Tempelschatze zuerkannte. Der Herzog hatte nur dafür zu sorgen, daß die Dänen wieder Ruhe vor den wendischen Seeräubern bekamen. Die wiederhergestellte Freundschaft der beiden großen Gegner, die durch die Vermählung von Heinrichs Tochter Gertrud mit Waldemars Sohn und künftigem Thronerben Knut noch enger verknüpft wurde, erfüllte die Slaven mit Trauer: mit dem ungebundenen, reichen Gewinn bringenden Freibeutertreiben war es wieder vorbei; man kehrte widerwillig zu mühevoller, freudloser friedlicher Tätigkeit zurück.

Die slavischen Vasallen des Sachsenherzogs hatten sich bewährt. In einer für Heinrich überaus gefährlichen Zeit hatten sie unverbrüchliche Treue gehalten, auf seinen Wink nicht allein die immer noch beträchtlichen,

besonders zur See furchtbaren Kräfte ihrer Stämme entfesselt, sie sogar wieder aus Erfolg und Beute verheißendem Kampfe zurückgezogen; selbst gegen die eigenen Stammesgenossen, gegen das bei ihren eigenen Völkern noch in höchster Verehrung stehende Nationalheiligtum von Artona hatten sie willig ihre Vasallenpflicht getan.

Mit ihrer Hülfe hatte Heinrich die schwere Zeit überdauert. Jetzt nach der Schlichtung der sächsischen Wirren, nach der Demütigung des Dänenkönigs war er wieder auf der Höhe des Schicksals angelangt; keiner im Norden kam ihm an Macht gleich. Wenn er jetzt, wo der Friede auf lange Zeit gesichert erschien, seinen längst gehegten Wunsch nach einer Wallfahrt ins Heilige Land zur Tat werden und daran außer seinem treuen Waffengefährten Gunzelin, dem Grafen Bernhard von Raseburg und dem Bischof Konrad von Lübeck, auch den Dbotritenfürsten Pribislaw teilnehmen ließ, so war das wohl ein Zeichen verdienter Anerkennung; ein Zeichen auch, wie sehr der einst so unbezähmbare Vorkämpfer seines noch heidnischen Dbotritenstammes sich inzwischen in den christlichen Gedankenkreis hineingelebt hatte.

Vom Januar 1172 bis Anfang 1173 unter mancherlei Abenteuer und Gefahren der Heimat fern, fand er bei seiner Rückkehr seine Gemahlin Woislava nicht mehr unter den Lebenden. Nicht lange, so folgte er ihr nach. Die stille Ruhe der letzten Lebensjahre war nur unterbrochen durch Züge der Dänen an die pommerische Küste, denen die Wenden durch Erneuerung ihrer gefürchteten Piratenzüge entgegenzuwirken suchten; und durch ein gemeinsames Unternehmen des Königs und Herzogs wider Kasimar und Bogislaw (1177), die inzwischen einen allerdings für diese Kämpfe nutzlosen Anschluß an Polen gesucht zu haben scheinen. Herzog Heinrich, der, begleitet vom Markgrafen Otto von Brandenburg, Circipanien durchzog und Demmin belagerte, vermochte es trotz seiner wegen beunruhigender Nachrichten aus Sachsen vorzeitig abgebrochenen Belagerung, wenigstens einen Teil der Liutizen unter Kasimar in ihr früheres Abhängigkeitsverhältnis zurückzuführen, während die noch weitergeführten Unternehmungen der Dänen keinen bleibenden Erfolg hatten.

Es war die letzte Kriegstat Heinrichs unter den Slaven. Als bald darauf das Unwetter über seinem Haupte losbrach, wankte Pribislaw nicht in der Vasallentreue. Noch Ende 1178 nahm er an dem Hoftage des Löwen in Braunschweig teil, wo er, durch einen Sturz im Turnier schwer verletzt, am 30. Dezember verschied. Seine sterblichen Reste wurden im Lüneburger Michaeliskloster beigesetzt, später aber nach Doberan überführt.



Kapitel XII.

Heinrichs des Löwen Sturz.

Als Heinrich auf dem Hofstage, der Pribislavs Leben ein Ziel setzte, die glänzende Schar seiner Vasallen noch einmal um sich vereinigt hatte, war das Verhängnis, das ihn selber von der Höhe seiner Macht tief hinabstürzen sollte, schon ins Rollen gekommen. Schon einmal hatte den Hochfahrenden, nur auf die Mehrung seiner gewaltigen, im deutsch-slavischen Norden alles erdrückenden Macht Bedachten neben der eigenen Tüchtigkeit und der unerschütterlichen Treue eines Theils seiner Vasallen die Huld des kaiserlichen Lehensherrn auf der Höhe erhalten. Nun der ganze deutsche Norden ihm wieder zu Füßen lag, selbst das aufstrebende dänische Königtum — wenn auch widerwillig — sich vor der Überlegenheit des Herzogs beugte, und im Osten der Elbe auf neugewonnenem und mit starker Hand festgehaltenem Kolonialboden nicht nur die weltlichen Fürsten, sondern auch die geistlichen Hirten der drei neuerrichteten Wendenbistümer seiner Winke, als ihres anerkannten Oberherrn, gewärtig waren, — nun glaubte er in ganz Deutschland, im Süden gestützt auf sein bayrisches Herzogtum, die minder Mächtigen seine starke Hand fühlen lassen, ja selbst dem Kaiser die Stirn bieten zu dürfen.

Von seinem mächtigsten Vasallen in seinen harten Kämpfen wider den lombardischen Bund verlassen, hatte Kaiser Friedrich Barbarossa nach der schweren Niederlage bei Legnano (1176) sich mit seinem Widersacher, dem Papst Alexander III., ausgesöhnt und mit den Lombarden Waffenstillstand geschlossen (1177). Die Beendigung der Kirchenspaltung, die auch Bischof Berno mit Freuden begrüßte und durch eine Romfahrt feierte, schuf dem Löwen alsbald unter der hohen Geistlichkeit, namentlich auf dem erzbischöflichen Stuhl von Bremen und dem bischöflichen von Halberstadt, neue Gegner. Und selbst den durch Evermod's Tod (16. Febr. 1178) verwaisten, von ihm unmittelbar abhängigen Rakeburger Stuhl vermochte er nur nach längeren Streitigkeiten im Schoße des Domkapitels mit dem ihm ergebenen Prämonstratenserpropst Isfried neu zu besetzen. Die Rückkehr des einstmals auf sein Betreiben abgesetzten Bischofs Udalrich auf den Halberstädter Stuhl war es hauptsächlich, die den Löwen zu dem beschleunigten Abbruch der Belagerung Demmin's und zum Friedensschluß mit Kasimar vermocht hatte. Der kriegerischen Kraft der Slavenstämme seines Machtbereichs bedurfte er noch dringender als zu Ende der sechziger Jahre jetzt, wo des Kaisers Macht den Reih'n seiner Widersacher festen Halt und Zusammenschluß gab. Nicht mehr wie damals allein als Reserve und Gegengewicht gegen die dänischen Ausbreitungsgelüste konnten die slavischen Hülfskräfte des Löwen ihre Aufgabe erfüllen, jetzt zwang ihn die dringende Not der Selbsterhaltung,

diese raubgierigen Horden auf deutsches Land loszulassen oder doch auf solches, das im Begriffe war es zu werden. Zweimal (1178 und 1180) verheerten wendische Scharen die Mark Lausitz, 1179 verwüsteten pommerische Liutizen das magdeburgische Gebiet bis über die Elbe, während die deutschen Vasallen des Wendenlandes, unter ihnen besonders Gunzelin, der Sache des Herzogs auf dem Hahrefelde bei Osnabrück zum Siege über westfälische Widersacher verhelfen.

Das kaum gebändigte wilde Heidenblut, erregt durch Raub und Zerstörungen, die ihm in Ländern, wo deutsch-christliche Kultur schon Wurzel geschlagen hatte, gestattet waren, schäumte über. Auch in der Heimat gab es kein Halten mehr: am 10. November 1179 fiel das junge Kloster Doberan der Raub- und Mordgier einer Wendenschar zum Opfer. Alle frommen Brüder und sonstige Insassen, 78 an Zahl, erlitten den Tod. 1180 entging die noch jüngere Stiftung in Dargun nur mit Mühe dem gleichen Schicksal. Und Bischof Berno, der schon begonnen hatte, ein Nonnenkloster in Büzow zu errichten, mußte davon wegen der Wendennot abstehen.

So wurde auch das obotritisch-liutizische Wendenland hineingezogen in den Strudel, den weithin alles ergreifend der Sturz des Gewaltigen erregte. Denn bergab ging es mit ihm trotz glänzender Kriegserfolge, seitdem der aus Italien zurückgekehrte Kaiser in die Angelegenheit eingriff. Als im Januar 1180 der Kaiser zu Würzburg über den des Hochverrats Beschuldigten die Reichsacht verhängte, ihm alle Lehen und Eigen abgesprochen hatte; als er im April darauf zu Gelnhausen das Herzogtum Sachsen, verkleinert um das dem Kölner Erzbischof zugewiesene Herzogtum Westfalen, einem jüngeren Sohn Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt, verliehen hatte; als gegen den immer noch aufrechten, sieggekrönten Welfen der Reichskrieg begann, da hatte sich die Lage doch schon zu seinen Ungunsten verschoben. Die rings um ihn ansteigende Flut seiner Gegnerschaft hatte schon hinübergegriffen in seine eigenste ostelbische Schöpfung, die ihm in seiner früheren Bedrängnis einen so unbedingt sichern Halt geboten hatte.

Hier im Osten fehlte jetzt doch Pribislav, der einst seine Wieder- einsetzung in die väterliche Herrschaft dem Löwen mit unverbrüchlicher Treue gedankt hatte. Wohl war der einzige Sohn und Erbe, den er hinterlassen hatte, Heinrich Burwy, dem Herzog Heinrich durch dessen Tochter Mechthild eng verbunden und ihm, seinem Lehnsheerrn, ebenfalls in Treue zugetan. Aber neben ihm beanspruchte noch sein Vetter Nicolaus, der Sohn des am Galgen verschiedenen Wertislav, Anteil an der Herrschaft. Der Gegensatz, der dadurch zwischen beiden Männern entstand, wird in dieser unruhigen Zeit nicht auf den eigentlichen Streitpunkt beschränkt geblieben sein. Daß Nicolaus zugleich auch als Gegner des Herzogs Heinrich seinem Vetter das Widerpart hielt, liegt schon darin begründet, daß er im Herzog den Urheber des schmachvollen Todes seines Vaters hassen mußte. Einstweilen allerdings war er wohl unschädlich gemacht; besiegt von einer liutizischen Schar, mit deren Einfall die

Zerstörung des Doberaner Klosters im Zusammenhang gestanden haben mag, hatte er sich in die Burg Rostock retten müssen (11. Dezbr. 1178).

Schlimmer war es für Heinrich, daß in Pommern 1180 Kasimar, der in allen den Kämpfen der letzten Jahre seit der vergeblichen Demminer Belagerung stets auf seiner Seite verharret hatte, verschied. Sein Bruder Bogislav, der jetzt die pommersche Herrschaft in seiner Hand vereinigte, gehörte nicht zu den Freunden des Welfen. Bald wandte sich von ihm auch der junge Graf Adolf von Holstein ab, angeblich ins Lager des Kaisers gedrängt durch Ränke und Schmähungen Gunzelins; Bernhard von Ratzeburg, der Treuesten einer, folgte, von des Welfen ruhelosem Mißtrauen verfolgt und hinübergetrieben, endlich noch Graf Heinrich von Dannenberg.

So war es fast nur noch Gunzelin von Schwerin, von dem der Löwe in den nordalbingischen Landen, wo der letzte entscheidende Schlag fallen mußte, eine nachdrückliche Unterstützung erwarten durfte. Ihn scheint er jetzt durch Verleihung von Boizenburg noch enger mit sich verbunden zu haben. Und als dann der Kaiser selber (1181) gegen Lübeck, den stärksten Stützpunkt Heinrichs, heranrückte, da unterstützte sein Vorgehen nicht nur des Welfen alter Rivale Waldemar, indem er mit Jaromar von Rügen und den Schiffen anderer Slavensämme die Stadt von der Seeseite einschloß; da zog auch Bogislav von Pommern auf des Kaisers Aufforderung bereitwillig heran, leistete ihm Tribut und Huldigung, wofür ihm der Kaiser mit adlergeschmückter Fahne seine Herrschaft als unmittelbares Reichslehen verlieh.

Das Ende des Dramas nahte heran. Heinrich, der der Stadt keine Hilfe zu bringen vermochte, befahl auf das Drängen der Bürgerschaft die Öffnung der Tore. Er selber unterwarf sich auf dem Erfurter Reichstage und begab sich im Juli des nächsten Jahres (1182) zu seinem Schwiegervater nach England in die Verbannung, nachdem er aus dem Zusammenbruch nur seine Erbländer gerettet hatte.

Die kaiserliche Gewalt hatte triumphiert. Einer der tragischsten Momente der ganzen deutschen Geschichte, da der Mann, dessen kühl berechnender Herrschergeist für eine große Zukunft des Deutschtums mit Ausblicken in unermessliche Ferne die Bahn freigemacht hatte, nach glänzendem Aufstieg auf die Höhe der Macht und geschichtlicher Unsterblichkeit jäh zu Boden stürzte! In der Gewißheit des ihm vorgezeichneten Weges hatte er nicht mehr geachtet des Reiches, das, noch befangen in den alten römischen Weltherrschaftsgedanken, die überschwellige Kraft der Nation nutzlos verzehrte. Nun war die gewaltige Macht, die sich in der Hand des Einen angesammelt hatte, stark genug, um gleichzeitig die Slaven zu händigen und die Dänen niederzuhalten, zertrümmert und in Stücke geschlagen um des Reiches willen.

Und das war doch schon ein Zeichen bedenklichen Niedergangs mitten im Glanz der Hohenstaufenzeit, daß der Sieg, der dem deutschen Kaisertum durch Niederwerfung des Löwen wieder das unumstrittene Übergewicht in allen deutschen Landen verschaffte, zugleich die Sache des Deutschtums im

Osten ihrer Zukunft berauben zu sollen schien. Nun die sächsische Macht zertrümmert war, fehlte dem vorwärtsdrängenden Ehrgeiz des dänischen Königtums das Gegengewicht. Die große Frage der Zukunft, die der Löwe überwiegend doch schon zu Gunsten des Deutschtums entschieden zu haben schien; die Frage, wer einmal Erbe der Slavenherrschaft an der Ostsee werden sollte, Deutsche oder Dänen, erhob wieder dräuend ihr Haupt, die kaum befriedeten Ostseelände von neuem mit Waffengetöse und Strömen von Blut erfüllend.

Wochte aber auch die Herrschaft des Löwen in Stücke gegangen sein, sein Werk lebte weiter, überdauerte auch das Heilige Reich, dem nach diesem Siege noch manche Jahrhunderte traurigen Niedergangs beschieden waren, und ist in dem Deutschtum unsers Nordostens ein weltgeschichtlicher Ewigkeitswert und der Ausgangspunkt eines neuen, jugendstarken Deutschlands geworden.



Kapitel XIII.

Neue Erfolge des Deutschtums und des Christentums.

Wie eng die beiden weltgeschichtlichen Vorgänge der Germanisation und der Christianisierung unsers südwestlichen Ostseewinkels mit einander verbunden sind, kann niemandem verborgen bleiben, der die Vorgänge dieser Zeit nur oberflächlich überschaut. Mochte schon Vicelin den Wagriern die christliche Lehre näher zu bringen versucht haben; mochte selbst das Obotritenland schon unter Generationen einheimischer Herrscher gestanden haben, die sich — und mit ihnen wohl manche aus den Vornehmsten des Volkes — der neuen Lehre zugewandt hatten; mochte Berno schon, ehe er mit der Bischofswürde bekleidet ward, als demütiger Missionar eine kleine Christengemeinde unter der Schweriner Wendenbevölkerung um sich gesammelt haben, als von einer nennenswerten deutschen Einwohnerschaft hier noch nichts zu spüren war, — ein wirklicher, nachhaltiger und auf breite Bevölkerungsmassen gestützter Fortschritt des Christentums zeigte sich doch erst, als sich der Strom der deutschen Einwanderung in diese Lande ergoß.

Es ist eine ziemlich müßige Frage, ob auch ohne die blutige, vernichtende Niederwerfung der Wenden, ohne die darauf folgende deutsche Masseneinwanderung und ohne den Untergang des wendischen Wesens in dieser Hochflut des Deutschtums das Christentum schließlich den Sieg in unserm Lande davongetragen haben würde. Waren auch bis dahin seine Erfolge stets nur vorübergehender Art, zahlenmäßig äußerst gering und, wenn größere Massen im Spiel waren, nur in der trügerischen und jeder dauernden Nachwirkung baren Außerlichkeit von Zwangs- und Massentaufen in Erscheinung getreten, so durfte man doch der Erhaltung des Heidentums bei Obotriten und Duitzen trotz aller bewiesenen Fähigkeit keine unabsehbare Zukunft mehr zutrauen, nachdem die stammverwandten Tschechen und Polen das Kreuz unter sich aufgerichtet und selbst die Pommeren einem friedlichen Vordringen des Christentums Thür und Thor geöffnet hatten. Uns Deutschen stände es übel an, darüber zu trauern, daß die Geschichte einen anderen Gang genommen hat, daß das Christentum in unsere Gegenden eigentlich erst durch die Ausbreitung des Deutschtums hineingetragen oder doch zum mindesten sicher begründet und zur Herrschaft gebracht wurde, daß andererseits auch das Christentum wieder dem Deutschtum als Hebel diente, und daß das Wendentum darüber zu Grunde gehen mußte, zurückgeschoben und verdrängt durch ein schnell eingewurzelt, kräftig um sich greifendes und bald alles beherrschendes deutsches Wesen.

Wer seinen Blick in die engen Grenzen unserer mecklenburgischen Heimat bannen läßt, wird diesen größten Vorgang des ausgehenden deutschen Mittelalters nur halb verstehen. Der kann nicht erkennen, wie sich im Norden des damaligen deutschen Sprachgebietes, in den Landen zwischen dem Armelkanal und der unteren Elbe, seit den Stürmen der Völkerwanderung und seit den verwüstenden Kämpfen, in denen Karl der Große den Sachsenstamm mit blutiger Grausamkeit seinem Gebote unterwarf, wieder eine Fülle von Volkskraft angesammelt hatte, der die Heimat zu eng zu werden begann. Große Land und Dörfer verschlingende Einbrüche des Nordmeeres hatten weithin, wie noch jüngst im Jahre 1164, an den Küsten die Bevölkerung, soweit sie nicht selber eine Beute des Meeres geworden war, aufgeschreckt. Und auch tief im Binnenlande hatte die wachsende Bedrückung des Bauernstandes, seine fortschreitende Verstrickung in Dienstbarkeit und Untertänigkeit, eine Stimmung hervorgerufen, die nach jeder Möglichkeit einer Verbesserung begierig griff.

So war schon der Ruf des Holstengrafen nicht ungehört verhallt, als er für das ihm zugefallene, durch den Rachezug der handfesten holsatischen Bauern verödete Wagrien neue Anbauer suchte. Und als zwei Jahrzehnte später Albrecht der Bär seine Stimme zu gleichem Rufe erhob, seine Boten aussendend nach Utrecht und ins niederrheinische Land, zu den Holländern, Seeländern und Flamen, die der Gewalt des Meeres preisgegeben waren, da erhob sich eine große Menge Volkes aus diesen Landen, um fern im Osten eine neue Heimat zu suchen. Holsaten, Westfalen und andere Sachsen blieben nicht zurück. Denn nicht mehr, wie beim wagrigen Vorspiel, handelte es sich jetzt um eine landschaftlich eng begrenzte, durch

mäßigen Zuzug zu lösende Aufgabe. Unabsehbar weite Gebiete hatten sich wie mit einem Schlage aufgetan, bereit, Scharen deutscher Ansiedler aufzunehmen: nicht allein in der Mark Brandenburg, sondern auch im Polabenlande und in Mecklenburg, das gerade jetzt dem Schwerte Heinrichs des Löwen erlegen war.

Das Zeitalter einer neuen Völkerwanderung schien anbrechen zu sollen; nur daß die deutschen Völkerschaften diesmal nicht ihre alte angestammte Heimat preisgaben. Das Lied

Na Dostland willewy varen
Na Dostland willewy mee
Al över de Berge und Dale
— Brisch över de Heiden —
Und över de blaue See

das jetzt unter der niederfränkischen Bewohnererschaft der Mündungsgebiete von Rhein, Maas und Schelde erscholl, bezeichnete nicht nur für sie, sondern für den gesamten Norden des damaligen deutschen Sprachgebietes und darüber hinaus das Ziel der jetzt mit elementarer Kraft anbrechenden Massenauswanderung. Mit unwiderstehlicher Gewalt lockten den deutschen Bauersmann der schwerschollige, fast noch jungfräuliche Ackerboden, die fetten Wiesen und Triften dieses weiten, dem Slaventum entrungenen Landes, wo sein starker Arm von Fürsten und Großen unter vielverheißenden Versprechungen begehrt wurde, wo er und seine Nachkommen die Freiheit wiederfinden konnten, die ihnen in der alten Heimat verloren zu gehen drohte.

Wie hoffnungsfreudig klingt es doch weiter in dem Liede:

As wy dan in Dostland gekomen
Al under dat Huus marmelyn,
Dar werdewy wol upgenomen,
— Brisch över de Heiden —
Se heten uns willekom syn.

Ja, willekom mötewy wesen,
Seer willekom mötewy syn;
Dar schölewy Abend und Morgen
— Brisch över de Heiden —
Noch drinken den kölen Wyn.

Wy drinkt uut kristallen Schalen,
Und Beer oof, so veel uns beleeft;
Dar is it so vrölik to wanen:
— Brisch över de Heiden —
Dar wanet myn söte Leef.

Und während sich die lauenburgisch-mecklenburgisch-brandenburgischen Lande diesem nach Osten drängenden Menschenstrom öffneten, griff die Bewegung bald weiter nach Süden um sich, riß die fränkischen Bewohner

des mittleren Deutschlands mit fort und trug sie mit sich in die Lande zwischen Saale und Elbe. Dort hatte schon seit Heinrich I. und Otto dem Großen das Deutsche Reich festen Fuß gefaßt. Aber die Bevölkerungsmasse dieser Gegend hatte auch im Reichsverbande ihr sorbenwendisches Volkstum bewahrt, war nur überlagert worden von einer dünnen Oberschicht deutscher Adelliger und Geistlicher. Und bald gab es für diese Massenwanderung nach Osten zu kaum noch eine Grenze: das östliche Mecklenburg, Pommern, Altpreußen, das ostelbische Meißen, die Lausitz, Schlesien erfüllend, zerstreute sie sich in ihren Ausläufern über das ganze Ostseeküstenland bis zum finnischen Meerbusen, über das polnische bis tief ins russische Gebiet, über Galizien und das nördliche Ungarn nach Siebenbürgen, Bukowina und den Moldaulanden zum Schwarzen Meer. Selbst in südlicheren und westlichen Teilen des deutschen Sprachgebietes zeigt sich ein stark hervortretender Ausbreitungsdrang. Es ist, als ob ein lange Zeit enggefesselter Riese plötzlich seine Banden sprengte und nun die mit einem Schlage freigewordene Kraft in ungestümem Ausbruch alles vor sich niederwürfe und sich untertänig machte.

Von dieser gewaltigen Kraftäußerung, die dem deutschen Volk in unbegreiflich kurzer Zeit weite Gebiete des Ostens zu eigen machte, die noch bis vor kurzem ein fremdes und oft feindseliges nationales Eigenleben behauptet hatten, stellen die Vorgänge in unserer mecklenburgischen Heimat nur einen kleinen Teil dar. Die Ereignisse des Jahres 1160 hatten hier, und abgesehen von unbedeutenden früheren Anfängen auch für den zugleich mit Wagrien in deutschen Besitz gekommenen polabischen Westen, den Anstoß gegeben zum Einstürmen dichter deutscher Volksmassen. Aber noch hatte die vordringende Volkswelle nicht Zeit gefunden, sich über die östlicheren Teile unseres Landes hinwegzuwälzen, da wurde ihr schon im ersten Drittel des Weges Halt geboten: Die Wiedereinsetzung Pribislavs in sein verkleinertes väterliches Erbe (1167) hatte der Ausbreitung des Deutschtums den weitaus überwiegenden Osten des Landes nebst dem ganzen Küstengebiet bis zum Privald verschlossen, nachdem die wohl nur sehr spärlichen, schon bis in diese Gegenden vorgedrungenen deutschen Bevölkerungsteile ein Raub des wilden Rassenkampfes geworden waren. Der langgestreckte Schweriner See setzte diesem ersten Vordringen des Deutschtums auf mecklenburgischem Boden noch auf lange Zeit ein Ziel. Westlich von ihm staute sich die starke Flut an, dem Lande rasch einen überwiegend deutschen Charakter gebend: Fast genau um dieselbe Zeit, da Helmold in diesen Gegenden die neue Sachsenkolonie schon vollendet vor Augen sah, können auch wir an der Hand der alten Dokumente die Woge des Deutschtums am Westgestade des Schweriner Sees branden sehen. Da erscheint dort der altslavische Ortsname *Liscowe* zum ersten Male in seiner neuen Gestalt *Hundorf* (*Alta villa*), den Sieg des deutschen Wesens kündend (1171). Da sprühen um den neu errichteten östlichsten Bischofssitz neue Kirchlein empor: In *Stüd*, *Cramon* und *Viacheln* werden schon i. J. 1178 Pfarren erwähnt. Auch in *Brüz* und *Pampow* müssen solche schon im 12. Jahrhundert begründet worden sein. So war es auch

hier besonders der mittlere Teil des Landes, wo, angelehnt an das in Bistum und Grafschaft Razeburg schon Errungene, das neue Wesen sich am kräftigsten Bahn brach. Im Norden verblieben die Dasso-Bresenschen Lande und im Süden die Länder Sabel-Wehningen mit einem gewiß nur schwach mit Einwanderern gemischten, sich bis über Wittenburg und hart an Schwerin erstreckenden Vorland noch auf lange Zeit die Stütze einer fast rein wendischen Bevölkerung.

Hatte Pribislaw auch dem weiteren Vordringen des Christentums nach Osten ein Ziel gesetzt, den Siegeszug des Christentums aufzuhalten kam ihm, der an der Errichtung des Schweriner Bistums teilgenommen, der Weihe des Doms (1171) persönlich beigewohnt und zur Ausstattung der jungen Stiftung mit Grundbesitz freigebig beigesteuert hatte, nicht in den Sinn. Als auf des Bischofs Berno Berufung, kurz vor der Schweriner Domweihe, aus dem Cistercienserkloster Amelungsborn an der Weser, dem Berno selber einst als Mönch angehört hatte, eine Anzahl fromme Brüder als „Gründer des Glaubens und Vertilger des Götzendienstes“ im Slavenlande erschienen, hatte der Wendenfürst dem jungen Konvent bereitwillig in Althof bei Doberan eine Stätte bereitet (11. März 1171) und ihn mit zusammenhängendem, reichlich bemessenen Grundbesitz an der Meeresküste ausgestattet. So war doch in Gestalt dieser frommen Brüder ein Keim deutschen Lebens in Pribislaws Herrschaft eingedrungen, hatte durch des Wendenfürsten eigene Stiftung im Norden seines Gebietes an der Westgrenze des Kessinerstammes Fuß gefaßt, nicht allzuweit von dem alten Tempel des Godehard, an dessen Zerstörung einst (1152) Berno wahrscheinlich mitgewirkt und den heidnischen Kult durch Einsetzung des heiligen Godehard zu verdrängen versucht hatte.

Und nur wenig später (25. Juni 1172) war auf damals nicht mecklenburgischem Boden des Schweriner Bistums, in dem noch nicht lange zu Pommern gehörigen Circipanien, eine Schwesterstiftung erwachsen. In altpommerschen Landen hatte der dem Christentum schon früher geneigte Sinn der Landesfürsten bereits Klöster erstehen lassen; jetzt gaben auf vor kurzem noch zur Obotritenherrschaft gehörigem und später wieder an Mecklenburg zurückgefallenem Boden drei edle wendische Brüder, Mirignew, Monik und Rotimar, den Grundbesitz zur Errichtung des Klosters Dargun her, in dem sich Cisterciensermönche aus der dänischen Abtei Esrom, alsbald vom Fürsten Kasimar und vom Bischof mit neuen Gütern und Einkünften ausgestattet, niederließen.

So hatte mit zwei fast gleichzeitig errichteten Stiftungen der Mönchsorden im Slavenlande Fuß gefaßt, der in einem Leben voll Armut und einsamer Weltabgeschlossenheit der Urbarmachung un bebauten Waldbodens und das ganze Land fördernder wirtschaftlicher Tätigkeit oblag. Ihm schien in fernabgelegener Gegend, die erst in späterer Zeit der mecklenburgischen Herrschaft einverleibt wurde, der Orden der Prämonstratenser um etwas zuvorkommen zu sollen. Auf Mecklenburgs Boden schon seit 1154 im Razeburger Domstift niedergelassen, hatte dieser ebenfalls für die Landeskultur erfolgreich tätige Orden vom Fürsten

Rafimar 1170 bei der Einweihung des Havelberger Doms den im Süden des Tollensegaaues nahe der alten Tempelstätte Rethra gelegenen Ort Broda mit umliegenden Dörfern empfangen.

Wie sehr aber doch der Fortschritt des Christentums auch in diesen Gegenden auf den Halt angewiesen war, den ihm weiter westlich die eingedrungenen deutschen Volksmassen in so reichem Maße boten, lassen gerade diese Neugründungen deutlich erkennen, die doch auf den ersten Blick ein vom Deutschtum losgelöstes, ihm weit vorauseilendes, erfolgreiches Vordringen des Christentums darzustellen scheinen. Wo zu diesen ersten Pflegestätten christlichen Lebens im Norden und Osten der alten Obotritenherrschaft und über dieselbe hinaus der Grund gelegt war, da fand sich zu jenen Zeiten von deutscher Bevölkerung noch keine Spur. Und was von solcher seitdem, ungehindert durch den Slavenfürsten Pribislav, in diese Gegenden hineingezogen wurde, das war wohl zunächst auf den Kreis der engsten Stiftsangehörigen beschränkt, die geistlichen Brüder und die landbauenden weltlichen Konversen. In Dargun, wo wie in Broda für das Stiftsgebiet ausdrücklich die Ansiedlung von Deutschen und Slaven und außerdem noch von Dänen in Aussicht genommen war, wird in der kleinen germanischen Kolonie wohl dies stammverwandte nordische Volk, dem ja auch der Konvent angehörte, unbedingt vorgeherrscht haben. Und in Broda war die Stiftung im Jahre 1182, ja selbst 1224 noch nicht ins Leben gerufen. Dort zeigten noch 1244 zahlreiche genannte Ortsnamen der Umgegend einen so ausschließlich und ausgesprochen slavischen Charakter, daß von einer bis dahin stattgehabten deutschen Besiedelung noch nicht die geringste Spur zu erkennen ist.

Ähnlich erweckt auch eine ausführliche Grenzbeschreibung des Landes Büzkow, das ja dem Schweriner Bisium als Besitz zugefallen war, noch im Jahre 1232 den Eindruck einer vollen Herrschaft des Slaventums. Das Gleiche ist gewiß auch um Dargun herum der Fall gewesen, wenn auch sehr deutlich sprechende urkundliche Bestätigungen nur für die Jahre 1174 und 1178 vorliegen. Und der Bezirk der Doberaner Klostergüter zeigt noch 1192 fast genau wie 1177 einen in die Augen fallenden wendischen Charakter der Ortsnamenformen in seiner ganzen Erstreckung bis zu dem westlichen Grenzhügel mit seinem slavischen Namen Dobimerigorca, in dem man den Kühlungsberg bei Kröpelin wiedererkannt hat. Allein in der hierbei genannten villa Germari und den due ville Brunonis, Ortsbezeichnungen, die sich bis dahin und auch später nicht zu wirklichen Ortsnamen gestaltet haben, könnte man den Beginn einer Ansiedelungstätigkeit des Klosters erblicken, zum mindesten wohl die Überweisung von Feldmarken an deutsche Lokatoren. Daß aber wirklich eine Besetzung, und besonders eine solche mit deutschen Bauern hier im Machtbereiche Pribislavs stattgefunden haben sollte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, da dem Kloster das Ansiedelungsrecht damals überhaupt noch nicht verliehen war.

So war es im Umkreise der Orte bestellt, die im östlichen Mecklenburg zweifellos als die Brennpunkte eines beginnenden christlich gefärbten Kulturlebens anzusehen sind. Hier wäre noch am ersten ein an die deutsche

oder doch wenigstens germanische Stiftsgeistlichkeit angelehntes Eindringen deutscher Volkselemente zu erwarten gewesen. Wie mag es da erst in den übrigen Teilen des Landes ausgesehen haben, wo noch keinerlei zur deutsch-christlichen Kultur hinüberführende Brücke geschlagen war?

Wohl mochten diese Stifter, gefördert von der Huld der Herren des Landes, vielleicht auch unterstützt von einigen wendischen Großen der Nachbarschaft, der christlichen Lehre einige Seelen in ihrer wilden Umgebung gewonnen haben; sicherlich ist ihre weltliche Kulturthätigkeit dem Lande, dessen Boden die liebevolle und fürsorgliche Pflege wirklicher Landbebauer noch gar nicht kennen gelernt hatte, zum Segen gediehen; aber von einer geistlichen Wirksamkeit auf die umwohnende Bevölkerungsmasse, von einer Ausbreitung der Lehre Christi namentlich auf die niedere Volksschicht und daraus hervorgegangenen Kirchengründungen im näheren oder weiteren Umkreise dieser Stifter ist zunächst noch keine Spur zu erkennen. Diese Klöster waren eben immer noch fremdartige Gebilde inmitten des Wendenvolkes, das schon so oft und noch vor kurzem den Bringern des Christentums mit den Waffen in der Hand begegnet war und auch jetzt noch in seiner großen Masse der neuen Lehre ablehnend gegenüberstand. So ohne Rückhalt in der umwohnenden Bevölkerung fiel das Kloster Doberan schon nach wenigen Jahren seines Bestehens (1179) heidnischer Zerstörungswut zum Opfer, während Dargun sich nur mit Mühe hielt. Bischof Berno mußte von seiner schon in Angriff genommenen Errichtung eines Nonnenklosters in Büzow „wegen Einfalles der Wenden“ wieder abstehen. Sieben Jahre gingen ins Land, bis das Doberaner Kloster aus Trümmern und Asche wiedererstand. Und noch im Jahre 1219 nannte sich der Bischof Brunward selber den Fortsetzer des Werkes seines Vorgängers Berno im Vernichten von Götterbildern in diesem wüsten Lande, dessen rauhes Wendenvolk erst durch die Einwanderung von Gläubigen dem Christentum gewonnen werde.

Das war es eben, was diesem weitaus überwiegenden östlichen Teil Mecklenburgs jetzt noch fehlte, die feste und sichere Grundlage einer starken deutschen Einwanderung, wie der Westen sie schon hatte, die von selber das Christentum ins Heidenland hineintrug, eine fest gegründete Organisation erwachsen, ein Kirchlein neben dem andern emporstreben ließ und der Missionstätigkeit unter dem von deutschen Siedelungen umschlossenen oder ihnen benachbarten Wendenvolk einen nicht versagenden Rückhalt bot. So kann die Langsamkeit nicht befremden, mit der im Vergleich zum Rakeburger Sprengel und dem äußersten Westen des Schweriner Bistums das Werk der Kirchengründung in dessen östlicher Hauptmasse fortschritt. Immerhin hat man doch den Versuch gemacht, dies Werk auch in dieses weniger lohnende Gebiet vorzutreiben. Unmittelbar an den Norden der Grafschaft Schwerin grenzend und wohl noch in Anlehnung an die bis dahin vorgedrungene deutsche Einwanderung sahen wir Biecheln schon im Jahre 1178 im Besitze einer Kirche. Tiefer im Lande der Heiden erscheinen außer den Klosterkirchen von Doberan und Dargun von den ausgehenden achtziger Jahren an in Lübow und Alt-Buckow (1192), in

Kröpelin (wohl frühestens 1186), Rostock und Goderac (Kessin 1189) neue Kirchen. Die letztgenannte ging in ihren Anfängen wohl schon auf ein nach der Zerstörung des heidnischen Heiligtums (1152) von Berno geweihtes Holzkirchlein zurück, wobei die nur vorübergehend wirksame Umnennung in Godehardsdorf (villa s. Godehardi 1171) folgte. Alle diese Kirchen mit ihren großen auf Missionsbestimmung in einem noch wesentlich heidnischen Lande deutenden Sprengeln lehnen sich an Hauptburgwarde an und erscheinen auch darin noch durchaus durch wendische Verhältnisse bedingt.

In der unter pommerscher Herrschaft stehenden Darguner Gegend war dem Kloster im Gegensatz zu Doberan schon mit seiner Stiftung die Ansiedelungsbefugnis gewährt worden. Vielleicht findet es mit darin seine Erklärung, daß schon um das Jahr 1178 sich der Klosterkirche ein Gotteshaus zu Röckniß als zweite Kirche in ganz Circipanien zugesellt hatte und Lübbin in vielleicht nur wenig späterer Zeit folgte. Auch diese waren Burgwardskirchen mit besonders ausgedehntem Sprengel. Ob sonstige, allerdings erst erheblich später urkundlich erwähnte Burgwardskirchen mit dem gleichen Merkmal, wie sie sich außer den genannten noch in Neuburg, Gaarz, Schwaan, Marlow, Malchin, Parchim, Quezin und Malchow finden, noch der Zeit des Bischofs Berno angehören, oder ob sie erst unter Brunward errichtet wurden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

Die Möglichkeit, daß diese Neugründungen mit bedingt wurden und einen gewissen Halt gewannen durch eine erst langsam rinnende deutsche — um Dargun vielleicht auch eine dänische — Einwanderung, die nach Pribislaw's Tode und nach Beruhigung der wendisch-heidnischen Reaktion von 1179 ihre Ausläufer bis hierher vorschob, läßt sich gewiß nicht von der Hand weisen. War dies der Fall, so war diese Einwanderung noch zu schwach, um eigene, selbständig benannte Siedelungen hervorzurufen, sondern zerstreute sich spärlich über die schon vorhandenen Wendenorte, wobei allerdings die Burgwarde als Mittelpunkte der Landschaften auf den wohl noch weniger Ackerbau als Handel und Gewerbe treibenden Zuzug eine besondere Anziehungskraft ausgeübt haben mögen. Jedenfalls hatte die deutsche Masseneinwanderung im Hauptgebiet des Schweriner Bistums und in den übrigen Teilen des östlicheren Mecklenburg noch nicht begonnen. Auch die zuletzt aufgezählten, erst später erwähnten Kirchen sind aller Wahrscheinlichkeit nach vor ihr begründet worden. Sie alle lassen schon durch die Größenverhältnisse ihrer Sprengel erkennen, daß sie nicht zur kirchlichen Versorgung einer schon vorhandenen breiten christlichen Bevölkerungsmasse errichtet wurden, sondern vielmehr als Stützpunkte zum Sammeln von Gläubigen aus der Menge der Heiden. Ein noch unsicher tastender Versuch, das wendische Heidentum zum Christentum hinüberzuführen, der, selbst wenn man alle obengenannten Kirchen als ziemlich gleichzeitig und noch vor 1200 vorhanden annimmt, doch namentlich im Süden und Südosten weite Gebiete des Landes noch ganz frei und unberührt ließ und auch im Norden erst ein sehr weit-

läufiges Netz kirchlicher Versorgungsstellen schuf, einen unscheinbaren Anfang der erst später kraftvoll um sich greifenden Organisation. Einstweilen waren die Erfolge dieser weit zerstreuten Erstlingsgründungen noch recht unbedeutend, besonders was die Wirkung auf die vom Heidentum nicht so leicht zu trennenden breiten wendischen Volksmassen betrifft. Ihre Hauptbedeutung lag wohl darin, daß schon bescheidene Anfänge einer kirchlichen Organisation im Lande waren, als die zweite Massenbewegung des Deutschtums nach Osten begann, die nun auch diese Gegenden erfüllte, den stillen Missionskirchen und den unter widerwillig fremdem Volke einsam und entzagungsvoll waltenden deutschen Geistlichen wirkliche vertraute Gemeinden schaffend, das Heidentum mit sich fortreißend oder erstickend, den bisherigen kümmerlichen Keimen kirchlichen Lebens neuen ertragfähigen Nährboden zuführend und zugleich einem über das ganze Land hin erstehenden engen Netz gottesdienstlicher Gemeinschaften dauerhafte Grundlagen für alle Zeiten gewährend.



Kapitel XIV.

Anbruch der Dänenherrschaft.

Es war wohl nicht die ablehnende Haltung des Fürsten Pribislaw allein, durch die der erste Schub deutscher Einwanderermassen auf die unter deutsche Herrschaft gekommenen Landesteile westlich des Schweriner Sees beschränkt und von dem Rest des Obotritenreichs einstweilen noch ferngehalten blieb. Die kriegerischen Wirren, in die der Sturz Heinrichs des Löwen diese Lande verwickelte, haben wohl noch entschiedener in dieser Richtung gewirkt. Der Streit der Wettarn Heinrich Burwy und Nicolaus von Rostock um die Herrschaft über Mecklenburg mit der ihn begleitenden Verwüstung des Bützower Stiftslandes, der Zerstörung des Klosters Doberan und der Hinmordung seiner Insassen durch wilde pommerisch-circipanische Heidenscharen war nicht dazu angetan, zum Werke friedlicher Ansiedelung einzuladen. 1178 unterlegen, scheint Nicolaus, der Feind des Welfen, wieder die Oberhand erlangt zu haben, als den Löwen sein Schicksal ereilt hatte. Aber der Friede wollte nicht wiederkehren. Zu sehr fehlte dem norddeutschen Lande die Hand des Mächtigen, dem sich so lange alles gebeugt hatte. Die fortbestehenden Territorialherrschaften fühlten sich jetzt frei von dem Gehorsam heischenden

Zwang der Obergewalt. „Jeder herrschte auf eigene Faust nach Tyrannenart, gegenseitig verübte und litt man Gewalt“. Das verkleinerte Herzogtum Sachsen, nur noch ein Bruchstück aus den Trümmern von Macht, die Heinrich der Löwe hinterlassen hatte, aus dem hier im Nordosten noch Pommern ausgeschieden war, konnte in der Hand des kleinen Askaniengrafen Bernhard unmöglich die Aufgaben erfüllen, zu deren Bewältigung einst des Löwen Macht gerade gereicht hatte. Und dabei verfügte Bernhard noch nicht einmal über die Macht, die ihm dies verstümmelte Herzogtum gewähren konnte, da sich in den ostelbischen Landen, die ja, aufs engste an Sachsen gebunden, einst eine der festesten Stützen des Welfen gewesen waren, nur die Grafen Gunzelin von Schwerin, Bernhard von Rakeburg und Heinrich von Dannenberg bereit fanden, ihm die Lehensschulde zu leisten. Weit aus der mächtigste unter den ostelbischen Herren, Graf Adolf von Holstein, hielt sich voll Groll gegen den Schweriner Grafen abseits.

Bald aber brachte es die Art, mit der der neue Herzog durch Vermehrung seiner Einkünfte, durch Beschränkung der Rechte und Besitzungen seiner Vasallen seine Stellung zu befestigen suchte, zustande, daß die ihm anfangs geneigten Grafen sich dem Holsteiner wieder näherten. Mit diesem im Bunde stürmten der Rakeburger und Schweriner die Feste Lauenburg, die der Herzog in der ihm unmittelbar zugefallenen Landschaft Sadelband als Zwingburg errichtet hatte. Und noch ehe dieser Friedensbruch die vom Kaiser erkannte Sühne gefunden hatte, eilten die Verbündeten ins Obotritenland, zerstörten die überrumpelte Feste Flow und vertrieben die dort weilende Witwe des Wertislaw. Ihr Sohn Nicolaus hatte sich nicht lange der Herrschaft über Mecklenburg freuen können: fliehend suchte der durch des Welfen Sturz Emporgekommene Schutz beim Herzog, während die Herrschaft über das Mecklenburger Land wieder Heinrich Burwy zufiel.

Nicolaus gab aber seine Sache noch nicht verloren. Von dem machtlosen Herzog an dessen Bruder, den Markgrafen Otto von Brandenburg, verwiesen, brach er von der Feste Havelberg aus, die Otto ihm eingeräumt hatte, häufig plündernd ins Obotritenland ein. Der Streit der mecklenburgischen Vettern sollte bald durch Verknüpfung mit den Händeln Pommerns eine weittragende Bedeutung erlangen. Dort lagen der erst jüngst vom Kaiser zum reichsunmittelbaren Fürsten erhobene Bogislaw und der dänische Vasall Jaromar von Rügen miteinander in Fehde. Ein Zusammenschluß des dänischen Pommern mit dem ehemals welfischen, nach des Löwen Sturz verdrängten und jetzt im Widerstreit mit dem neuen Sachsenherzog wieder emporgekommenen Mecklenburger auf der einen Seite, des kaiserlichen Pommern mit dem durch die Gegner des Herzogtums aus der Heimat vertriebenen Mecklenburger auf der andern schien in der Luft zu liegen. Aber das genaue Gegenteile trat ein: Nicolaus verbündete sich mit Jaromar, Heinrich Burwy mit Bogislaw!

Unter so eigenartig verwickelten Verhältnissen entbrannte der Kampf auf erweitertem Schauplatz zu neuer Glut. Aber während Bogislaw unter

freudiger Billigung des Kaisers und mit Unterstützung seines mecklenburgischen Bundesgenossen einen entscheidenden Schlag gegen Jaromar von Rügen vorbereitete, ging Dänemark von seiner abwartenden Haltung zum Handeln über.

Das unablässige Bemühen des Königs Waldemar, an der südlichen Ostseeküste festen Fuß zu fassen, war von keinem, oder doch nur von geringem Erfolge gekrönt gewesen. Gegen die überlegene Macht und das staatsmännische Geschick des Löwen hatte er nicht aufkommen können. Und als der große Wechsel des Schicksals hereinbrach, als den Welfen die Stunde der Abrechnung erteilte, auch da hatte die Bereitwilligkeit, mit der Waldemar dem Kaiser für den letzten Entscheidungskampf die wertvolle Unterstützung seiner Flottenmacht geliehen hatte, keinen Lohn gefunden. Die erhoffte Belehnung mit Pommern blieb nicht nur aus, Pommern wurde sogar in unmittelbare Verbindung mit dem Deutschen Reiche gebracht, in demselben Augenblick, da durch die Zertrümmerung der welfischen Macht das Haupthindernis für die Ausbreitung der dänischen beseitigt schien, durch die Schaffung des reichsunmittelbaren pommerschen Herzogtums ein neuer, das dänische Vordringen hemmender Wall errichtet!

Jetzt aber war durch innere Zwietracht die Kraft der dem Reiche untertanen Slavenländer gelähmt. Heinrichs des Löwen vom Reiche gesetzter Nachfolger hatte sich zu schwach erwiesen, seinem Herzogtum den inneren Frieden zu wahren. Wie konnte er daran denken, der gesammelten Macht eines starken auswärtigen Gegners zu begegnen? In diesen trüben Tagen, da „kein König in Israel war“, da auch dem Kaiser die Dinge des deutsch-slavischen Nordostens viel zu weitab von der Richtung seines Strebens lagen, um für sie das Gewicht seines Schwertes in die Waagschale zu werfen, ersah sich Waldemars glücklicherer Sohn und Nachfolger Knut II. die günstige Gelegenheit zum Handeln. Die erwünschte Veranlassung zu kriegerischem Einschreiten bot ihm die Bedrängnis seines rügischen Vasallen. So überraschend erschien die Dänenflotte unter Absalom in den rügischen Gewässern, daß die unweit Greifswalds ankernde Flotte Bogislavs im dichten Nebel die erwarteten obotritischen Bundesgenossen herannahen zu sehen wähnte. Die Seeschlacht im Bodden (20. Mai 1184) endete mit einer völligen Niederlage der Pommern, deren ganze Flotte den Dänen in die Hände fiel. Das slavische Piratentum hatte den Todesstoß empfangen.

Diesem schweren Schlage folgten verwüstende Heereszüge, die der König selber noch im gleichen Jahre in Pommern unternahm. Vom Lande Tribsees aus, das er als erste Siegesbeute seinem Vasallen Jaromar übertragen hatte, drang er im Spätherbst, hierin auch glücklicher als sein Vater, über das Trebelmoor nach Circipanien ein. Allerdings die Hauptfeste des Landes Tribeden, die urbs Lubechinka, wohl Behren-Lübchin, zu erobern gelang ihm nicht, und er zog nach Plünderung des Landes und besonders eines Marktfleckens (wohl Gnoien) über einen inzwischen hergestellten Bohlenweg über das Moor zurück.

Inzwischen schien Nicolaus, dessen Lage sich schon durch die schwere Züchtigung seines pommerschen Gegners fortschreitend verbesserte, vom Glück wieder emporgehoben werden zu sollen: sein Vetter Heinrich Burwy fiel bei einem Streifzuge an der Küste Rügens dem Jaromar in die Hände und wurde von diesem in Ketten dem König Knut überliefert. Aber nur zu rasch entschwand die Gunst des Schicksals wieder: Nicolaus selber geriet auf einem pommerschen Streifzuge in die Gefangenschaft des Bogislav. So wurde König Knut als Besieger Bogislavs, der 1185 durch neue Schläge mürbe gemacht, sein Land von ihm zu Lehen nahm, auch zum Schiedsrichter über den Thronstreit der obotritischen Wetttern. Beide traten unter Stellung von Geiseln in ein Vasallenverhältnis zum Dänenkönig, der sich jetzt, den Tatsachen entsprechend, auch den Titel eines Königs der Slaven beilegen konnte. Beide empfingen, der Gefangenschaft entledigt, aus der Hand des siegreichen Königs einen Teil der vielumstrittenen Herrschaft: Heinrich Burwy Mecklenburg und Flow, Nicolaus Kostock.

So war, wie Saxo berichtet, „die Herrschaft über Slavien, die Waldemar trotz so vieler Anstrengungen nicht hatte erlangen können, fast mühelos dem jungen Knut zugefallen“. Alles dies im schärfsten Gegensatz gegen das Deutsche Reich, dessen Rechte hier mit Füßen getreten wurden. Nicht etwa handelte es sich um Fehden, die auf Vasallen des Reichs beschränkt waren. Knut hatte, im Gegensatz zu seinen Vorfahren auf dem Dänenthron seit 1131, dem Kaiser die geforderte Lehenspflicht ausdrücklich verweigert. Zu dieser offenen Auflehnung hatte er noch den Hohn hinzugefügt, seine mit Friedrich von Schwaben verlobte Schwester mit beleidigend ärmlicher Aussteuer an den Kaiserhof zu senden. Dies alles sowie endlich die kriegerische Festsetzung einer fremden Macht auf dem Boden, den einst Heinrich der Löwe dem sächsischen Herzogtum und damit dem Reiche gewonnen hatte, der seit kurzem sogar mit seinem östlichsten Teile dem Reiche unmittelbar angegliedert worden war, dies alles hatte der von seinen italienischen Plänen in Anspruch genommene Kaiser über sich und das Reich ergehen lassen. Am gleichen Tage, als die pommerische Flotte im Greifswalder Bodden dem Ansturm der dänisch-rügischen erlag, feierte der Kaiser bei Mainz in glänzendem Feste den Ritterschlag seiner beiden ältesten Söhne. Bald darauf trat er zum sechsten Male einen längeren Zug nach Italien an, als wenn dem Reiche keine Gefahr drohte und nicht oben im Nordosten ein entschlossen vordringender Eroberer seinen Fuß auf den Reichsboden gesetzt hätte, dem Werke, das Kaiser Friedrich selber dort in seiner Abrechnung mit dem Welfen vollbracht hatte, mit jedem Schritte Abbruch, ja Vernichtung bereitend. Die einzige Tat, zu der man sich gegen Dänemark aufraffte, war die schimpfliche Rücksendung der ungenügend ausgestatteten dänischen Königswidwe (1187). Ein Zeichen tiefer Verstimmung, das die gegenseitige Gereiztheit noch steigern mußte. Da aber auf deutscher Seite die Handlung von keiner Entfaltung kriegerischer Macht begleitet war, konnte auch sie nur schädlich wirken: Des Königs Zorn über diesen Schimpf mußten die benachbarten deutschen Grenzlandschaften entgelten, die er durch häufige Einfälle seiner neu-

unterworfenen Slaven verwüsten ließ. Auf die ganzen Lande der Wagrier, Holfaten, Stormaren und Polaben bis zur Elbe erhob der Unerfättliche jetzt Besitzansprüche.

Für Heinrich den Löwen konnte es wohl kaum eine günstigere Zeit der Rückkehr aus der Verbannung geben. Nicht als ob er hätte hoffen dürfen, das viele inzwischen Zerstörte, das doch in erster Linie sein Werk gewesen war, sogleich wieder in den früheren Stand zurückzuzwingen. Dem seit Michaelis 1185 mit des Kaisers Erlaubnis wieder in Deutschland Weilenden war es jetzt kaum zuwider, daß da, wo er früher seine Herrschaft so kraftvoll ausgebreitet hatte, jetzt die Macht eingedrungen war, die er stets so erfolgreich von diesem Gebiete fernzuhalten gewußt hatte. War doch damit in wirksamer Nähe ein starkes Gegengewicht gegen die ihm einst verhängnisvoll gewordene Macht des Kaisers erwachsen! Für ihn selber ein schätzbarer Rückhalt, solange es noch nicht groß genug geworden war, um ihn der eigenen Bewegungsfreiheit zu berauben. Auf dem ihm nur noch gebliebenen Allodialbesitz als „edler Herr von Braunschweig“ dies große Leben in erzwungener Tatenlosigkeit bis zum Ende sich hinschleppen zu lassen, das vermochte diese titanenhafte Kraftnatur nicht über sich. Auch in dem engen Kreise, in den er jetzt wie in ein Gefängnis gebannt war, konnte sein unbezähmbares Trachten nach großen Dingen keine Ruhe finden. Und die allgemeine Zerrüttung der sächsisch-slavischen Grenzgebiete konnte auf seinen Ehrgeiz nur stachelnd wirken.

Einstweilen anscheinend friedlich und mit seiner Lage ausgeföhnt, soll er doch schon mit Dänemark heimliche Pläne gesponnen haben. Bald hervortretende Feindschaft mit dem Herzog Bernhard wegen des sächsischen Herzogtums bestimmte aber doch den Kaiser, bevor er seinen verhängnisvollen Kreuzzug zur Eroberung Jerusalems antrat, eine friedliche Schlichtung anzubahnen. Von den drei vorgeschlagenen Möglichkeiten wählte der Welfe selber die dreijährige Verbannung, weil sein Stolz eine Minderung seiner früheren Stellung nicht ertragen konnte. Als aber der Kaiser im Frühjahr 1189 ins Morgenland aufgebrochen war und auch Graf Adolf von Holstein sich dem Kreuzheere angeschlossen hatte, da hielt den Löwen sein Eid nicht mehr zurück. Dem eiligst aus England Zurückkehrenden trat alsbald Erzbischof Hartwig II. von Bremen zur Seite. Der junge Schweriner Graf Helmold, den Spuren seines verstorbenen Vaters Gunzelin folgend, auch Graf Bernhard von Raseburg leisteten ihm bewaffnete Hülfe. In Holstein erhob sich der Adel für seinen einstmaligen Herzog; Adolf von Dassel, der dort den abwesenden Grafen vertrat, mußte das Feld räumen. Die alte Welfenstadt Bardowiek wurde bezwungen, Lübeck unterwarf sich sogar ohne Kampf, und auch Lauenburg, der einzige feste Platz des Herzogs Bernhard nördlich der Elbe, mußte sich im Dezember ergeben.

Da aber wandte sich das Glück. Zwar König Heinrich, des Kaisers Friedrich Sohn und Stellvertreter, hatte von seinem kriegerischen Vorhaben wider den Welfen abstehen und mit ihm eine Verständigung eingehen müssen, weil das Erbland seiner Gemahlin, das Königreich Sicilien, dringend seiner Anwesenheit bedurfte. Aber schon vorher (Mai 1190)

hatten die Grafen Helmold und Bernhard von dem auf des jungen deutschen Königs Auftreten gegen den Löwen wieder im Felde erschienenen Grafen Adolf von Dassel an der Trave eine Schlappe erlitten. Helmold war dabei mit vielen anderen in Gefangenschaft geraten. Und im Dezember 1190 erschien Graf Adolf von Holstein, der vom Kreuzzuge herbeigeeilt war, um sein Land dem Löwen wieder zu entreißen. Die nun folgenden Kämpfe entschieden sich hauptsächlich dadurch zu Gunsten des Holstengrafen, daß dieser die Unterstützung der askanischen Brüder, des Herzogs Bernhard und des Markgrafen Otto, fand, und daß der Sohn des Grafen Bernhard von Rakeburg, der jüngere Bernhard, aus Furcht, durch weiteres Verharren auf Seiten des eidbrüchigen Empörers einst die väterliche Grafschaft einzubüßen, die Partei wechselte. So stand der Vater gegen den Sohn. Bei den Kämpfen um das noch von welfischer Seite gehaltene Lübeck stießen sie aufeinander; da gelang es dem mit einem Entsatzheere heranrückenden Vater, seinem Sohne bei Herrenburg eine Schlappe beizubringen. Der aber erzielte das Entsatzheer, das sich nächtllicherweile wieder aus der belagerten Stadt herausgeschlichen hatte, bei Boizenburg und zahlte seinem Vater die Überrumpelung heim, indem er einen entscheidenden Sieg über ihn davontrug (1191). Stade und Lübeck ergaben sich darauf dem Holstengrafen.

Durch dessen Erfolge war indirekt auch die Sache des Herzogs Bernhard von Sachsen gefördert worden. Und wirklich nahm der Untätige einen Anlauf zum Handeln. Aber kläglich scheiterte er 1192 vor der Feste Lauenburg. Als seine Verbündeten, der jüngere Rakeburger Bernhard und Graf Adolf von Holstein, nach längerer Belagerung vorübergehend zu anderen Unternehmungen abgezogen waren, wurde er von einem Ausfall der Belagerer und einem Entsatzheer unter dem inzwischen seiner Gefangenschaft entledigten Helmold von Schwerin gleichzeitig von beiden Seiten angegriffen. Kaum vermochte er sich selber zu retten. Die Seinen aber fielen in die Hände der Feinde. Nur seine Gemahlin, die ihn mit dem ganzen Hofstaat ins Feld begleitet hatte, entkam nach Rakeburg. Die Feste Lauenburg aber blieb dem Herzog Bernhard auch später versagt, als der Löwe sich mit Kaiser Heinrich VI. ausöhnte (1194).

Die an die deutschen Herrschaften angrenzenden Slavenländer waren an diesen kriegerischen Wirren nicht unmittelbar beteiligt. Inzwischen unter die starke Hand Dänemarks geraten, waren sie davor geschützt, in diese Fehden wider ihren Willen hineingezerrt zu werden. Zwar entging dem Dänenkönig keineswegs der Vorteil, der für ihn und seine Herrschaft in der fortdauernden Schwächung des Reiches durch solche innere Kämpfe lag. Und gewiß hat der Welfe von ihm, namentlich im Anfang seines Unternehmens, manche Ermunterung und Förderung erfahren. Noch bei der Rückkehr des Holstengrafen hatte der dänische Vasall Heinrich Burwy diesem durch die Verwehrung des Durchzuges den Zugang zu seiner Grafschaft sperren helfen. Jetzt aber, wo durch die Behauptung Lauenburgs und die erfolgreiche Zurückweisung von Herzog Bernhards Angriff der Stern des Löwen wieder steigen zu sollen schien, fanden seine Bitten

um Unterstützung weder bei Dänen noch bei Slaven Gehör. Als Erreger von Unruhe in Sachsen und im Reiche überhaupt war er gewiß beiden willkommen. Sobald er aber zu Macht kam, er, der offenkundig nach der Wiedererlangung seiner alten Stellung rang, mußte er beiden gefährlich werden. Es galt also, in seiner Unterstützung vorsichtig Maß zu halten. —

Unruhen anderer Art hatten inzwischen die unter Dänemarks Oberhoheit geratenen Slavenländer in Anspruch genommen. Nicht ungeschmälert hatte Berno seit dem Sturze Heinrichs des Löwen sein Schweriner Bistum zu behaupten vermocht, dessen Ostgrenze jener einst bis tief ins pommerische Land, soweit sein Herrschaftsgebiet reichte, vorgeschoben hatte. Was der Kamminer Bischof damals stillschweigend hatte dulden müssen, weil keine Macht da war es zu verhindern, das schien jetzt rückgängig gemacht werden zu können, wo Pommern aus dem Verbande des fast nur noch dem Namen nach fortbestehenden sächsischen Herzogtums losgelöst war und auch die erst kürzlich hier im Osten an dessen Stelle getretene dänische Herrschaft abzuschütteln strebte. Und wirklich vermochte Bischof Siegfried von Kammin vom Papste Clemens III. die Bestätigung der Zugehörigkeit der Länder Tribsees und Demmin zu seinem Sprengel zu erlangen (1188) und das letztere nebst Circipanien tatsächlich seinem Krummstab zu unterwerfen.

Jetzt war es Berno, der dieser abermaligen Veränderung der Grenzen zwischen seinem und dem Kamminer Bistum machtlos gegenüberstand. Sein 1192 erfolgter Tod sollte die Verwirrung noch steigern. Das Investiturrecht über die Wendenbischöfe, das Heinrich der Löwe einst für das sächsische Herzogtum erstritten hatte, war schnell außer Übung gekommen, seitdem dies wichtige Reichslehen den schwachen Händen des Askaniers Bernhard anvertraut worden war. Schon der welfisch gesinnte Bischof Isfried von Rakeburg setzte dem neuen Herzog eine bestimmte, durch Zwangsmaßregeln nicht zu erschütternde Weigerung entgegen, als dieser von ihm die Erneuerung des Mannschafteides verlangte. Und bei der Neubefetzung des Lübecker bischöflichen Stuhls (1183 und 1186) ging sogar der Kaiser wiederholt über das Investiturrecht des Herzogs hinweg, indem er es selber ausübte.

In Schwerin war von einem herzoglichen Rechte schon gar keine Rede mehr. Hier beanspruchten die slavischen Fürsten Heinrich Burwy, Nicolaus und Jaromar von Rügen wohl in Erinnerung an die bescheidene Mitwirkung, die ihren Vorgängern einst der Löwe eingeräumt hatte, das Recht der Bischofswahl. Sie einigten sich auf Bernos Ordensbruder Brunward, den bisherigen Dekan des Schweriner Domkapitels. Aber auch dieses letztere war mit dem Anspruch des Wahlrechts auf dem Plan erschienen und hatte ein Glied des Schweriner Grafenhauses, des inzwischen verstorbenen Gunzelin I. Sohn Hermann, den bisherigen Hamburger Dompropst, erwählt. Die Aussichten dieser durch zwiespältige Wahl erkorenen Bischöfe waren von vornherein sehr ungleich. Während Brunward sich stützen konnte auf die Wendenfürsten, deren Herrschafts-

gebiete bis auf die kleine Schweriner Grafschaft seinen ganzen Sprengel einnahmen und hinter denen wohl noch die Macht des Dänenkönigs stand, fand Hermann außer dem Kapitel nur Anhalt an dieser Grafschaft, einige Anlehnung vielleicht auch noch an der welfischen Partei, der außer seinem gräflichen Bruder Helmold besonders noch der Bremer Erzbischof angehörte.

Der Streit der beiden Bischöfe wurde erst nach mehreren Jahren (1195) durch den vom Papst Cölestin III. dazu bestellten Razeburger Bischof Isfried geschlichtet. Das Kapitel, dessen Wahlrecht für die Zukunft anerkannt wurde, ließ für diesmal seinen Kandidaten fallen, der, auf die bischöfliche Würde verzichtend, in seine frühere Stellung zurückkehrte. Brunward, jetzt alleiniger Oberhirte des Schweriner Sprengels, führte Bernos Werk mit Tatkraft und Umsicht fort. Die Aufgabe allerdings zu lösen, die er als erste aus dem Nachlaß seines Vorgängers ergriff, wollte ihm nicht gelingen. Zwar erwirkte er vom Papste eine Entscheidung, durch die seinem Bistum das in Pommern verlorene Gebiet zugesprochen und König Knut als Lehnherr mit der Vollstreckung wider den Kamminer Bischof betraut wurde. Aber das Herzogtum Pommern, das sich schon früher (1189) gegen die dänische Herrschaft aufgelehnt hatte, entzog sich dieser jetzt (1198) vollends, indem es unter brandenburgischen Schutz trat. So blieb dem Schweriner Bistum auf pommerischem Boden nur das Land Tribsees erhalten, das Fürst Baromar seiner rügischen Herrschaft zugefügt hatte. —

Nachdem Isfried von Razeburg den Frieden in der Schweriner Diözese wiederhergestellt hatte, wartete seiner in Braunschweig ein anderes Werk des Friedens. Hier stand ein gewaltiges Leben vor den Pforten der Ewigkeit, durch die seine linde Priesterhand ihm mit Absolution und Sakrament den Durchgang erleichterte. Heinrich der Löwe hatte seine letzten Jahre nun doch noch in Ruhe hingebracht. Seine Versöhnung mit dem jungen Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. hatte dem Reiche den lange entbehrten inneren Frieden wiedergegeben, hatte König Knuts Plänen, die dänische Macht auf dem vom Löwen dem Reiche errungenen Boden weiter und weiter bis an die Elbe auszudehnen, einen unübersteiglichen Damm entgegengesetzt. Der Gefahr, auf die von welfischen Zettlungen nicht mehr geschwächte Macht des Kaisers zu stoßen, durfte Knut sich und sein rasch emporgestiegenes Reich nicht aussetzen, nachdem Heinrich VI. in unzweideutiger Weise gezeigt hatte, daß er einer weiteren Ausdehnung der dänischen Macht im Elb-Distsee-Winkel keineswegs gleichgültig und untätig zusehen würde. So waren doch, als Heinrich der Löwe am 6. August 1195 für immer die Augen schloß, die stets so ruhelos über diesen Landen gewacht hatten, von seinen Eroberungen wenigstens die noch dem Reiche erhalten, in denen inzwischen das deutsche Wesen festen Fuß gefaßt hatte.

Nur zu bald aber folgte der jugendliche Kaiser, aus einer glänzenden Laufbahn und gewaltigen Unternehmungen plötzlich hinweggerafft, dem wiederverföhnten Gegner in die Ewigkeit nach. Die zwiespältige Königs-

wahl vom 8. März 1198, durch die dem Bruder des Kaisers, Philipp von Schwaben, des Löwen zweiter Sohn Otto von Braunschweig gegenübergestellt wurde, ließ den eben erst friedlich ausgeglichenen Gegensatz zwischen Hohenstaufen und Welfen wieder mächtig emporlodern, die Kräfte des Deutschen Reiches auf eine lange Reihe von Jahren durch erbitterte, nach innen gekehrte Feindschaft, durch blutigen Bruderkrieg lähmend.

Die Zeit war wiedergekommen, die den dänischen Plänen Erfüllung verhieß. Vorerst galt es noch einen ersten Verlust wieder gutzumachen, der in Dänemarks Ausbreitung an der Ostsee, wohl noch kurz vor dem Ende des Staufenkaisers und gewiß nicht ohne seine Zustimmung, eine empfindliche Lücke gerissen hatte. Eine Abwesenheit Knuts im fernem Estland benutzend, hatte Markgraf Otto II. von Brandenburg sich der jungen Pommernherzöge angenommen, deren Herrschaftsgebiet Dänemark durch beträchtliche Abtretungen an den Fürsten Jaromar geschmälert hatte, und sie vom Dänenjoch befreien helfen. Ein dänisches Heer, das im Sommer 1198 in die Oder einfuhr, sollte die Scharte wieder auswehen. Aber obwohl nicht nur von Jaromar und den Obotritenfürsten Heinrich Burwy und Nicolaus, sondern, wie es scheint, sogar von der Grafschaft Rakeburg mit Hülfsstruppen unterstützt, hatte es keinen Erfolg. Nach schwerem Kampf mußte es in den Händen des siegreichen Markgrafen seinen Anführer, den Bischof Peter von Röstilde, als Gefangenen zurücklassen.

Nun ging der Markgraf sogar angriffsweise vor. Unterstützt vom Grafen Adolf von Holstein, der durch die Ausbreitung der dänischen Macht mit in erster Linie bedroht war, durchzog er im Winter 1198/99, über zugefrorene Flüsse und Sümpfe vordringend, unter Verwüstungen das ganze den Dänen unterworfenene Slavenland bis in das von Jaromar beherrschte Land Tribsees. Und nur das inzwischen eingetretene Tauwetter hinderte ihn, auch auf die Insel Rügen vorzudringen.

So hatte Brandenburg seine Oberherrschaft über das Herzogtum Pommern im Kampfe behauptet. Des Königs Knut Zorn über diese Wendung der Dinge richtete sich in erster Linie auf den Grafen Adolf. Der hatte ihn schon oft herausgefordert durch Angriffe auf seine Slaven, besonders aber damals, als er im Einverständnis mit dem Kaiser und in Gemeinschaft mit dem Markgrafen Otto und dem jüngeren Bernhard von Rakeburg seinem Vetter, dem Bischof Waldemar von Schleswig, der ihm nach der Krone trachtete, den Nacken gegen ihn gesteißt hatte (1192/93).

Sogleich im Sommer 1199 erschien König Knut, um Rache zu üben, mit Heeresmacht am nördlichen Eiderufer bei Rendsburg. Aber wenn er damit gerechnet hatte, daß die innerdeutschen Wirren, in die der Holsteiner als Anhänger der staufischen Partei verwickelt war, ihm seinen Gegner hilflos in die Hände geben würden, so hatte er sich diesmal geirrt. Bei Zeiten hatte der Graf, die Gefahr voraussehend, nach Hülfe ausgeschaut und unterstützt durch Zuzug aus beiden deutschen Parteien ein starkes Heer zusammengebracht. Der König wagte nicht, den Übergang über die

Eider zu erzwingen und kehrte unverrichteter Sache zurück. Im Mai des nächsten Jahres allerdings gelang es ihm, die Übergabe Rendsburgs vom Grafen zu erlangen. Doch dieser gewann reichen Ersatz dafür in der Nachbar-Grasschaft Rakeburg.

Dort war mit dem unmündigen Bernhard III. das Haus der Badewide erloschen. Adolf von Dassel, ein Neffe des Kölner Erzbischofs Rainald, des einst so mächtigen Kanzlers des Kaisers Friedrich, gelangte als zweiter Gemahl der verwitweten Gräfin Adelheid zur Herrschaft. Mit Adolf von Holstein verwandt und in enger Freundschaft verbunden, hatte er für diesen einst schon die Statthalterschaft geführt, als ihn der Kreuzzug zur Unzeit aus seiner Grasschaft abgerufen hatte. Jetzt war es nur natürlich, daß er, ein Fremder in seiner neu gewonnenen Herrschaft, zumal bei sehr zweifelhaftem Erbfolgerecht, an dem mächtigeren, in Freundschaft erprobten Nachbarn Anlehnung suchte.

Erst vor kurzem hatte die Grasschaft Rakeburg dem König Knut wider die Mark Brandenburg Heeresfolge geleistet. Mit Ingrimme mußte der Däne sehen, daß jetzt, wo er sich anschickte, sein weit verzettelttes Reich durch neue deutsche Eroberungen zu einem fest zusammengeschlossenen Ring um das westliche Ostseebecken abzurunden, daß gerade jetzt ein minder-mächtiger Gegner mit Erfolg von seinem Einflußgebiet ein Stück abzubreckeln wagte. Und jetzt achteten beide Grafen gar die Bedrohung durch Dänemark so gering, daß sie sich Hals über Kopf zugleich nach der anderen Seite in kriegerische Unternehmungen verwickelten.

In deutschen Landen, namentlich in Sachsen, tobte gerade der Kampf zwischen beiden Königen mit besonderer Heftigkeit. Schon an der Belagerung Braunschweigs, die der Stauferkönig Philipp schließlich ohne Erfolg aufgeben mußte, hatte sich Graf Adolf von Holstein beteiligt. Jetzt fiel er mit seinem Rakeburger Freund über Lauenburg her, diese letzte feste Stellung, die die Welfen immer noch auf dem rechten Elbufer behaupteten. Zu Lande wie zu Wasser hart bedrängt und schon an Lebensmitteln Mangel leidend, boten die Verteidiger, da sie vom Pfalzgrafen Heinrich keinen Entsatz erhoffen konnten, die Feste dem König Knut an. Doch bevor dieser erschien, bemächtigten sich die beiden Grafen durch verdoppelte Anstrengungen des Platzes. Und nicht genug damit, fügten sie dem ohnehin schon aufgebrachten Dänenkönig eine noch schwerere Kränkung zu, indem sie anfangs 1201 ins Land Dithmarsen einfielen und dieses für seinen Abfall an das dänische Reich blutig züchtigten.

Das Verhängnis, das beide durch solche Tollkühnheiten auf ihr Haupt herabzogen, ließ nicht lange auf sich warten. Auf Befehl Knuts, der sich zunächst noch vorsichtig zurückhielt, drangen die Obotritenfürsten Heinrich Burwy und Nicolaus in die Grasschaft Rakeburg ein. Bei Waschow in der Nähe von Wittenburg kam es am 25. Mai 1201 zum Kampfe mit Adolf von Dassel. Gleich zu Anfang fiel Nicolaus beim Angriff des ersten Treffens der Obotriten, das er führte. Der Tod dieses „vortrefflichen, einsichtsvollen Mannes“, durch dessen Untergang das ganze „vortrefflichen, einsichtsvollen Mannes“, durch dessen Untergang das ganze Slavenland in Trauer versetzt ward“, fachte die Rachbegierde der Slaven

mächtig an. Mit gesteigertem Ungestüm erneut vordringend, richteten sie ein großes Blutbad unter den Deutschen an. 700 von ihnen sollen tot das Schlachtfeld bedeckt haben. Kaum entging der Graf mit einigen Rittern der Gefangenschaft, der die übrigen verfielen. Die Rakeburger Grafschaft aber, die nach so schwerer Niederlage Mangel an Männern litt, lag, wie Arnold berichtet, „fast unbebaut da und brachte, weder vom Pfluge noch vom Gespann der Rinder berührt, nur Dornen und Unkraut hervor“. Die verheißungsvollen Anfänge des Neuanbaus, die in einer erst dünnen deutschen Besiedelung seit mehr als einem Menschenalter im Lande Wurzel geschlagen hatten, waren vom Kriege verwüstet.

Der Rakeburger Graf hatte diesem verhängnisvollen Ansturm ohne Hülfe seines holsteinischen Namensvetters und Kampfgenossen standhalten müssen. Der war indessen im eigenen Lande beschäftigt durch das bedrohliche Anschwellen einer ihm feindlichen Partei unter dem holsteinischen Adel. Naturgemäß auf Dänemark hingewiesen, wo ja auch die Dithmarsen schon mehrmals Anlehnung gesucht und gefunden hatten, wurde diese Strömung noch durch mannigfache Ermunterung und Bestechung von dort aus kräftig gefördert. Noch bevor er selber zum entscheidenden Schlage ausgeholt hatte, sah Knut die eine der widerstrebenden Grafschaften durch den Ansturm seiner Slaven niedergeschlagen am Boden, und auch die andere hielt er durch die stark angewachsene Zahl seiner Anhänger in der Ritterschaft, durch das drohende Einfallstor, zu dem er vertragswidrig das jüngst gewonnene Rendsburg ausgestaltet hatte, fast schon in Händen. Vom Deutschen Reiche aus konnte ihm die sichere Beute kaum streitig gemacht werden, da das Kriegsglück gerade jetzt dem Stauferkönig Philipp untreu werden zu wollen schien und auch die Welfen, in deren Lager die Grafen anscheinend durch die dräuende Not getrieben waren, keine Anstalten zu ihrer Unterstützung machten.

So war, als Herzog Waldemar von Fütland auf Befehl seines königlichen Bruders zur Führung des entscheidenden Schlages in Holstein einrückte, die wichtigste Arbeit schon geleistet. In raschem Siegeslauf durchzog er ganz Holstein, das er noch im Herbst 1201 bis auf wenige feste Plätze in seine Gewalt brachte. Der Rakeburger Graf aber wagte es nicht einmal, dem siegreichen Dänenprinzen entgegenzutreten. Durch seine gefährlichen, dem Lande schon zum Verderben ausgeschlagenen Unternehmungen des Vertrauens der Seinen beraubt, fürchtete er deren Verrat und floh aus seiner Grafschaft, ehe der Däne sie betreten hatte. Von ihrem Fürsten im Stich gelassen, beugten sich die Mannen des Ländchens der überlegenen Macht des Feindes und boten dem Herzog Waldemar, als er vor dem noch unbezwungenen Lauenburg weilte, freiwillig Burg und Land Rakeburg an. Am 1. November hielt er seinen Einzug in Rakeburg, worauf auch Wittenburg und Gadebusch sich ihm ergaben.

So war auch der westlichste von der Grafschaft Rakeburg eingenommene Teil Mecklenburgs der dänischen Herrschaft unterworfen. Und als im Winter Adolf von Holstein noch einen letzten Versuch machte, seine verlorene Sache wiederherzustellen, und sich von Stade aus dur-

einen kühnen Handstreich der dänisch gewordenen Stadt Hamburg bemächtigte, da leistete dem eilends gegen ihn aufbrechenden Herzog Waldemar neben den Dithmarsen und anderen Holsteinern nicht allein Herzog Heinrich Burwy, sondern auch Graf Gunzelin II. von Schwerin bereitwillig Heeresfolge. Auch jetzt brachte sich der Holstengraf wieder durch unerhörte Leichtfertigkeit in die schwerste Bedrängnis. Die Nähe der Feinde noch nicht ahnend, wurde er, völlig unvorbereitet auf einen Kampf, überraschend in Hamburg eingeschlossen. Ein Entrinnen war nicht mehr möglich. So suchte er wenigstens Leben und Freiheit zu retten. Er erkaufte sie durch die Verpflichtung, den Dänen die Feste Lauenburg zu überliefern (26. Dezember). Aber der Ingrimm, den er wider sich im eigenen Lande erregt hatte, war schon so hoch gestiegen, daß Graf Gunzelin, dessen Obhut er anvertraut war, ihn nur mit Hilfe der anderen Heerführer vor den Dithmarsen retten konnte, die zusammengerottet den Verwüster ihres Landes umbringen wollten. Und jetzt verweigerten dem Gefallenen auch die Lauenburger Mannen den Gehorsam. Selbst seine flehenden Bitten konnten sie nicht bewegen, die Feste zu übergeben. Der Graf konnte den Vertrag nicht erfüllen. Er wurde, an Händen und Füßen gefesselt, schimpflich durch das ganze Land, über das er eben noch geherrscht hatte, nach Dänemark in die Gefangenschaft geführt.

König Knut war es vergönnt, das, was ihm als Ziel seines Lebens vorgeschwebt hatte, der Vollendung nahe zu sehen, als er am 12. November 1202 aus dem Leben schied. Noch um das letzte Neujahrsfest war das auf deutschem Boden Gewonnene besetzt worden durch eine enge Freundschaft mit dem Welfenhause, die durch ein Verlöbniß zwischen König Ottos jüngstem Bruder Wilhelm und Helena, der Schwester des Dänenkönigs und des Herzogs Waldemar, besiegelt wurde. Und noch im Sommer vor seinem Tode hatte er im neueroberten Lande und besonders in der stolzen Stadt Lübeck, die sich auch unter seine Herrschaft gebeugt hatte, das Hochgefühl des sieggekrönten Eroberers auskosten können. Jetzt konnte er beruhigt von hinnen scheiden, da er seine Herrschaft und das Werk seines Lebens in den besten Händen wußte. Sein Bruder, der als Waldemar II. den Thron bestieg, hatte ja selber schon den Bau der dänischen Ostseeherrschaft errichten helfen. Von dem gleichen kräftigen Tatendrang und unstillbaren Ehrgeiz beseelt, wie sein hingeschiedener älterer Bruder, säumte er nicht, die letzte Hand ans Werk zu legen.

Es galt vor allem, das rasch Gewonnene zu sichern und endgültige Verfügung darüber zu treffen. In Lübeck im August 1203 unter allgemeiner Freude „als König der Dänen und Slaven und Herr von Nordalbingien“ begrüßt, zog Waldemar mit glänzendem Gefolge weiter nach Lauenburg, das er endlich bezwang. Adolf von Holstein gewann dadurch seine Freiheit wieder. Aber seine Grafschaft blieb ihm verloren. Die Holsteiner sahen voll freudiger Erwartung in dem jungen Welfen Wilhelm, dem Schwager des Dänenkönigs, seinen Nachfolger.

Und auch die Welfen scheinen sich dieser Hoffnung hingegeben zu haben. Aber beide wurden enttäuscht: nachdem Dänemark im Herbst 1203 durch die Anerkennung Ottos IV. den Verzicht der Welfen auf Nordalbingien erkaufte hatte, verlieh Waldemar die Grafschaft als dänisches Lehen seinem Schwestersohn Albrecht von Drlamünde.

Die Grafschaft Rakeburg aber hatte in dem entflohenen Adolf von Dassel ihren letzten Grafen gehabt. Sie wurde in Stücke zer schlagen und unter die Nachbarherrschaften ringsherum verteilt: mit Sadelband und dem Rakeburger Burggebiet wurde die Herrschaft Albrechts von Drlamünde vergrößert, das Land Gadebusch kam an Heinrich Burwy, und die Länder Wittenburg und Boizenburg wurden der Schweriner Grafschaft beigelegt. Da auch die Grafschaft Dannenberg, die in den letzten Kämpfen also auch gegen Dänemark gestanden haben muß, jetzt ihren rechtseibischen Besitz verloren zu haben scheint, so gebot König Waldemar hier über ein abgerundetes Gebiet, das sich vom Unterlauf der Elbe über Holstein, Mecklenburg und das nördlichste Pommern bis nach Rügen ohne Unterbrechung erstreckte. Ein kleines Gebiet dieses Herrschaftsbereichs allerdings war noch nicht unterworfen: die Grafschaft Schwerin. Als ihr Graf sich dem Zuge des Herzogs Waldemar gegen Hamburg anschloß, tat er dies nicht als dänischer Vasall, sondern als Parteigänger der Welfen, deren nahes Verhältnis zum dänischen Königshause ja gerade um diese Zeit einen so deutlichen Ausdruck gefunden hatte. Aus der Siegesbeute war denn auch seine Kriegshülfe freigebig mit einigen für die Abrundung seiner Herrschaft wertvollen Stücken Landes belohnt worden. Für diese war er dänischer Lehensmann geworden. Aber der alte Kern der Grafschaft war dem Reiche Waldemars formell noch nicht eingefügt, wenn auch, inmitten dänischer Vasallen, an die Behauptung der unabhängigen Stellung aus eigener Kraft nicht wohl zu denken war.



Kapitel XV.

Durchführung der Germanisation.

Zum zweiten Male war, seit Heinrich der Löwe seine siegreiche Laufbahn begonnen hatte, der Kampf um das südwestliche Ostseegeftade entschieden worden. Nach langen schweren Kriegswirren, die diese Länder nur mit kurzen Unterbrechungen durchtobt hatten, brach unter König Waldemars starker Hand wieder eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe an. Und auch in den deutschen Thronkämpfen war fast genau um die gleiche Zeit (1204) ein jäher Umschwung erfolgt; nach dem Abfall des Pfalzgrafen Heinrich von seinem Bruder, dem König Otto IV., schien dessen Lage völlig hoffnungslos. Philipp von Schwaben stand fast als alleiniger Herrscher da, und für eine kurze Reihe von Jahren durften doch auch die deutschen Lande sich des lang entbehrten Friedens erfreuen.

Das Werk der deutschen Siedelung im Slavenlande war inzwischen nach verheißungsvollen Anfängen, ja nach wirklichen Erfolgen ins Stocken geraten. Nicht allein daß Pribislaw es an dem Vordringen über die Grenzen seiner Herrschaft gehindert hatte: die im Ansiedlungsgebiete fast ohne Unterbrechung wütenden Kämpfe waren eher geeignet, die vorhandene kümmerliche Siedelung vollends zu zerrütten als die mühevollen, nur unter dem Sonnenschein des Friedens gedeihenden Arbeiten des Neuanbaus zu fördern. Und in manchen der altdeutschen Auswanderungsgebiete tobte gleichzeitig der Kampf um die Krone des Deutschen Reiches; aus anderen hätten die Auswanderer erst die Gefilde dieses Kampfes durchschreiten müssen, um in die ebenfalls von Unruhen durchwühlten Siedlungslande zu gelangen. Es war keine Zeit für Werke des Friedens! Und wenn die starken Stämme des deutschen Nordens nach dem, was sie in der kurzen Spanne Zeit des ausgehenden 12. Jahrhunderts schon geleistet hatten, noch weiter diesen Überschwalm jugendlicher Kraft in sich spürten, dann mußten sie wohl nach anderen Gebieten ausspähen, die ihnen einen Anbau in Ruhe und Frieden verhießen; oder sie mußten auf bessere Zeiten hoffen.

Und nun war gar der am Gestade der Ostsee gelegene Streifen eroberten Slavenlandes mit so vielen schon erblühenden Anfängen deutschen Lebens in die Gewalt einer fremden Macht geraten! War dadurch nicht

jede Zukunftshoffnung zerstört, nicht die Verkümmernng der so mühsam mit Schwert und Pflug errungenen verheißungsvollen Anfänge zu befürchten? Hätte nicht die Kraft des Löwen das dänische Verhängnis um ein Menschenalter hinausgeschoben, dann allerdings wäre in diesen baltischen Küstenlanden das deutsche Wesen wohl nicht zu so entschiedener und alleiniger Herrschaft gelangt. Nun aber war das Rad des vor- dringenden Deutschtums schon ins Rollen gekommen. Dänemark, das wohl dem durch innere Parteiungen zerrissenen Deutschen Reiche trozen mochte, hatte doch nicht die Macht, der unaufhaltsam nach Osten wogenden deutschen Volkskraft Halt zu gebieten.

Völlig war diese Woge trotz der widrigen friedlosen Zeitläufte seit den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts doch nicht mehr zum Stehen gekommen. Während der mecklenburgisch=pommersche Küstenstreifen von Kampfeslärm widerhallte, boten doch die ruhigeren Verhältnisse der Mark Brandenburg noch die Möglichkeit zur Fortsetzung des Ansiedlungswerkes. Und schon hatte dieses auch in die südlicheren, längst mit dem Reiche ver- knüpften Elb=Saalegegenden übergegriffen, von hier in Anlehnung an die Gebirgszüge den Weg nach Schlesiens weisend.

Aber auch in Mecklenburg selber war inzwischen dies Werk nicht ganz in Vergessenheit geraten. Als durch die Errichtung der dänischen Lehens- herrschaft (1185) wenigstens für den Osten des Landes ruhigere Zeiten anbrechen zu sollen schienen, war man sogleich zum Wiederaufbau der Abtei Doberan bei dem von ihrer alten Stelle nur wenig entfernten wendischen Dorfe gleichen Namens geschritten. Das war doch wieder eine kleine Welle deutschen Lebens, die sich fruchtbringend ins Slavenland ergoß in Gestalt der Brüder und ihrer weltlichen Konversen, die, über die Güter des Klosters verteilt, für dessen Unterhalt Sorge trugen, wenn auch auf eine planmäßige und umfassende Neubesiedelung durch Deutsche noch nichts hinweist. Und als ein Jahrzehnt später (1194) auch im Westen das Kriegsgetümmel verstummte, da lebte auch hier sogleich der Kolonisations- gedanke wieder auf. Das im Süden noch so gut wie unberührt erhaltene kompakte Wendengebiet dem Einzug deutsch=christlicher Gesittung zu öffnen, hatte Bischof Isfried von Raseburg dem Grafen Heinrich von Dannenberg in den Ländern Sabel und Weningen teils den ganzen teils den halben Zehnten verliehen. Aber von Friedenszuversicht war man noch weit entfernt: gerade um diese Zeit (1195) wurde das Land durch die Besorgnis eines Krieges zwischen Deutschen und Wenden beunruhigt. Es war in der That in den Kämpfen nur eine Pause eingetreten; an ihrer Kürze mußte allein schon die Ausführung des Gedankens scheitern, wenn nicht außerdem noch die ärmliche Dürftigkeit des Bodens die deutschen Siedeler abgeschreckt hätte. Die Kämpfe, die nur zu bald wieder das Land in Ost und West erfüllten, wurden so heftig, daß 1199 sogar die Darguner Mönche sich aus dem Sitze ihres frommen Tuns verschrecken ließen. Dem unauf- hörlichen Drangsal zu entgehen, begaben sie sich ins Land Jaromars von Rügen, wo sie sich in dem neuerrichteten Kloster Eldena niederließen.

Ein volles Jahrzehnt lag ihre alte Klosterstätte wüst „eine Behausung wilder Tiere und Schlupfwinkel von Räubern“.

Endlich zog doch die ersehnte Ruhe wieder ins Land ein. Die Befestigung der dänischen Herrschaft war es, die sie mit sich brachte. Und da zeigt sich mit überraschender Deutlichkeit, wie es nur die widrigen äußeren Umstände gewesen waren, die dem Fortschreiten des deutschen Wesens jahrzehntelang ein Halt geboten hatten. Denn wie mit einem Schlage sehen wir jetzt die deutsche Siedelungstätigkeit von Wagrien bis nach Pommern hinein wieder aufleben oder erst Fuß fassen in ihr bisher verschlossenen Gebieten. So hat also die Dänenherrschaft die Wiederaufnahme der Ausbreitung deutschen Wesens nicht nur nicht gehindert, vielmehr ist sie durch den Frieden, den Waldemars starke Hand seinen neuerobernten Landen schenkte, — wenn auch ohne unmittelbare Mitwirkung — ihr kräftigster Beförderer geworden.

Man hat die Bewegung, die jetzt wieder in Fluß kam, verglichen mit einem „aufgestauten Strom, der sich nach Öffnung der Schleusen mit um so größerer Fülle in die Wendenländer ergoß“. Das durch seine Anschaulichkeit bestehende Bild ist doch nicht ganz richtig: Es ist viel weniger die Überfülle der durch langjährigen Anstau angehäuften, mit einem Schlage überflutend hereinbrechenden Masse, als das unablässige, durch ein Jahrhundert andauernde Rinnen des Stroms, das die große Wirkung hervorgerufen hat. Wir sehen klar und deutlich ja nur diese, die völlige Verdrängung wendischen Wesens durch deutsches. Der gewaltige Eindruck eines solchen Ergebnisses macht uns geneigt, auch in dem zugrunde liegenden Vorgang die Äußerung einer gewaltig zusammengedrängten Kraft zu sehen. Und auch die urkundliche Überlieferung erweckt ja trotz ihrer traurigen Lückenhaftigkeit unwillkürlich viel mehr den Eindruck des Zusammengedrängten als ihn die wirklichen Tatsachen geben könnten. Aber dem näher schauenden Blick enthüllt sie doch deutlich genug, wie verschwindend, ja vielfach kaum greifbar die ersten Anfänge deutscher Siedelung namentlich in den östlichen und südlichen Teilen unseres Heimatlandes waren, und wie sich erst durch ein stetiges Weitersichern des in den einzelnen Gegenden keineswegs sogleich mit überwältigender Stärke auftretenden Stromes deutsche Kraft mehr und mehr ansammelte, bis das Wendentum durch das überwuchernde Wachstum erstickt wurde. Mag man sich die deutsche Bewegung noch so stark vorstellen — und gewiß waren es sehr beträchtliche Massen, die im Laufe des 13. Jahrhunderts vom altdeutschen Volksboden nach Osten vorgeschoben wurden —; zu schnell erweiterte sich das Auswanderungsgebiet, bald flutete der Strom über das ganze südliche Küstengebiet der Ostsee bis an den finnischen Meerbusen und drang in das Hinterland bis zum Gestade des Schwarzen Meeres. Da konnte auf eine einzelne Landschaft, wie unser Mecklenburg, nicht allzu viel entfallen. Und wenn zur Bevölkerung unserer engeren Heimat hauptsächlich die Niederlande, Westfalen und Holstein beigetragen haben, so waren auch von diesen Auswanderungsländern die Niederlande in allen Siedelungsgebieten bis zum böhmischen Gebirgsrande, Westfalen

und Holstein mindestens noch im ganzen übrigen Ostseegebiet und im Brandenburgischen vertreten.

Der nicht übermäßig stark, aber doch kräftig genug und vor allem in steter Beharrlichkeit mit dem 13. Jahrhundert wieder in unser Land rinnende Strom des Deutschtums floß auch für den Westen keineswegs vergeblich. In seine trotz Helmold hier und da doch noch ziemlich dürftige deutsche Besiedelung hatten die kriegerischen Verwüstungen empfindliche Lücken gerissen. Jetzt wurden sie durch neuen Zuzug wieder ausgefüllt, der dem seit den 60er Jahren in vorderster Kampflinie stehenden Deutschtum der Länder Gadebusch, Wittenburg, Boizenburg, des Rakeburger Stiftslandes und der westlichen Grafschaft Schwerin neues Blut zuführte. Auch gegen das südliche Wendengebiet an der Elbe gewann die deutsche Siedelung an Boden. Aber in seinen Kern, die Länder Jabel und Weningen, deren Kolonisation ja schon 1194 vergeblich in Aussicht genommen war, ist sie nur in sehr geringem Maße eingedrungen. Die wenigen dort 1230 schon vorhandenen Kirchen, denen sich im Laufe des Jahrhunderts noch einige zugesellten, stützten sich auf eine nur sehr spärliche deutsche Einwanderung, die allerdings im Lande Weningen mit seinen bald zu Städten erhobenen Orten Dömitz und Grabow und dem schon vor 1235 errichteten Nonnenkloster Eldena nicht ganz so gering gewesen sein kann wie in dem dürren Jabelschen Heidefeld. Der Grundstock der Bevölkerung ist jedenfalls in beiden Ländchen slavisch geblieben.

Mit weit größerem Nachdruck wirkte der deutsche Zuzug in dem Wendengebiet, das durch Pribislavs zähe Wendensfreundlichkeit im Nordwesten Mecklenburgs erhalten geblieben war. Während die Verhandlungen über den Zehnten dieser Gegend zwischen dem Rakeburger Bischof und der Landesherrschaft 1222 abgeschlossen wurden, war die Besiedelung im Lande Briesen und mehr noch im Lande Dassow schon in vollem Gange. Zahlreiche neue Orte treten 1230 auf, die größtenteils nach ihren noch lebenden, vielfach gewiß noch in voller Siedelungstätigkeit begriffenen Lokatoren benannt sind. Die hier angewandten Benennungen villa Thankmari, villa Willehelmi, villa Johannis und viele ähnliche, wie sie hier neben slavischen und fertigen deutschen Formen besonders auf Dorf vorkommen, sind ein Nothbehelf für noch nicht vorhandene fest ausgebildete wirkliche Ortsnamen. Sie lassen darauf schließen, daß die mit ihnen bezeichneten Orte erst in Vorbereitung oder im Entstehen begriffen, einige vielleicht soeben errichtet waren. Auch mit den Rodungs-siedelungen hatte man im südlichen Grenzwald nach Gadebusch zu in Dietrichshagen und Friedrichshagen schon begonnen. Selbst in das waldbedeckte Land Klütz, das 1222 von der Kolonisationsbewegung noch nicht ergriffen war, war sie 1230 eingedrungen und hatte sie bedeckt mit einer Anzahl neuer, größtenteils noch im Entstehen begriffener Orte, die vielfach durch ihre Hagennamen ihren Ursprung aus wilder Wurzel auf altem Waldesboden so deutlich bezeugen. Und mit diesem Einstürmen deutscher Volkskraft hatte sich sogleich rings im Ländchen, wie überall im Kolonisationsgebiet, Kirche um Kirche erhoben. Schon 1230 war in der

ganzen Gegend die Pfarrgründung ziemlich zum Abschluß gekommen, während die Siedelungsbewegung noch andauerte.

Der Herrscher dieser Gegend, in der das Deutschtum und die Kirche so augenfällige Fortschritte machten, ja den Vorrang der so viel früher in Angriff genommenen südlichen Nachbarlandscraften nahezu einholten, war Pribislavs Sohn Heinrich Burwy. Er folgte hierin nicht mehr den Spuren seines Vaters, versperrte sein Land nicht mehr dem nach Osten dringenden deutschen Siedelerstrom. Hatte Pribislav einst noch den Plan fassen können, den Wiederaufbau seines durch die Kriegsdrangsale zerrütteten Landes allein auf die immer noch nicht völlig gebrochene Kraft seines Wendenvolkes zu begründen; jetzt, nach einem weiteren Menschenalter voll blutiger Kämpfe, die bis tief nach Pommern hinein die Lande verwüstet, die Bewohner drangsaliert und in großer Zahl dahingerafft hatten, war daran wohl nicht mehr zu denken. Es fehlte dem unglücklichen Lande nicht nur an Händen, um die allernotwendigsten Arbeiten zur Heilung der Schäden des Krieges und zur Schaffung einer neuen sicheren Grundlage für friedliche und fördernde Kulturthätigkeit zu leisten. Und selbst wenn diese Hände in hinreichender Zahl vorhanden gewesen wären, so konnte es doch nicht mehr zweifelhaft sein, daß, was sie immer vollbringen mochten, weit hinter dem zurückbleiben würde, was in den westlicheren, einst ebenfalls dem Obotritenreich angehörigen Landen die Arbeit deutscher Bauern schon geleistet hatte. Der Vorrang des deutschen Landbaues vor dem slavischen war zu gewaltig. Die Slaven hatten, wo sie unter sich geblieben waren, nicht die Fähigkeit gezeigt, ihn einzuholen.

Das alles konnte Heinrich Burwy nicht verborgen geblieben sein, hatte er doch selber in nächster Nähe den Segen deutschen Bauernfleißes schätzen gelernt im Gadebuscher Ländchen, das seiner Herrschaft als Rakeburger Beutestück zugefallen war. Und auch darüber hat er sich nicht getäuscht, daß auch nach einer anderen Richtung Pribislavs Lebenswerk fehlgeschlagen war. Gewiß war seines Vaters Gedanke, daß das Wendenvolk, auch ohne von Deutschen durchsetzt und allmählich verdrängt zu werden, dem Christentum gewonnen werden könnte, verständlich und auf die Länge wohl auch nicht undurchführbar. Aber ebenso gewiß war es, daß die seitdem verflossene Reihe von Jahrzehnten ihn der Durchführung kaum näher gebracht hatte. Die wenigen Missionskirchen, die dem Vordringen des Deutschtums vorausseilend im Slavenland gegründet waren, hatten es nicht vermocht, in der breiten Masse des sie umgebenden Heidenvolkes einen für die Annahme des Christentums bereiten Sinn zu schaffen, geschweige denn beträchtlichere Teile desselben wirklich der Kirche zu gewinnen. Mit schroffer Ablehnung stand die große Mehrzahl des Volkes noch immer der Lehre gegenüber, die ihnen schon so oft ihre Feinde mit dem Schwerte hatten aufzwingen wollen. Noch 1219 hören wir den Bischof Brunward klagen über diesen unbefiegbaren Heidensinn der Wenden. Und später noch, bei der Gründung der Stadt Parchim,

hatte der jüngere Heinrich Burwy das von der deutschen Einwanderung noch unberührte Land „dem Götzendienste geweiht“ genannt.

Inzwischen hatten sich aber doch die gebieterischen Forderungen, womit der seit 1204 wieder in die Lande eingezogene Friede die Wiederaufnahme der wirtschaftlichen und kulturellen Arbeit heischte, von selber Geltung verschafft. Wie früher schon das Rakeburger Bistum, so mußte jetzt das Schweriner darnach trachten, endlich die ihm für sein Dasein und Wirken gewährten materiellen Grundlagen zu einem tatsächlichen, die kirchlichen Bedürfnisse des Sprengels deckenden Besitz auszugestalten. Das alte Streben der Wendenkirchen nach Ersatz des schmalen slavischen Bischofszinses durch den weit ergiebigeren Zehnten, wie ihn die deutschen Ansiedler darbrachten, war hier ja kaum in einigen unbedeutenden Strichen an der Rakeburger Grenze zur Tat geworden. Um so kräftiger regte es sich jetzt. Und genau wie im Nachbarbistum, so verstand es die Geistlichkeit auch hier, durch vertragsmäßig bewilligten Anteil an dem zu errichtenden Zehnten in der landesherrlichen Gewalt den kräftigsten Beförderer ihres Vorhabens zu gewinnen.

Wenn es zur Zehntbarmachung des Landes auch nicht, wie man früher wohl meinte, nötig war, die ganze Wendenbevölkerung von Haus und Hof zu jagen oder sie gar mit noch stärkeren, grausameren Mitteln planmäßig auszurotten; ohne einen beträchtlichen Zuzug Deutscher war sie auf keinen Fall durchzuführen. Und das war ja gerade das Mittel, wodurch das Christentum sich dies so lange vergeblich umworbene Land endlich wirklich zu eigen machen konnte; zugleich aber auch das Mittel, zu dessen Anwendung sich auch Heinrich Burwy hatte entschließen müssen, um seinem Lande auf die Bahn gesicherten Kulturfortschrittes zu verhelfen, wie er ihn von seinem durch Krieg und Seuchen dezimierten, in den grundlegenden Kulturarbeiten unbewanderten und mühselig-planvoller friedlicher Tätigkeit abholden Wendenvolk nicht mehr erhoffen konnte. Bald sehen wir ihn bei der Arbeit, die Einwanderung Deutscher in sein menschenarm gewordenes Land tatkräftig zu fördern. Auf der Insel Poel, wo die Dürftigkeit und geringe Zahl der slavischen Bewohner den Arbeiten der Landbebauung nicht mehr gewachsen war, hatte er selber die Herbeiziehung und Ansiedelung deutscher Bauern in die Wege geleitet (1210). Und später (1219) bezeugte Bischof Brunward allgemein, daß der Fürst in die „wegen der Barbarei der Slaven größtenteils unangebaute Diözese“ deutsche Ritter, Bauern und Geistliche herbeirief. So stimmten Fürst und Bischof nicht nur in dem anzuwendenden Mittel überein; auch das Ziel, dem Lande eine gesicherte Grundlage zunächst materieller Kulturentwicklung und damit steigenden Wohlstandes, erhöhter Ertragsfähigkeit zu bereiten, war ihnen gemeinsam. Und wenn der Bischof sicher sein konnte, damit gleichzeitig unmittelbar und in der wirksamsten Weise dem Werke der Ausbreitung des Christentums zu dienen, so war das gewiß nicht weniger im Sinne des Fürsten. Eine wirklich ideale Interessengemeinschaft zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, die noch dadurch einen besonders fest

bindenden Kitt gewann, daß auch die Früchte des Vorgehens beiden Teilen in gleicher Weise zugute kommen mußten!

Ob sich indessen die dergestalt mit starken Banden aneinander Gebundenen auch über die letzte Wirkung ihres Tuns klar waren? Ob besonders der edlem Wendenblut entsprossene Burwy mit vollem Bewußtsein sein Volk dem Untergang preisgegeben, es hingeopfert hat, um dadurch für sich und seine Nachfahren ein dichter bevölkertes, höher entwickeltes und ertragreicheres, aber nicht mehr slavisches Land zu gewinnen? Oder ob er sich nach den Vorgängen im Rakeburgischen und in Wagrien noch als letzte Wirkung eine allgemeine Kulturhebung ohne Vernichtung des noch von seinem Vater so tatkräftig beschirmten slavischen Volkstums vorstellen konnte? Ob endlich die kulturelle Hebung so dringend geboten war, daß sein nur darauf gerichteter Blick die Nebenwirkungen auf anderem Gebiete übersah oder auf sie keine Rücksicht nehmen durfte? Wer will diese Fragen mit Sicherheit beantworten? Wer will behaupten, daß an diese letzte Wirkung, den Untergang eines einst kräftigen Volkstammes, damals schon gedacht wurde?

Das begonnene Werk ging seinen Gang. Die nördlichen Küstenstriche mit ihrem schweren, ertragreichen Boden übten die stärkste Anziehungskraft auf den deutschen Einwandererstrom. Ohne die ersten Anfänge seines Wirkens überall deutlich erfassen zu können, sehen wir doch soviel bestimmt, daß die Bewegung sich nicht ängstlich Schritt für Schritt von Westen nach Osten vorschob, immer erst von neubesiedeltem Gebiet in anstoßendes, noch nicht kolonisiertes, vordringend. Manche Ansiedlerhaufen durchzogen erst Strecken rein oder doch stark überwiegend wendischen Landes, um an einem verhältnismäßig weit nach Osten vorgeschobenen Punkte das Siedelungswerk zu beginnen, während westlichere Gegenden damit noch im Rückstande waren. So läßt es eine der Form der Überlieferung nach allerdings unsichere urkundliche Nachricht möglich erscheinen, daß schon 1210 im äußersten Osten unseres Landes, in der Gegend von Marlow, die deutsche Siedelungstätigkeit begonnen hatte. Ganz sicher ist aber, daß damals Fürst Burwy zu ihrer kräftigen Förderung den Grund legte, indem er Heinrich von Büchow mit der Hälfte des Schlosses Marlow und der dazugehörigen Güter belehnte. Nach zwei Jahrzehnten (1233) sehen wir das Werk in diesem nordöstlichsten Winkel Mecklenburgs nach Ribnitz zu schon weit fortgeschritten: Hagedörfer und andere deutschnamige Orte bedecken das Land, Hufeneinteilung und Zehntpflicht sind durchgeführt.

Weiter im Westen, selbst um die älteste Kulturstätte des östlichen Mecklenburg, um das Kloster Doberan, scheint die Entwicklung weder so früh, noch so kräftig eingesetzt zu haben. Zwar erwähnt eine Papsturkunde schon 1209 unter den Gütern des Klosters drei Hagenrodungen (*tria novalia que Indagines nominantur*), gibt aber keine Namen derselben an. Und 1218 findet sich in der Güterbestätigung dieses Klosters durch Heinrich Burwy noch kein einziger deutscher Ortsname. Die Hagenrodungen sind noch ohne Namen, aber noch allgemeiner als in

der Papsturkunde ganz summarisch unter dem Zubehör der Güter (cum pratis, indagibus, terris usw.) angegeben. Falls es sich nicht lediglich erst um einen Plan handelte, mögen Rodungen schon dagewesen, aber kaum werden auf ihnen schon Dörfer erwachsen sein. Dem Kloster Doberan war bei seiner Stiftung das Ansiedelungsrecht nicht gewährt worden. Da es bei dem fast gleichzeitig und ebenfalls auf Bischof Bernos Anregung errichteten, aber unter pommerscher Herrschaft stehenden Kloster Dargun ausdrücklich bewilligt wurde, so kommt die Doberaner Nichtgewährung tatsächlich einem Ansiedelungsverbot gleich. Das ist ja auch durchaus der ablehnenden Haltung gemäß, die Pribislav der deutschen Einwanderung gegenüber einnahm. Dies Ansiedelungsverbot, wenn man es so nennen darf, verhinderte keineswegs das Eindringen einzelner Deutscher im Gefolge der Klosterbrüder in diese Gegend, wie ja schon 1189 Deutsche in den Doberaner Dörfern genannt werden; aber es verhinderte durchaus die Anlage ganzer mit Deutschen besetzter neuer Dörfer und mehr noch die planmäßige Verdrängung der Wendenbevölkerung aus ihren Dörfern zugunsten dort an ihrer Stelle anzusiedelnder Deutscher. Dagegen war es sicherlich durchaus im Sinne Pribislavs, wenn das Kloster in seinem Gebiet die slavische Siedelung festigte und ausbreitete. Es ist darum nicht ausgeschlossen, daß die ersten Anzeichen einer beabsichtigten Siedelungstätigkeit des Klosters, die sich schon 1177 erkennen lassen, noch auf Ansiedelung von Slaven durch zum Teil deutsche Lokatoren abzielten. Finden sich doch auch sonst einige Beispiele von Besiedelungen neu errichteter deutschnamiger Dörfer, ja sogar von Hagenrodungen mit slavischen Bauern. Und tatsächlich erscheinen die 1177 noch unfertigen Ortsnamen (im Zusammenhang der Stelle: Crupelin, Wilsne, quatuor ville in Cubanze, scilicet villa Bruze, Germari et due ville Brunonis) 1230 und 1232 in einer sehr bezeichnenden Veränderung (quatuor villarum in Cobanze, scilicet Crupelin, Brusowe*) et duarum villarum Brunonis): der erste hatte sich also inzwischen zu einem wirklichen, aber slavischen Ortsnamen gestaltet, er bezeichnete jetzt eine wirklich bestehende Ortschaft, aber eine slavische. Der zweite war verschwunden, und die beiden letzten haben noch die unfertige Benennung von 1177; sie

*) 1192 erscheint Brusowe zum ersten Male unter den Doberaner Dörfern, daneben aber noch im Lande Kubanze die villa Bruze. Da sowohl die Urkunde von 1230 wie die von 1232 im Gegensatz dazu den Namen Brusowe allein nennt und ihn unter den Namen des Landes Kubanze genau an die Stelle setzt, wo villa Bruze stehen mußte, wenn es noch da wäre, so kann nicht daran gezweifelt werden, daß beide Formen nur Varianten eines und desselben Namens sind. Wenn die nur in einer Abschrift des 14. Jahrhunderts erhaltene Urkunde von 1192 beide Formen, die unfertige und die fertige, nebeneinander bringt, so kann das, nach den späteren Urkunden, von denen 1232 im Original vorliegt, nur ein Versehen sein. Die auf das Nebeneinanderstehen beider Formen in 1192 gegründete Ansicht Wiggers und aller Späteren, daß es sich wirklich um zwei verschiedene Orte handeln müsse, ist daher irrig.

bezeichneten noch keine wirklich bestehenden Ortschaften und haben es auch niemals getan. Sie wurden damals zum letzten Male genannt. Das Kloster Doberan aber hat in seiner ältesten Zeit slavische Ansiedelung getrieben!

Die damaligen Siedlungspläne des Klosters sind also nur zum Teil durchgeführt worden. Als endlich nach Beruhigung der Kriegswirren Fürst Burwy selber mit dem Beispiele der Beförderung deutscher Ansiedelungen voranging, da bestand das Pribislavische Verbot immer noch zu Recht. Das Kloster scheint geglaubt zu haben, jetzt wenigstens Waldrodungen in Angriff nehmen zu dürfen, durch die seinen Slavendörfern ja wenig Eintrag geschah. Formell wurde das Verbot erst 1218 durch Burwy aufgehoben, der dem Kloster das Recht, Angehörige jeglichen Volkes anzusiedeln, ausdrücklich verlieh. In der That scheint eine regere deutsche Siedlungstätigkeit in den Besitzungen des Klosters erst hiernach begonnen zu haben. Auch jetzt muß man hier noch mit weitgehender Schonung des altangesessenen Slaventums vorgegangen sein: Man begann sogleich mit der Anlage von Hagedörfern, die in manchen anderen Gegenden erst der Besiedelung des offenen, von Slaven eingenommenen Landes folgte. Daß es gerade zwei Dörfer dieses Klosters waren (Stülow und Hohenfelde), denen noch 1315, eine in ganz Mecklenburg einzig dastehende Tatsache, ihr slavisches Recht bestätigt wurde, ist kein Zufall.

Auch im westlich anstoßenden Lande Flow (Bukow) läßt sich vor 1211 kein Anzeichen einer bereits begonnenen deutschen Siedelung finden. 1219 hatte aber auch hier die deutsche Einwanderung in der Küstengegend schon Fuß gefaßt, wie die damals zuerst erwähnten Orte Malpendorf, Förnsdorf, Wiechmannsdorf, die zwar aus dem Namen nicht als solche erkennbare Hagensiedelung Brunshaupten und das schon mehr ins Land vorgeschobene Neuburg dartun. Weiter im Binnenlande allerdings muß die Gegend von Neukloster noch im wesentlichen frei von deutschem Zuzug gewesen sein. Sie ist es ja gerade, im Hinblick auf die bei Gründung des Klosters Sonnenkamp, oder vielmehr bei seiner Verlegung von Parkow nach der alten Burgstätte Cuscin (Neukloster), Bischof Brunward die Notwendigkeit der Einwanderung so nachdrücklich betonte, „damit das rohe Volk durch den Zuzug von Christen zum Glauben gebracht würde“. Bald drang die Besiedelung weiter ins Binnenland: 1222 gewann sie nicht weit von dem eben erst errichteten Neukloster einen neuen Stützpunkt in dem von Burwy begründeten Antoniushospital Tempzin, und gleichzeitig erscheint auf der Feldmark von Sternberg ein deutsch benannter Ort Goltbeke. 1224 wurde halbwegs zwischen Kröpelin und Schwaan das Kirchspiel Satow errichtet, unter dessen 7 Ortschaften sich nicht weniger als 4 Hagedörfer befanden, von denen allerdings eines ausdrücklich als slavisch bezeichnet wird. Und daß der bei Gründung von Neukloster vom Bischof geäußerte Wunsch in Erfüllung ging, zeigen die 1235 in unmittelbarer Nähe des Klosters genannten Orte Lüßberstorf, Lüdersdorf und Reinstorf. Selbst in die Länder Bükow-Schwaan, wo noch die Grenzbeschreibung von 1232 so deutlich das Leben der slavischen Sprache mit

Ortsbenennungen wie „Guolenzkelugi, Sywanof laz, Rozstrambounizham, Friedoli, Wanowe mogili, Machnaci lug, Parmenizhe, Dolge lugi, Wodrowilaz“ u. a. m. erkennen läßt, muß schon 1233 eine erhebliche deutsche Einwanderung eingedrungen gewesen sein: schon 13 Kirchen waren in diesen Ländern vorhanden, als Bischof Brunward dort das Kloster Rühn stiftete, und von den überwiegend wendischen Ortsnamen heben sich doch schon Baumgarten und einige Hagennamen als sichere Kennzeichen deutscher Ansiedelung ab, nachdem 1229 hier schon Weitendorf und Steinhagen erschienen waren.

Über dem östlich angrenzenden Circipanien hatte kein guter Stern gewaltet. In das seit 1199 verlassen und wüst daliegende Kloster Dargun war erst 1209 von Doberan aus eine neue Gemeinschaft von Brüdern eingezogen, wohl das erste Zeichen, daß die hier lange unterbrochene Arbeit der Kirche wieder beginnen konnte. Von deutscher Besiedelung lassen die nächsten Kirchengründungen, bei denen besonders der Demminer Kastellan Rochill mit reichen Schenkungen beteiligt war, noch kaum eine Spur erkennen. Noch 1233 wird die im äußersten Westen Circipaniens gelegene Landschaft Bisbede eine Einöde genannt. Wenn man von dem 1215 bei Malchin in verdächtiger Urkunde überlieferten Flurnamen „Wosgroven“ abieht, so tritt die erste deutsche Ortsbenennung in dieser Gegend erst 1225 mit Lelkendorf bei Neukalen („Vilekesdorp“) auf. 1235 erscheinen dann Deutsch-Büzin, Beestland und mit ihnen auch Klein-Methling („Slavicum Metnic“) auf ein schon vorhandenes deutsches Methling hinweisend, als Zeichen einer inzwischen erstarkten Siedelungstätigkeit, die sich auch in den slavisch benannten Orten der Gegend schon durch das Vorhandensein der deutschen Hufeneinteilung geltend macht. Einen neuen kräftigen Anstoß gewann die deutsche Besiedelung dieser Gegend 1236 durch ihre Wiedervereinigung mit Mecklenburg. In dem westlicheren Teil Tribeden, der schon gegen 1226 wieder an Mecklenburg gefallen war, scheint die Bewegung sogar erst damit eingeleitet worden zu sein. Das sogleich vom Fürsten Heinrich von Rostock in Güstrow gestiftete Kollegiatstift bot dem siegreichen Vordringen der Kirche wie des Deutschtums einen schätzbaren Rückhalt.

Schon in den mittleren Teilen Mecklenburgs zeigt sich deutlich ein Nachlassen des Stromes deutscher Siedeler. Als nicht lange nach der Gründung von Neukloster Fürst Burwy in Dobbertin ein Mönchskloster der Benediktiner errichtete, hatte auch in dieser Gegend die deutsche Einwanderung kaum begonnen. Und auch hiernach brachte sie sich nicht in so radikal das Wendentum vernichtender Weise zur Geltung wie in manchen Gegenden des Nordens. Ihr allmähliches Eindringen zeigt sich mittelbar in der Errichtung von Kirchen, wie sie 1231 in Goldberg, 1234 in Lohmen, Ruchow, Karcheez und Woserin genannt werden. Unmittelbar wird es bezeugt durch die Dobbertiner Grenzbeschreibung von 1237 mit Ortsnamen wie Wolframshagen (heute Alten- und Rienhagen), Gerds- hagen, Oldenstorf („Odwinesthorp“) unter vielen slavischen Namen.

Weiter in der Sternberg-Parchimer Gegend durch das 1235 zuerst genannte mit Holzsteinern besetzte Holzendorf (villa Holtzatorum).

Immer dürftiger werden die Spuren nach Süden zu. Als 1227 Burwys Söhne dem Johanniterorden die Komturei Mirow schenkten, war eine Einwanderung Deutscher hier noch nicht zur Geltung gekommen. Erst der Orden wird ihr die Wege geebnet haben. Nicht viel später (1233) faßte das Kloster Amelungsborn durch eine reiche Schenkung Nicolaus' von Werle an dem etwas westlicher gelegenen Drans-See Fuß. Schon nach einem Jahrzehnt zeigte sich die Wirkung auf die Bevölkerung der Gegend: Die Grenzbeschreibung von 1244 bezeugt mit Flurnamen wie „Boshole“ und „Schiltbroke“ den inzwischen erfolgten Einzug Deutscher in diese südlichsten Wald- und Heidegegenden unseres Landes. Etwas nördlicher, in der Penzliner Gegend, war 1256 die Zehntpflicht schon längere Zeit von Bestand gewesen in Dörfern mit teilweise deutschen Namen, wie Werder (später Krageburg), Arnoldsdhorp (= Dalmsdorf) und Blankenförde. Und ins Land Stargard begann die deutsche Besiedelung erst einzuströmen, nachdem es 1236 von Pommern an die Mark Brandenburg gekommen war. Jetzt wurde auch das längst gestiftete Kloster Broda erst wirklich errichtet (1244).

So hat allmählich die deutsche Besiedelung auch von Mecklenburgs östlich dem Schweriner See gelegenen Boden Besitz ergriffen. Zunächst im ersten und zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts in den Küstengegenden Fuß fassend, ist sie Schritt für Schritt in den Süden vorgedrungen, an dessen Grenze in den dreißiger Jahren ihre ersten Siedelerscharen angelangt sein mögen. Auf diesen west-östlich und nord-südlich gerichteten Zug, der sich weiterhin über Pommern ausbreitete, stieß in dem noch später besiedelten Lande Stargard ein von der Mark Brandenburg kommender süd-nördlicher Siedelerstrom, sodaß die beiden großen Kolonisationsströmungen, die des baltischen Küstenlandes und die des märkischen Binnenlandes, hier ineinander übergingen und fest zusammenwuchsen. So viel läßt die Dürftigkeit der Quellen, wenn sie auch vielfach nicht den Anfangspunkt der Bewegung, sondern erst ein etwas späteres Stadium derselben kennzeichnet, ziemlich deutlich erkennen.

Während sich so das Land allmählich mit deutschen Niederlassungen bedeckte, gewannen die Missionsprediger, die bis dahin in den wenigen, vereinzelt über das Heidenland zerstreuten Kirchlein ein Dasein voll Entsagung und Einsamkeit geführt hatten, endlich wirkliche Gemeinden. Und rings in der Nachbarschaft erwuchs mit der Einwanderung das Volk der Gläubigen, erhob sich Kirchlein auf Kirchlein, sie aus ihrer Vereinsamung fast unvermittelt in ein sich immer kräftiger regendes kirchliches Gemeinschaftsleben versetzend. Was die Mission unter den Wenden trotz jahrzehntelanger hingebender Arbeit treuer Diener Gottes nicht vermocht hatte, das entsproß wie von selber aus dem Strom der deutschen Einwanderer, die ihr Christentum und damit auch die Kirchen gleichsam ins Heidenland hineintrugen. Und wie die Kirche von der vorwärts flutenden Welle deutschen Volkstums getragen wurde, so erstanden wiederum dem Deutschtum aller

Orten in den Dienern der Kirche Freunde und Beförderer. Besonders die Klöster und Kollegiatstifte, die ja vielfach, der deutschen Bewegung vorausseilend, ins Heidenland vorgeschoben wurden, damit das siegreich vordringende Christentum schon feste Stützpunkte und Bollwerke vorfände, dienten als solche auch dem Deutschtum. Nicht als ob sie das Wendentum in ihrer Umgebung planmäßig ausgerottet hätten! In der Umgebung mancher Klöster hat sich das Wendentum recht lange erhalten. Aber als Vereinigung von Männern oder Frauen deutschen Blutes stellten sie ja schon an und für sich vorgeschobene Posten nicht allein christlicher, sondern auch deutscher Kultur dar. In dem Sinne war auch jeder einzelne Geistliche im Lande — denn noch auf lange Zeit hat das Wendentum wohl durch Stiftungen der Landesfürsten und einzelner Großen, nicht aber im Gewande der Geistlichen an der Ausbreitung der Kirche mitgewirkt — ein Pionier des Deutschtums. Dieses in seiner Gemeinde zu sammeln und zu festigen, mußte seine erste Sorge sein, denn es bot ihm ja fürs erste die eigentliche, einzige Grundlage für seine geistliche Tätigkeit, stellte ja zunächst ausschließlich seine Gemeinde dar. Auf ihm sicher fußend, konnte er die anfängliche feindselige Ablehnung des Wendentums in Ruhe ansehen und allmählich mit tastender Vorsicht versuchen, auch dort den Samen der Lehre Christi auszustreuen. So bedeutete, namentlich in den stärker mit Deutschen besiedelten Gegenden, die Gewinnung der Wenden für das Christentum zugleich auch ihre Annäherung ans Deutschtum, den Beginn ihres völligen Untertauchens im deutschen Leben.

Es war doch ein großer Gewinn für die deutsche Sache in dieser zukunftschwangeren Zeit, daß der Stand der Geistlichen im Lande ihr angehörte. Noch immer war dieser Stand der Hauptvertreter der Bildung, wenn auch anderwärts namentlich im Ritterstande eine glänzende weltliche Kultur sich schon zu einer ersten Blüte entfaltete. So war es nicht allein die rohe deutsche Bauernkraft, die hier unsere Sache führte: Sie allein mit ihrem starken Geist planvoll geregelter, zielbewußter Arbeit dem unwirtschaftlichen Slaventum materiell wie kulturell schon weit überlegen, wurde in ihrer Vereinigung mit den damaligen Trägern der höchsten Bildung des Abendlandes vollends unwiderstehlich. Und während so die Geistlichkeit unsere ins Weite dringende physische Vollkraft mit dem sieghaften Bewußtsein unzweifelhaft geistigen Höherstehens durchtränkte, wurde wieder unser deutsches Bauernvolk der sichere Anker für das materielle Dasein der Geistlichkeit. Ein abermaliges Wechselverhältnis von glücklichster Fruchtbarkeit! Das nach deutscher Art bewirtschaftete, in Hufen gelegte Ackerland brachte ungeahnt reiche Erträge; weite Ödlande und ausgedehnte Waldgebiete waren in fruchtbringenden Kulturboden umgewandelt. Und auf diesen Hufen, die sich rasch auch über wendisches Volk ausbreiteten, erwuchsen der Geistlichkeit die Zehnten in einer Fülle, die den alten mageren Slavenzins völlig in Schatten stellte. In manchen Gegenden sind es nur diese Wirkungen, die Hufenanlage und Verzehntung der Dörfer, woran sich die erfolgte Neubesiedelung allerdings in einer ihre Maße oft übertreibenden Weise erkennen läßt.

Dem Zusammenwirken solcher Kräfte konnte es gelingen, daß bis etwa zum Jahre 1235 das ganze Land bis zur Ostgrenze und bis tief in seine mittleren Teile in ein nahezu schon fertiges System von Pfarren gebracht war. Allein der Süden und besonders das südöstliche Land Stargard war noch im Rückstand. Aber auch hierhin trug die weiter und weiter flutende Volkswoge diese Entwicklung, die mit ihren Nachzüglern bis ins nächste Jahrhundert anhielt.

Besiedelung und Kirchengründung, wie sie mit einander Hand in Hand gingen, waren in der älteren Zeit in überwiegendem Maße das Werk der Landesherrschaft gewesen. Die Klöster, einheimische und auswärtige, wie die in Mecklenburg begüterten Stifter Amelungsborn, Arendsee, St. Johannis in Lübeck und St. Michaelis in Lüneburg, deren Wirksamkeit auf diesem Gebiete stark überschätzt worden ist, waren durch den verhältnismäßig geringen Teil des Landes, den sie in ihren Händen hielten, von vornherein auf eine bescheidene Mitwirkung beschränkt. Mit dem Fortschreiten des Werkes stellten sich aber neue Mitarbeiter ein, deren Beteiligung bald mehr und mehr in den Vordergrund trat. Der Ritterstand war — wenn auch nicht als solcher — doch schon in gewissem Sinne an den ersten Siedelungsarbeiten beteiligt gewesen. Wie schon in den deutschen Grafschaften des westlichen Mecklenburg, so hatte auch im Osten dies Werk begonnen mit einer oberflächlichen Vermessung der zur Besiedelung angewiesenen Feldmarken, worauf ihre Einteilung in Hufen und schließlich ihre Besetzung gefolgt war. Die Grundherrschaft gab dabei nur den Boden her. Die praktische Ausführung der Besiedelung lag in den Händen von Leuten, die dies gewissermaßen berufsmäßig trieben, den sogenannten Lokatoren. Vielfach führten sie selber die Einwanderer, die sie in der alten Heimat geworben hatten, herbei und bewirkten als selbständige Unternehmer auf Grund von Verträgen mit der Landesherrschaft oder einer anderen zuständigen Grundherrschaft ihre Niederlassung, wobei sie ihre Tätigkeit nicht selten über eine ganze Reihe von Ortschaften erstreckten. Ihre Entschädigung fanden sie in dem Siedelungsunternehmen selber, indem sie einen vertragsmäßig bestimmten Teil der Hufen je nach der Gesamtzahl in jedem kolonisierten Dorfe unter Befreiung von Lasten und Abgaben erhielten.

Die Lokatoren, die sich schon durch ihre bedeutame Tätigkeit am Siedelungswerk über die große Masse der Ansiedler erhoben, waren, wenn sie nur in einem kleineren Orte die Freihufen in Händen behielten, dort die geborenen Schulzen. Gelang ihnen dies aber in einem größeren, oder gar in mehreren Orten, so traten sie damit sogleich in den Kreis der Großgrundbesitzer. Ihr Übergang in den Adelsstand vollzog sich danach ganz von selber. Manches unserer mecklenburgischen Adelsgeschlechter, deren Herkunft ja vielfach sehr dunkel ist, mag in solcher Art aus dem Lokatorenstande entsprossen und so von seinem ersten Auftreten an in der fruchtbringendsten Weise mit den Geschicken unserer Heimat verknüpft gewesen sein. Ziemlich sicher kann dies z. B. von den Bülow's gesagt werden, die

als Lokatoren des Dorfes Bülow bei Rehna und einiger Dörfer der Nachbarschaft in unserem Lande Fuß faßten.

Außer diesem erst in unserm Lande entstandenen Adel waren aber sogleich mit Heinrichs des Löwen Eroberung Angehörige deutscher Ministerialengeschlechter, getrieben von dem Streben nach Kriegeruhm und Lehen, auf mecklenburgischen Boden eingezogen. Bis in die östlichsten Teile der neuerrichteten sächsischen Mark hatten sie als Burgmannen Lehen gefunden. Mochten sie auch hier der so plötzlich ausgebrochenen Empörung der Wenden zum Opfer gefallen sein, so blieben doch ihre Standesgenossen, die in den deutschen Grasschaften westlich des Schweriner Sees eine neue Heimat gefunden hatten, erhalten. Auch der schwere Schlag von Waschow, der diese junge Ansiedelung (1200) mit eiserner Faust bis ins Mark traf und das Ritteraufgebot des Räteburger Ländchens niedermähte, wird ihre Geschlechter nicht ausgerottet haben. Und als bald darauf die noch slavisch gebliebenen Ostseelände der deutschen Einwanderung geöffnet wurden, da suchten und fanden nicht nur deutsche Geistliche und Bauern, sondern auch so mancher deutsche Rittermann hier ein neues Feld der Betätigung. Die anfänglich fast ausschließlich aus slavischen Edlen bestehende weltliche Umgebung des Landesfürsten Heinrich Burivy wandelte sich zusehends. Durch das Christentum, durch die dem Fürstenthron nahestehende deutsche Geistlichkeit von den Bischöfen bis hinab zu den Kaplänen und den für den Geschäftsbetrieb unentbehrlichen Notaren und nicht zum wenigsten durch seine deutsche Gattin Mechthild, Heinrichs des Löwen Tochter, mit dem deutschen Leben schon vertraut, sah dieser Fürst in rasch steigendem Maße auch Deutsche weltlichen Standes um sich. Seit 1218 etwa wird das starke Einströmen von Angehörigen des deutschen Ministerialadels in die Wendenlande unverkennbar. Bald nahmen sie auch am Hofe des Fürsten überhand; die Wendennamen treten immer mehr in den Hintergrund. So nahm der alte, vom Vater Pribislav überkommene Slavenstaat unter den Händen des Sohnes in unaufhaltfam gesteigertem Maße den Charakter eines deutschen Lehensstaates an. Und bald sehen wir deutsche Ritter, die jetzt nicht mehr wie früher als Burgmannen auf die festen Plätze beschränkt waren, sondern in allen Teilen des offenen Landes Lehen empfangen, sich mit Eifer betätigen an den großen Aufgaben der Zeit. Nicht nur im äußersten Nordwesten, wo schon unter verhältnismäßig dichten deutschen Einwandererscharen Heinrich von Holstein zwischen 1222 und 1230 die große Rodung des Ralkhorster Kirchspiels unternahm; auch im Nordosten, wo schon 1210 Heinrich von Bülow seine Tätigkeit im Marlower Burgbezirk begann, und in allen Teilen des Landes sehen wir den deutschen Ritter dem Bauern folgen, im Osten schneller als im Westen, und das Werk der ländlichen Siedelung und Kirchengründung zum Abschluß bringen. In manche entlegenen Teile des Ostens und Südens, wo die adelige Kolonisation der landesherrlichen gegenüber immer entschiedener in den Vordergrund tritt, mag der Ritter auch schon vor der hier langsamer und spärlicher rinnenden deutschen Bauernwelle eingedrungen sein.

Nicht den Glanz einer verfeinerten Kultur, wie er sie in westlicheren Ländern pflegte, hat der Ritter vorzeitig in unsere unfertigen Verhältnisse hineingetragen. Hier, wo es erst den Grund für eine wirkliche Kultur zu legen, ihr Wurzelfassen gegen alle rings lauernenden Gefahren sicher zu stellen galt, hat er rasch den Weg zurückgefunden zu der ursprünglicheren Art der deutschen Ritterschaft. Tatkraft, rasch entschlossenes Handeln, unerschütterlicher Mut, Ausharren in Gefahr, mannhafter Stolz war es, was diese geborenen Führer unserer zähflüssigen Bauernmasse mit sich brachten und womit sie als echte Herrennaturen auch den Widerstand der vorgefundenen Wendenbevölkerung zu brechen wußten. Ein unschätzbares Geschenk, ein unverwüthliches Element jugendfrischer im Völkerringen gestählter Kraft nicht allein für den Aufbau eines deutschen Mecklenburg, auch für das ganze deutsche Land und Volk ein noch heute unerschöpft sprudelnder Born!

Und nun erwuchs auf der schon gelegten breiten Grundlage deutschen Volkstums noch ein neues: das Städterwesen und mit ihm deutsches Bürgertum! Dem Wendenlande von Hause aus fremd, waren doch schon um manche der Hauptburgwarde herum durch allmählich entstandene Marktansiedelungen Keime zu solchen Bildungen erwachsen. Dann hatte des großen Welfen den Dingen vorausseilender Herrscherwille gleich an den Beginn seiner friedlichen Betätigung im Obotritenlande die Errichtung der Stadt Schwerin gesetzt, in ihr, der ersten im Lande, zugleich den Mittelpunkt seiner neu errichteten sächsisch-wendischen Statthaltertschaft, des eigentlichen Landesbistums und der gleichnamigen Grafschaft schaffend.

Das war eine künstliche, wenn auch äußerst geschickt angelegte und den natürlichen Bedingungen angepaßte Bildung. Städtische Gemeinwesen aus sich selber zu erzeugen, hatte die erste in unser Land sich ergießende und nur in seinem Westen mit nachhaltiger Kraft auftretende deutsche Volkswelle hier noch nicht vermocht. Hart an der Westgrenze allerdings war der schon in der Wendenzeit durch Zuzug deutscher Kaufleute belebte Hafenplatz Alt-Lübeck seit dem Zusammenbruch des Wagrierstammes unter geringer Ortsveränderung in dem rasch emporblühenden deutschen Gemeinwesen an der Trade neu erstanden. Der rege, von hier ausgehende, sich hier immer stärker konzentrierende Handelsverkehr, der den Spuren der Dänen und Gothländer folgend, den Weg über die ferne Ostseeinsel bis tief ins russische Binnenland nach Nowgorod fand, begann bald, das benachbarte slavisch-deutsche Ostseegestade zu beleben. Kaum hatte der deutsche Volksstrom wieder zu fließen begonnen, so erschienen Tochtergründungen an der mecklenburgischen Küste. Rostock muß, als es am 24. Juni 1218 vom Fürsten Heinrich Burwy sein erstes Privileg erhielt, schon einige Zeit auf der Höhe der einstmaligen Warnowinsel gegenüber der altflavischen burgwallgeschützten Wiesenriedelung als deutsche Niederlassung bestanden haben; Wismar erstand 1226 an der geräumigen, schon lange vorher der nordischen Schiffahrt unter gleichem Namen bekannten Meeresbucht. Beide Städte, mit lübischem Recht bewidmet und gleich der Mutterstadt mit frischem, wagemutigem Unternehmungsgeist das

Meer pflügend, wuchsen rasch zu wichtigen Handelsplätzen heran, wenn sie auch ihrem Vorbilde niemals nahe kamen. Den längs der Küste erblühenden Handel von Fesseln und Hemmnissen zu befreien, hatte Burwy schon 1220, leider nur mit vorübergehender Wirkung, das „abscheuliche, vom Heidentum überkommene“ Strandrecht aufgehoben; hatte gleichzeitig Fürst Nicolaus den für die Lübecker lästigen Dassower Brückenzoll abgeschafft. Den Abschluß bildete (1226) die der aufstrebenden Nachbarstadt von den Söhnen Heinrich Burwys II. gewährte Zollbefreiung im ganzen Lande, der entsprechende Gegenleistungen der Stadt zu Gunsten des mecklenburgischen Handels gegenüberstanden.

So günstige, durch das Zusammenwirken der natürlichen Lage und der verständnisvollen Fürsorge der Landesfürsten gebotene Vorbedingungen, die dem Fleiße der Kaufleute und Handwerker reichen Lohn, den ganzen Gemeinden eine glückliche Zukunft verhießen, fanden sich außer dem fruchtbaren Küstenstreifen mit seiner schon verhältnismäßig dichten deutschen Besiedelung im Lande nicht wieder. Wenn gleichwohl das deutsche Städtewesen rüstig ins Innere vordrang, so geschah das weniger — wie hier — durch selbständige Schöpfungen eines sich schon kräftig regenden Handels- und Bürgergeistes, als durch die landesväterliche Betätigung der Fürsten. So verdankt die Stadt Parchim ihre Entstehung (1225/26) dem Fürsten Heinrich Burwy II. von Rostock, der damit diese noch unangebaute und „dem Götzendienste geweihte“ Gegend erst christlichen Siedlern, die er von nah und fern herbeigerufen hatte, eröffnete. Unter ähnlichen Umständen scheint Plau ungefähr um die gleiche Zeit ins Leben gerufen zu sein, wie auch Röbel und vielleicht auch Penzlin. Die Wirkung der Parchimer Besiedelung trat rasch zutage: 1229 mußte das große Parchimer Kirchspiel in fünf kleinere zerschlagen werden. Und bei Plau erscheint 1236 die erste und einzige Hagengründung dieser Gegend, der Plauerhagen.

Während diese Stadtgründungen der nur zögernd und spärlich in die südlicheren Teile des Landes eindringenden deutschen Volkswelle zugleich einen neuen Anstoß und feste Stützpunkte boten, die beginnende Verdeutschung der umliegenden Landschaften einleitend und bald kräftig fördernd, waren in den schon vorher von Deutschen besiedelten Landesteilen die Burgwardsniederlassungen von selber zu stadttähnlichen Gebilden angewachsen. Hier bedeutete es nicht die Schaffung eines neuen, sondern nur die Bestätigung eines durch die tatsächliche Entwicklung schon herbeigeführten Zustandes, wenn z. B. Gadebusch (1225) mit lübischem Recht bewidmet wurde. Ähnlich, wenn auch viel rascher auf die wirkliche Entstehung folgend, die Verleihung Schweriner Rechts an Güstrow (1228), Malchow (1235) und Malchin (1236). So zog die Stadtsiedelung im Obotritenlande weitere und weitere Kreise, während das alte stargardische Redarierland noch ganz brach lag. Hier erstanden erst 1244 in Friedland und 1248 in Neubrandenburg die ersten Städte.

Der unverwüßlich zähen Bauernkraft, dem Herrenstolz des Adels, der frommen Hingebung der Geistlichkeit hatte sich nun noch der Fleiß des

Bürgers vermählt. Der Grund war gelegt, auf dem eine neue, in allen ihren Äußerungen deutsche Kultur schon jetzt das Slavenland durchströmte.

*

*

*

So regten sich allerorten deutsche Kräfte im einstigen Slavenlande, bereit, trotz verschiedenartigster Herkunft zu einer einheitlichen, alles beherrschenden Masse zusammenzuwachsen.

Das Wendentum lag am Boden. Es hatte vor der überlegenen Kraft nicht das Feld geräumt. Zäh und geschmeidig hatte es in immer erneuten Wiederholungen den Kampf mit den Waffen bis hart an die Schwelle des Unterganges fortgeführt. Endlich war die Kraft des Stammes gebrochen, das Land verödet, wenn auch nicht menschenleer.

Da zog das Volk der Sieger in hellen Haufen ein, ergriff Besitz von dem angestammten Boden der Wenden. Dem zähen Kampf mit der blanken Waffe folgte das noch zähere Ringen, das mit Karst und Pflug-schar um die Scholle geführt wurde.

Von vornherein war das entschiedene Übergewicht, wenn auch nicht sogleich das der Zahl, auf deutscher Seite. Ihrer allen Kulturbetätigungen gerecht werdenden Zusammensetzung, die noch dazu von der Gunst der weltlichen und geistlichen Gewalten getragen wurde, konnte das Slaven-tum kaum mehr als die Bruchstücke eines schon in unentwickeltem Zustande verstümmelten Volkskörpers entgegensetzen. Unter einem Herrscherhause, das seines slavischen Ursprungs ungeachtet in der Herbeiziehung und Förderung der Fremden das alleinige Heil sah; ohne nationale Geistlichkeit und gerade im Begriff, mehr dem Druck äußerer Verhältnisse nachgebend als der inneren Stimme gehorchend, dem so lange trotz Gefahr und Drangsal aufrecht erhaltenen Heidentum zu entsagen; ohne Bürgerstand und bald auch ohne Adel konnte es Mittel und Kräfte zum Widerstande nur noch finden bei der niederen Volksmasse; auch sie schon stark gelichtet, mit unvollkommenem Ackerbau, Fischerei und Waldbau notdürftig das Leben fristend.

Allerdings, die Städte waren dem Wendentum nicht verschlossen. Bei der Gründung von Parchim war ja ausdrücklich die Beteiligung der Wenden vorgesehen. In Rostock lassen sich bis ins ausgehende 15. Jahrhundert slavische Einwohner nachweisen. Und in Friedland spricht das Vorhandensein eines besonderen Slavengerichtes (1244) deutlich genug. Ähnliche Zustände werden auch in Städten, wo wir sie nicht erweisen können, geherrscht haben. Aber mag auch den Slaven Aufnahme in den Städten gewährt worden sein, so trugen diese Gemeinwesen darum doch von vornherein einen stark überwiegenden, in gewissem Sinne sogar ausschließlich deutschen Charakter: die in ihnen nur geduldeten Slaven hatten auf die öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde nicht den geringsten Einfluß. Der Rat war ihnen verschlossen, selbst die große Mehrzahl der Zünfte verweigerte ihnen den Zutritt. Noch im

ausgehenden 15. Jahrhundert, ja später noch, verlangten die Zünfte den Nachweis deutscher Abkunft; wendische schloß schlechthin aus. Nur einzelne Gewerbe, die sich nicht der allgemeinen Achtung erfreuten, standen den Wenden offen. So kommen sie in Rostock besonders als Speckschneider, Bartscherer und Heringswäscher vor. Auch der Verkauf von Fleisch war ihnen gestattet; sie wurden aber von den zünftigen Schlächtern scharf durch die Bezeichnung „Wendschlächter“ unterschieden. Und vor den Toren durften sie, in den sogenannten Kiezen zusammengedrängt, ein ärmliches Fischer- und Tagelöhnerdasein fristen.

Die gedrückte Lage der Wenden in den Städten, wo sie als völlig einflußlose und sogar mißachtete kleine Minderheiten einer Gesamtheit von ausgesprochen, ja schroff hervorgekehrtem deutschem Charakter, gewissermaßen als Fremde im eigenen Heimatlande, eingefügt waren, bot keine Aussichten für die Zukunft. Auf diesem dem Wendentum schon mit dem Entstehen der Stadtsiedelungen unwiederbringlich abgerungenen städtischen Grund und Boden, wo alles mehr auf die Verwischung der Spuren slavischer Herkunft hindrängte als auf ihre treue Erhaltung und Pflege, konnte dem untergehenden Volke kein Heil erblühen. Am allerwenigsten konnte ihm hier der fehlende Bürgerstand erwachsen, der doch in gewisser Hinsicht seine Abhängigkeit vom überwuchernden Deutschtum hätte mildern können.

War der Neubildung eines wendischen Bürgerstandes schon durch die Eigenart des eben erstehenden Städtewesens ein Niegel vorgeschoben, so war doch ein slavischer Adel noch vorhanden. Aber es ging reizend mit ihm bergab. Noch als Heinrich Burwy das Kloster Sonnenkamp endgültig in Neukloster stiftete (1219), finden sich unter seinen Laienzeugen, wie, um das damalige Überwiegen des Slaventums in der Gegend zu veranschaulichen, die sprechenden Namen Dummamir, Wartiz, Pribus, Zise, Racon, Newoper, Janich, Merezlaf neben einer geringeren Anzahl deutscher Namen. Und im gleichen Jahre bei der Bestätigung des Klosters Doberan durch Heinrich Burwy II. und seinen Bruder Nicolaus sind die Laienzeugen bis auf zwei sämtlich Slaven und werden ausdrücklich als solche bezeichnet: Janic Stoizlaviz, Blautech, Heinrichus Gamme, Jordanus miles de Werle, Woiwote, Niwopel. Sie stehen noch über den deutschen Laienzeugen.

Diese beiden Zeugnisse sind die letzten Denkmäler, die den wendischen Adel noch im Norden Mecklenburgs in so starkem Übergewicht am Hofe der Landesfürsten erscheinen lassen. Der Rückgang tritt jetzt ganz plötzlich ein: deutsche Namen gewinnen immer mehr die Oberhand, aus den alten slavischen Kastellaneien werden mit Deutschen besetzte Vogteien. So vollständig allerdings verschwindet der slavische Adel hier noch nicht so bald wie im westlichen Mecklenburg, wo außer dem mit dem halben Zehnten von Pamprin bei Wittenburg belehnten Blizemer (1230), außer einem Wartus, der um die gleiche Zeit im Slavendorf Marmotze des Kirchspiels Hohenkirchen als deutscher Lokator tätig war, und dem Ritter Dargemoizle von Kloddram (1190/95) nicht viel zu finden sein wird.

Verhältnismäßig zahlreich, wenn auch nicht überwiegend, erscheint im Norden der wendische Adel noch in der Umgebung der Fürsten bei in Rostock ausgestellten Urkunden. Da kehren bis weit über die Mitte des 13. Jahrhunderts noch die Ritter Gotta, Ketis, Reddag, Dargelauß, Serezlauß wieder. Noch länger und in größerer Zahl hielten sie sich weiter nach der Mitte und dem Südosten zu. In Güstrow und namentlich in Küssel überwogen gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts noch die slavischen Kastellane: Gotemar, Unislauß, Dargaz, Bencelo, Tribimer, Gidvirgute, Ratis sind die Namen der hier auftretenden slavischen Edlen. Noch 1285 führt eine in Spreng ausgestellte Urkunde des Fürsten Nicolaus von Werle und seiner Brüder unter den adeligen Zeugen die Namen Dargaz, Pritzbur, Gamm und einen Ratslav von Sanz.

Aber auch in diesen Gegenden hatte inzwischen ein sehr starker Rückgang Platz gegriffen. Die weitaus überwiegenden 1285 genannten Zeugnennamen tragen ein entschieden deutsches Gepräge. Unter ihnen erscheinen die Hahn, Ketelhot, Knuth, Bardensfleth, dazu die mit einheimischen Ortsnamen verbundenen deutschen Vornamen, wie sie sich jetzt immer mehr als Benennung der Adeligen einbürgerten. Der deutsche Adel dieser Gegenden war in der Grundlage schon fertig. Die Behr, Blücher, Bülow, Penz waren auch schon längst auf dem Plane erschienen. Und im Osten hatten die Heydebreck, Stove, Woff, Wachholz ihre Siedelungstätigkeit schon vor längerer Zeit begonnen. Bald waren es hier im Süden nur noch die Dargaz, Dargelav, Gamm, Ribe und Pritzbuer, die sowohl durch ihre Zunamen, wie durch ihre noch lange gepflegten slavischen Vornamen ihre wendische Herkunft verrieten. Neben ihnen noch die Havelberg trotz ihres deutschen Familiennamens und im Nordosten die Stoislav, vielleicht auch die Rabold, Below, Passow, Rekow, Preen. Ein besonders lebhafter slavischer Anklang findet sich in überraschend später Zeit und auffallend weit in den Norden gerückt noch ganz vereinzelt 1335 bei den Knappen von Püschow (Puzefowe), den Brüdern Johannes und Zubbeko, Söhnen des Ritters Zubbeflaus von Püschow.

Wo aber ist der slavische Adel geblieben, der mit Hinterlassung so unbedeutender Spuren unsern Blicken so rasch entschwindet? Der deutsche Lehensstaat, in den sich durch den Zuzug so vieler Angehöriger deutscher Ministerialengeschlechter die alte Dbotritenherrschaft umwandelte, hat ihn nicht von sich gestoßen oder aus dem Lande verscheucht. Mögen einzelne dem immer mächtiger auftretenden deutschen Wesen, dem Widerstand entgegenzusetzen unnütz war, aus dem Wege gegangen sein und weiter im Osten eine neue Heimat gesucht haben, wo die deutsche Hochflut dem Slaventum noch nicht alle Hoffnung auf Zukunft abgeschnitten hatte. Die große Mehrzahl jedenfalls ist in der Heimat geblieben und durch Aufnahme in den neuen Lehensverband mit ihren deutschen Standesgenossen rasch zu einer einheitlichen Bevölkerungsschicht verschmolzen. Indem sie gleich den Deutschen begannen, sich nach ihren Gütern zu nennen, ihre so oder auf andere Art entstandenen Familiennamen mit

deutsch-christlichen Vornamen zu verbinden, haben sie — mit oder ohne Absicht — die Spuren ihrer einstigen slavischen Volksangehörigkeit vermischt. Von den alten Slavennamen, wie sie mehr und mehr abnehmend durch das dreizehnte Jahrhundert hindurch in der Umgebung der mecklenburgischen Fürsten erscheinen, führen nur verschwindend wenig Brücken hinüber zu den Vasallennamen der neuangebrochenen deutschen Zeit. So ist das Verschwinden des slavischen Adels, zum Teil wenigstens, nur ein scheinbares. Zum größten Teile unsern Blicken entschwunden, lebt er dennoch weiter unter den Geschlechtern des mecklenburgischen Uradels, zu dem er als dritte Quelle mit den größeren Lokatoren und den eingewanderten deutschen Adelligen zusammengelassen ist.

So war es nur noch das platte Land und auch auf diesem nur noch das niedere Bauernvolk, wo von einem nationalen Kampfe die Rede sein konnte, wo sich das letzte tragische Schicksal des Wendenvolks vollziehen mußte. Entschieden war auch dieser Kampf fast schon, ehe er recht begonnen hatte. Wohl waren die einwandernden Deutschen in dem zwar verödeten, aber durchaus noch nicht menschenleeren Lande überall auf eine noch vorhandene Slavenbevölkerung gestoßen. Das beweisen allein schon die noch heute über unser ganzes Heimatland von Nord nach Süd und von West nach Ost massenhaft ausgestreuten slavischen Ortsnamen. Wer hätte diese, den größtenteils aus weiter Ferne herbeigezogenen, des Landes und der Sprache völlig unkundigen Einwanderern übermitteln, sie ihnen in ihrer ganzen spröden Fremdartigkeit einprägen sollen, wenn nicht noch wendisches Volk dagewesen und von der deutschen Flut überspült worden wäre. Aber manche ihrer kleinen Siedelungen mögen doch schon infolge der unaufhörlichen Kämpfe verödet, aus andern vielleicht auch die Bewohner vor den heranziehenden Deutschen in die Wälder entwichen sein. Namentlich im westlichen Mecklenburg sind auch Austreibungen wendischer Dorfbewohnerschaften vorgekommen. Ja selbst im östlicheren Teile des Landes hat die einheimische Dynastie ein so hartes Vorgehen nicht immer verhindern können. Sind die Fälle wirklicher Austreibungen aber schon im Westen nicht häufig, so werden sie sich hier auf einzelne Ausnahmen beschränkt haben, zumal sie keineswegs geeignet waren, durch Schaffung ruhiger Verhältnisse das Ansiedelungswerk zu fördern. Es wurde zwar etwas Siedelungsboden gewonnen; aber irgendwo bleiben mußten die Vertriebenen ja doch. So waren vor 1236 die slavischen Bewohner von Babelin bei Neukloster vertrieben worden. Bischof Brunward aber, der Eigentümer des Ortes, hatte nur Schaden davon: mehrere Jahre lang war er nicht imstande, das gewaltsam entvölkerte Dorf neu zu besiedeln, weil seine vertriebenen, aber in der Nähe gebliebenen Bewohner es unaufhörlich verwüsteten. Endlich (1236) entledigte er sich dieses lästigen Besitztums, indem er es an Neukloster schenkte. Aber auch jetzt scheint die deutsche Besiedelung hier nicht durchgeführt worden zu sein.

Solche Erfahrungen konnten nicht zur Fortsetzung eines Vorgehens ermutigen, durch das man friedliche Landbewohner zur Verzeiwlung trieb,

sie zu unstättem, jede Kulturarbeit bedrohendem Leben im Walde zwang. Die im Wendentum ohnehin schlummernden starken Räuberinstinkte mußten dadurch gewaltsam aufgerüttelt, ihrem Widerstand durch das erregte Bewußtsein berechtigter Notwehr Kraft und Nachdruck verliehen werden. Eines so gewaltsamen Vorgehens bedurfte es aber gar nicht. Der Slave war auf seinen Aekern nur Zeitpächter. Durch eine Kündigung des Pachtverhältnisses ließ sich also selbst in den am dichtesten bewohnten Gegenden sogleich neuer Siedlungsraum gewinnen.

Dies war denn auch die rechtliche Form, die in der Regel angewandt wurde, wo es galt, der deutschen Einwanderung auf altslavischem Siedlungsboden den nötigen Ellenbogenraum zu verschaffen. Die aus dem Pachtverhältnis entlassenen Slaven pflegten ihre Häuser mit etwas Garten- und Ackerland zu behalten. Die freigewordene Feldmark oder doch ihr größter Teil wurde zu neuem Anbau an die deutschen Kolonisten ausgetan. So entstanden die zahlreichen Schwester-siedelungen, die für unser ganzes östliches Kolonisationsgebiet so charakteristisch sind: der alte slavische Ortsname ging auch auf die neue deutsche Niederlassung über, die nur durch ein vorgesetztes Deutsch- (Teutonicum-), später Groß- von dem älteren, jetzt mit Wendisch- (Slavicum-), später Klein- näher bestimmten Orte unterschieden wurde. Von dem behäbigen deutschen Hufenbauern auf einen oft nur unbedeutenden Winkel seiner einstigen Pachtfeldmark beschränkt, hauste der Slave jetzt als kleiner Kossat in seinem alten Dorfe. Nicht immer indessen lebten beide Teile in so scharfer örtlicher Absonderung. Vielfach setzte sich auch der deutsche Zuzug unmittelbar an den vorhandenen slavischen Bevölkerungskern an, für den dann in einem sogenannten Wendfelde ein bescheidenes Ackerreservat ausgesondert wurde.

So blieb, nachdem die deutsche Besiedelung sich über das ganze Land ausgebreitet hatte, noch das Werk der Germanisierung der von ihr überfluteten Slavenbevölkerung zu leisten. Auch diese war noch über das ganze Land hin verbreitet. Auch in den am stärksten mit Deutschen besiedelten Gegenden noch in eigenen Dörfern hausend oder deutschen Hufendörfern als Kossatenbevölkerung beigemischt, ja selbst in den ganz neu auf gerodetem Waldesboden errichteten Hagendörfern nicht völlig fehlend, hatte sie sich in manchen Teilen des Landes noch in dichteren Anhäufungen behauptet. Im Süden, wo wir schon die starken, durch die dürftige Natur des Landes so wirksam geschützten Slavenrückstände der Länder Tabor und Weningen kennen gelernt haben, stellten diese keineswegs das einzige dar, was in dieser Art aus der Überflutung der Kolonisationszeit noch inselartig emporragte, wenn sich auch die Kompaktheit der Slavenanhäufung, ihre noch sehr in die Augen fallende Reinheit und Unvermischung in gleichem Maße auf mecklenburgischem Boden wohl nicht wieder fand.

Aber mehr oder weniger abgeschwächte Parallelererscheinungen gab es doch noch mancherlei im Lande. Schon dieser stärkste Slavenrückstand selber war keineswegs in die engen Grenzen dieser beiden kleinen Ländchen

gebannt. Nach Norden zu hatte er noch ein breites, allerdings nicht völlig reines und mit der Entfernung fortschreitend von deutscher Einwanderung durchsetztes Vorland, dessen Spuren sich noch im spätesten Mittelalter sehr deutlich bis in die Gegend von Boizenburg, Wittenburg und bis hart an die Tore Schwerins, besonders in Ostorf und Zippendorf erkennen lassen, und dessen Ausläufer auch jenseits dieser Grenzlinie über vorwiegend deutsches Land ausgestreut einen lockeren Zusammenhang mit andren Slavenanhäufungen vermittelten. Nach Osten zu schloß sich an das Land Weningen in ähnlicher Weise ein noch starke und gehäufte slavische Merkmale aufweisendes Vorland gegen Parchim, Marnitz und weiter an der Grenze entlang bis in die Gegend von Plau und Röbel. Dieser südlichste, hier und da allerdings etwa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts von eingedrungenen deutschen Niederlassungen schon gestörte Slavenrückstand, hatte nicht nur in den Ländern Jabel und Weningen einen festen, nahezu noch unvermischten Kern. Auch jenseits der Grenze im Lande Dirzink, dem späteren hannoverschen Amte Neuhaus, und über die Elbe im hannoverschen Wendland sowie in der nördlichen Altmark stand er in unmittelbarem Zusammenhang mit größeren, erhalten gebliebenen Slavengebieten, die ihm Ausdehnung und starken Rückhalt boten. Und dem östlichen, an der Grenze sich hinziehenden Vorland entsprach auch in der Priegnitz ein ähnliches. Über dieses stand dies mecklenburgisch-lüneburgisch-märkische Slavengebiet immer noch in einem, wenn auch nur lockeren Zusammenhang mit dem von der deutschen Einwanderung einstweilen noch wenig berührten Slaventum des Ostens, bis sich die Besiedelung des Landes Stargard als Querriegel trennend dazwischen schob.

Diese von Westen nach Osten lang hingestreckte slavische Zunge, an der von Süden her das Anwachsen des brandenburgischen, von Norden das des mecklenburgischen Deutschtums nagte und bröckelte, war doch noch nicht der ganzen Wucht des in seinen neuen Siedelungen mehr und mehr erstarkenden Deutschtums allein preisgegeben. Mancherlei Ausläufer und nach Norden zu vorgelagerte kleinere Anhäufungen von Slavenrückständen dienten ihm eine Zeitlang noch als Wellenbrecher, indem sie einen Teil der Kraft des Eroberervolkes festlegten. Nach Norden zu verdichteten sich die Ausläufer schon um Gadebusch herum wieder zu kleineren Gruppen, und weiterhin in der erst durch den zweiten Akt des deutschen Vordringens besiedelten Landschaft Dassow—Klüß—Bresen war das Slaventum auch nicht mit einem Schlage erlegt worden: besonders südwestlich von Wismar stand es noch 1230 und später in einer dichtgedrängten, an den Hauptburgwall Mecklenburg angelehnten Gruppe von Ortschaften ungebrochen da. Andere Gruppen zogen sich am Ostufer des Schweriner Sees über Neukloster, die Gegend südlich von Neubukow nach Doberan, wo sich ja noch im 14. Jahrhundert besonders deutliche Anzeichen eines noch lebenden Wendentums finden. Weiter im Osten ist es besonders die wald- und seenreiche Gegend von Krakow, Dobbertin und Goldberg, wo die Slavenreste wieder zu stärkeren Massen zusammengeballt erscheinen. Auch in dem Winkel zwischen Güstrow, Büzow und Schwaan bis in die Gegend

von Laage häufen sich die Anzeichen, und vom Ostufer der Müritz ziehen sich nach Neubrandenburg zu einige merkliche ausläuferartige Spuren.

So klappten in der deutschen Besiedelung des Landes doch noch recht merkliche Lücken. Aber das große Siedelungswerk konnte nicht beschränkt bleiben auf die deutsche Einwanderung, die es hervorgerufen hatte. Notwendigerweise mußte es übergreifen auf die vorgesundene Slavenbevölkerung, sich erweitern zu einer umfassenden Agrarregulierung derselben. Nicht allein, wo diese durch die Massen der Einwanderer zurückgedrängt und nahezu der heimischen Ackererscholle beraubt war, galt es neue Formen zu finden, die ihr unter so völlig umgestalteten Verhältnissen auf dem zu einem armseligen Rest eingeeengten Raume noch ein Bestehen ermöglichten. Selbst da, wo das Slaventum noch verhältnismäßig ungestört und uneingeengt die angestammte Scholle weiter bauen durfte, erforderte doch das Interesse der weltlichen Herrschaft wie der Geistlichkeit, daß sein Wirtschaftsbetrieb dem vorgeschrittenen deutschen nach Möglichkeit angenähert, sein Ackerboden einem festen Einteilungsprinzip unterworfen wurde, das eine regelmäßige Besteuerung ermöglichte.

Ohnehin hatten die Lokatoren das Ziel der deutschen Besiedelung der ihnen zugewiesenen Feldmarken nicht immer erreichen können. Oder hatte man vielleicht, da die einströmende deutsche Bevölkerungsmasse unmöglich ausreichen konnte, um außer den neu begründeten auch noch alle vorhandenen ländlichen Ortschaften mit neuen Bauernschaften zu besetzen, allmählich von der unbedingten Forderung deutschen Bauernmaterials absehen müssen und bei dürftigerem Fließen der Einwanderung die nationale Seite der Tätigkeit der Lokatoren notgedrungen mehr in den Hintergrund treten, sie in Ermangelung deutscher Neusiedler die vorhandene Slavenbevölkerung regulieren lassen? Wenn gemäß den Zehntverträgen regelrecht errichtete Besetzungsdörfer, wie z. B. Wölzow, Rörchow, Rattemark, Zühr, noch in viel späterer Zeit auffallend starke slavische Bevölkerungsbestände erkennen lassen, so muß in dieser schon ziemlich weit nach Süden vorgeschobenen Gegend deutsches Ansiedlermaterial den Lokatoren nicht in dem gewünschten Maße zu Gebote gestanden haben. Ihre Tätigkeit wurde deswegen aber nicht eingestellt; sie setzten sie vielmehr mit dem vorhandenen Slavenvolk fort und nahmen dabei an Deutschen mit, so viel sich ihnen bot.

Es war eben doch der fruchtbarere Norden, der die Hauptmasse des deutschen Zuzugs verschlang. Um wieviel dort die Einwanderung stärker gewesen sein muß als im Süden, zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Ortsnamen unseres Landes. Neben den alles bedeckenden slavischen Formen heben sich in Massen auftretende deutsche Namenbildungen nur im Norden, hier und da bis in mittlere, vereinzelt auch in südlichere Gegenden reichend, ab. Neben der in allen deutschen Landen allgemeinsten Form auf —dorf sind es besonders die Bildungen auf —hagen, die hier stark ins Auge fallen. Sie sind in sehr charakteristischer Weise in mehreren Gruppen verbreitet. Die westlichste bedeckt den größten Teil der Länder Daffow—Klütz—Bresen und findet, südlich von Grevesmühlen

noch stark angehäuft, einen fast plötzlichen Abschluß in der Linie Falkenhagen—Glashagen westlich der Nordspitze des Schweriner Sees. Als Ausläufer ziehen sich Grevenhagen, Gramonshagen, Pingelshagen und Rosenhagen längs diesem See nach Süden, hinter dessen südlicher Erstreckung aber weit zurückbleibend.

Eine zweite Gruppe dringt zwischen der Wismarschen Bucht und der Warnow von der Küstenstrecke Bollhagen—Diedrichshagen keilartig ins Land bis Steinhagen bei Bützow. Eine dritte ist auf das noch heute so walddreiche Gebiet zwischen Rostock und Ribnitz beschränkt. Eine vierte, etwas lockere binnenländische Gruppe erstreckt sich südlich von Bützow und Güstrow bis Warnkenhagen, südöstlich von Laage, und bis Stavenhagen. Ihre südlichsten Ausläufer ziehen sich über Waren nach Ankershagen. Sehr weit vorgeschoben liegt ganz vereinzelt Plauerhagen. Das ganz allein hart an der Südgrenze des Landes gelegene Wredenhagen kommt als spätere Benennung hier nicht in Betracht. Sonst finden sich einige Hagedörfer nur noch im Stargarder Lande weitläufig verstreut und nicht über Feldberg nach Süden hinausreichend.

Der Süden zeigt im Gegensatz zum Norden und dem bezeichneten mittleren Landesteile ein ganz auffälliges Überwiegen der slavischen Ortsnamen. Von häufigeren deutschen Namensbildungen sind es nur die auf —dorf, die hier noch etwas ins Auge fallen, aber auch sie vielfach zusammengesetzt mit slavischen Stämmen im ersten Gliede, z. B. Zippendorf, Bliewenstorf, Gnevsdorf u. a. m. Die Hagensiedelungen fehlen so gut wie vollständig, obwohl Waldungen auch im Süden in nicht geringer Ausdehnung vorhanden waren. Es kann also hier für die Anlage dieser charakteristischen Rodungs-siedelungen kein Bedürfnis vorgelegen haben; es muß die deutsche Einwanderung hier so gering gewesen sein, daß allein das offene Land mit seinem schon ausgebauten System slavischer Ansiedelungen für ihre Niederlassung vollauf, ja mehr als ausreichte. Und damit war weiter auch von vornherein eine weit geringere örtliche Absonderung der deutschen Einwanderung, als sie namentlich der Norden mit seinen dichten Neugründungen ermöglichte; eine weit stärkere Durchsetzung derselben mit slavischen Bestandteilen auf dem kaum merklich erweiterten altslavischen Siedelungsboden gegeben.

Wo die Einwanderung sich zahlreich ins Slavengebiet eingeschoben hatte, rücksichtslos die Vorsiedeler auf ihr von der alten Feldmark ausgedehntes, zuweilen fast flurloses Dorf oder in gemeinsam bewohnter Ansiedelung auf ein enges Wendfeld beschränkend, da ergab sich für die fast landlos gewordenen Slaven wie von selber das Kossatenverhältnis, das einen kärglichen Lebensunterhalt nur bei Erhöhung des Ertrages des eigenen Ackers durch nutzbringende Arbeit im Dienste anderer gewähren konnte und dadurch dem Lande einen Stamm ländlicher Arbeitskräfte bescherte. Wo aber bei geringerer Fülle der Einwanderung die Slaven nicht in dem Maße, strichweise sogar kaum merklich eingeeengt waren, da ließen ihnen auch die neueingeführten Agrarformen mehr Spielraum. Auf dem leichteren

Sandboden, wohin ihnen die Einwanderung nicht so stark nachdrängte, blieben ihnen zahlreiche Dorffluren ungeschmälert. Die Lokatoren teilten sie ein in die minderwertigen, noch auf den weniger leistungsfähigen slavischen Ackerbau zugeschnittenen Haken- oder Sandhufen; nicht selten aber auch in die vollwertigen deutschen Hufen, die Slaven wirtschaftlich den Deutschen gleichstellend. Damit war die rechtliche Gleichstellung wohl schon gegeben oder doch zum wenigsten eingeleitet.

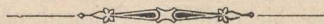
Hauptsächlich ist es naturgemäß der Süden, wo die unter deutschen Agrarformen angesiedelten Slaven am stärksten angehäuft waren. Ganz haben sie aber auch im Norden nicht gefehlt, wie denn auch Orte mit wendischen Haken- oder Sandhufen auch dort besonders zahlreich vom Ostufer des Schweriner Sees nach Doberan zu und im Westen des Fürstentums Rakeburg ausgestreut sind. Ganz restlos ist aber diese das Slaventum ergreifende Agrarregulierung nicht durchgeführt worden. Ganz verschwindend im Norden, aber schon merklich hervortretend in der Mitte östlich und westlich vom Schweriner See, am häufigsten zwischen Ludwigslust, Grabow und Lübz verstreut, finden sich Dörfer, die sich noch längere Zeit, ohne von Rossaten bevölkert zu sein, der Einteilung in deutsche wie in wendische Hufen entzogen haben. In ihnen hat der alte, kommunistisch gefärbte slavische Agrarzustand die Zeit der deutschen Besiedelung überdauert. Noch im 15. Jahrhundert tritt dieser Zustand deutlich hervor, indem in diesen Orten die Landbede nicht, wie es der landesgesetzlichen Vorschrift entsprach, von den einzelnen bäuerlichen Besitzern nach Hufenzahl, sondern als Gesamtabgabe der ganzen Gemeinde nach einem ein für allemal feststehenden Pauschalquantum aufgebracht wurde.

Der Germanisationsprozeß, der durch die Besiedelung erst eingeleitet wurde, gelangte nicht so bald zum Abschluß. Zwar wo nicht viel mehr als slavisches Rossatenvolk einer zahlenmäßig, wirtschaftlich und sozial überlegenen deutschen Bevölkerung beigemischt war, wo die mit Deutsch- und Wendisch-, Groß- und Klein- unterschiedenen Schwesterdörfer eine schon von der Besiedelung an weitgehende gegenseitige Durchdringung beider Volkstümer bekundeten, da konnte der Prozeß wohl sogleich seinen Anfang nehmen und rasche Erfolge erzielen. Schon 1230 waren im Rakeburger Bistum viele, den wendischen Namen führende Schwesterdörfer in deutsche Hufen gelegt und zehntpflichtig gemacht. Ob damit ihre Germanisation wirklich schon vollendet war, oder ob es sich mehr um eine Regulierung handelte, die die ansässige Slavenbevölkerung wenigstens noch nicht völlig beseitigte, wird schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls sind um die Wende des 14. zum 15. Jahrhunderts Spuren eines noch lebenden Wendentums noch in allen Teilen des Landes aufzufinden. Vielfach, namentlich im Norden, sind sie allerdings schon recht dürftiger Art, letzte schwache Anzeichen unmittelbar vor völligem Verschwinden der am längsten erhaltenen Überbleibsel. Auch im Osten des Landes Bresen mit seiner dichten Gruppe wendischer Orte westlich der Linie Wismar-Mecklenburg, ferner im Doberaner Gebiet mit dem 1315 noch in so einzig bestimmter Art bezeugten Wendentum von Hohenfelde und Stülow haben

in diese Zeit wohl nur noch sehr unscheinbare Reste hineingereicht. Hier hatte die Germanisation inzwischen reinen Tisch gemacht und kaum noch etwas Nennenswerthes übriggelassen.

Im Süden dagegen stand das Wendentum der Sabelheide noch aufrecht. Es hat, wie uns bestimmt bezeugt wird, sich noch im 16. Jahrhundert behauptet. Und auch weiterhin nach Osten, nicht allein im Lande Weningen, nach Marnitz und Plau zu und weiter nach Norden vorgeschoben im Krakow—Dobbertin—Goldberger Seengebiet zeigen die Spuren noch viel mehr Leben und Kraft als in den wendischsten Strichen des Nordens. Hier waren sicher um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert noch merkliche Reste des Wendenvolkes am Leben, ihre angestammte Sprache noch nicht verklungen. In manchen Gegenden, namentlich in Weningen und im genannten Seengebiet, mögen sich Teile von ihnen bis tief ins 15., vereinzelt auch wohl bis ins 16. Jahrhundert erhalten haben.

Aber der völlige Untergang war auch hier längst nur noch eine Frage der Zeit. Schon von der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an von einer, wenn auch nur langsam sichernden deutschen Einwanderung in fortschreitendem Maße durchsetzt, einem unablässig wirkenden deutschen Kulturstrom rettungslos preisgegeben, ohne Möglichkeit der Stütze und Anlehnung an freigebliebenes, noch nicht in den Bannkreis des deutschen Lebens hineingezogenes Slaventum — solches fand sich ja nur noch im fernen polnischen Osten, zu dem die Brücken abgebrochen und die Wege versperrt waren —, auf die Beherrschung der deutschen Sprache dringend angewiesen, ohne die weder mit dem Geistlichen, noch mit der Mehrzahl der adeligen Herren, noch mit dem Bürger der Städte eine Verständigung möglich war, hatten auch die Wenden des Südens Schritt vor Schritt dem deutschen Wesen weichen, sich ihm ergeben müssen. Was wir in den nachgelassenen Urkunden einer längst verschwundenen Zeit noch als ihre Reste erkennen können, sind nur noch die traurigen Überbleibsel eines ohne Lärm und Getöse, mit stiller Zähigkeit und unerbittlicher Hartnäckigkeit geführten Kampfes, auch sie baldigem Untergang geweiht. Eine geschichtliche Notwendigkeit hatte sich in aller Stille vollzogen.



Kapitel XVI.

Vollendung und Abschüttelung der Dänenherrschaft.

Die nordalbingische Herrschaft, die die Dänenkönige Knut und Waldemar II. auf den Trümmern der Eroberungen Heinrichs des Löwen aufgerichtet hatten, umschloß doch noch einen ungelösten Rest aus der früheren Zeit, der, so klein er war, sich doch mehrmals als Pfahl in ihrem Fleische erweisen sollte. Die Grafen von Schwerin waren, umgeben von dänischen Vasallen, doch nicht gesonnen, sich selber schlechthin als solche zu fühlen. Sie waren es ja auch nur für den Gebietszuwachs, den ihnen die letzten dänisch-holsteinischen Kämpfe gebracht hatten.

Die Selbsterhaltung gebot ihnen, die Fühlung mit den deutschen Dingen nicht verloren gehen zu lassen, durch die sie allein einen Rückhalt gegenüber der erdrückenden dänischen Übermacht gewinnen konnten. Als daher der Umschwung von 1204 der königlichen Stellung Ottos IV. trotz der erlangten Rückendeckung durch Dänemark ein wenig rühmliches Ende zu machen drohte, mußten die unentwegten Parteigänger der Welfen, als welche die Schweriner Grafen Gunzelin und Heinrich der Familientradition treu bis dahin ausgeharrt hatten, notgedrungen Anlehnung bei der staufischen Partei suchen. Der Gegensatz, in den sie dadurch zu der welfenfreundlichen dänischen Herrschaft geraten mußten, wurde fühlbar, sobald König Waldemar in dem Anwachsen der staufischen Macht, der gegenüber Otto IV. von allen verlassen und auf sein kleines braunschweigisches Erbe beschränkt, nicht mehr in Betracht kam, eine Bedrohung der eigenen, noch jungen Machtstellung erblickte.

Und daß der Stauferkönig bei der Wiederherstellung des Reiches nicht an der Grenze der dänischen Eroberungen Halt zu machen gedachte, wurde sehr bald deutlich. König Waldemars gleichnamiger Vetter, der schon einmal zu Zeiten des Kaisers Heinrich VI. gefährliche Pläne gegen seinen königlichen Vetter Knut gesponnen hatte, wurde, vor kaum zwei Jahren seiner Haft entlassen, gegen den März 1208 unter Zustimmung des Königs Philipp zum Erzbischof von Bremen gewählt. Die alten Ansprüche des Bremer Erzstiftes auf die ostelbischen Wendenbistümer

lebten wieder auf. Das alte Spiel schien sich erneuern zu sollen: Waldemar, der Erzfeind der regierenden Linie des dänischen Königshauses, im Einverständnis mit dem deutschen König und den beschworenen Bedingungen seiner Befreiung zuwider in einer machtvollen Stellung nicht weit von den neuen Grenzen der dänischen Herrschaft und mit weit darüber hinausreichendem Einfluß! Das konnte nur bedeuten, daß dem allgemeinen Umschwung, der sich im Reiche schon vollzogen hatte, auch auf die von Dänemark besetzten Gebiete Geltung verschafft werden sollte. Und schon begann dort das Vordringen der Macht König Philipps seine Wirkung zu äußern! Schon hatten die kleinen Schweriner Grafen Gunzelin und Heinrich zu einer unverhüllt trotzigen Auflehnung den Mut gefunden, indem sie den Edlen Johann Gans von Putlitz aus dem noch vor kurzem dannenbergischen Elbeschloß Grabow, das er als dänisches Lehen innehatte, vertrieben.

König Waldemar durfte nicht länger zaudern. Mit starker Heeresmacht trat er gegen seinen Vetter an der Unterelbe auf, während der neue Graf von Holstein, die Schweriner Brüder angreifend, ihr Schloß Boizenburg zerstörte. Die Verheerung des ganzen Schweriner Landes, die hierauf folgte, mögen die Grafen Gunzelin und Heinrich ertragen haben in der Erwartung von Hülfe oder gar Lohn, die schon aus der Nähe zu winken schienen: König Philipp bereitete durch starke Rüstungen einen letzten entscheidenden Schlag gegen Otto IV. und zugleich gegen den mit ihm jetzt besonders eng verbündeten König Waldemar vor. Da fiel er in Bamberg unter fürstlicher Mörderhand (21. Juni 1208), das versammelte Heer zerstreute sich wieder.

Ein noch jäherer Umschwung als der von 1204 war die Folge dieser unseligen Tat. Die deutschen Fürsten, des ewigen Haders müde, erkannten jetzt einhellig Otto IV. als alleinigen Herrn an. Die Grafen Gunzelin und Heinrich von Schwerin, die diese Schwenkung rechtzeitig mitmachten, retteten dadurch ihre gefährdete Herrschaft; nur Wittenburg blieb noch in den Händen Albrechts von Orlamünde. Wie dann Otto IV. auf seinem Zuge durch Italien, an dem auch Heinrich von Schwerin teilnahm, durch sein Vorgehen gegen den Papst und dessen Schützling, König Friedrich von Neapel und Sizilien, den jugendlichen Sohn Kaiser Heinrichs VI., den Bannfluch auf sein Haupt zog (18. November 1210), da erlitt die mühsam errungene Einheit des Reichs schon wieder den ersten Stoß. Auch das bis dahin trotz gewisser geheimer Verpflichtungen, die Otto bei seiner einhelligen Erhebung übernommen hatte, ungetrübte Verhältnis zu Dänemark kühlte sich alsbald merklich ab. Indem Otto in feierlicher Urkunde von einem sächsischen Herzogtum redete, das nördlich der Elbe an Pommern und Rügen grenze, gemahnte er wieder an Rechte des Reiches, die inzwischen Dänemark an sich gerissen hatte. Und nun erschien gar wieder, ein untrüglicher Gradmesser der deutsch-dänischen Beziehungen, der Erzbischof Waldemar, ungeachtet seines inzwischen geleisteten Verzichts von Herzog Bernhard auf Wunsch des Kaisers zurückgeführt (1211), auf dem Bremer Stuhl!

König Waldemar konnte die Dinge jetzt kühler an sich herankommen lassen als im Jahre 1208. Soeben hatte er seine deutsch-slavische Ostseeherrschaft verstärkt durch Einfügung des der brandenburgischen Oberhoheit wieder entriessenen Pommerns. Vorher schon hatte er die Huldigung des polnischen Herzogs Mestwin von Hinterpommern erzwungen. Und Otto IV., ohnehin nicht ein Gegner von der Art des Staufers Philipp, wurde bald durch das Erscheinen des vom Papst begünstigten staufischen Gegenkönigs Friedrich nach Süddeutschland abgelenkt. Einstweilen verhielt sich der Dänenkönig ruhig abwartend. Als aber Otto dem König Philipp August von Frankreich, dem er als Bundesgenosse Englands entgegentrat, bei Bouvines unterlegen war (27. Juli 1214), brach er gegen den wieder in Pommern eingedrungenen Markgrafen und die Grafen von Schwerin los. Die Brandenburger wurden aus Pasewalk und Stettin verdrängt, Pommerns Abhängigkeit von Dänemark neu befestigt und die Schweriner Grafen nach Zerstörung ihrer neuen Feste Wotmunde (Gothmann) bei Boizenburg und nach Eroberung der brandenburgischen Feste Muchow endlich gezwungen, ihr mecklenburgisches Stammland, auf das sie außer ihrem linkselbischen Besitz jetzt beschränkt wurden, von König Waldemar zu Lehen zu nehmen. Nach Wittenburg kam jetzt auch Boizenburg in die Hände Albrechts von Drlamünde.

Mit diesen gegen Verbündete Ottos geführten Schlägen förderte Waldemar außer der seinigen auch die Sache des staufischen Gegenkönigs Friedrich. Er tat es nicht umsonst. Um die Wende des Jahres 1214/15 erntete er reichen Lohn: Friedrich trat ihm von Reichs wegen, was die Welfen niemals getan hatten, für seine Mitwirkung an der Bezwingung der „Feinde seines Kaisertums“ alle bis dahin jenseits der Elde und Elbe und in Slavien von Dänemark gemachten Eroberungen in aller Form ab. Es war nichts darunter, was Waldemar nicht schon tatsächlich besaß. Aber diese Preisgabe der großenteils dem Reiche erst vor kurzem erkämpften zukunftverheißenden Gebiete verbürgte doch dem Dänenkönig erst die Sicherheit seines junges Besitzes, lähmte die Kraft der deutschen Territorien, die bis zuletzt im Kampfe gegen die Ausbreitung Dänemarks ausgeharrt hatten. Als Friedrich bald darauf den welfischen Widerstand völlig brach, hatte es wohl den Anschein, als sollte die Minderung des Reiches, zu der er sich seinem königlichen Berufe zuwider und doch ihm zu Liebe herbeigelassen hatte, von Dauer sein. Waldemar jedenfalls tat alles, um diese Minderung zu verewigen; seine unablässigen und von Rom aus nachdrücklich geförderten Bestrebungen, auch in kirchlicher Hinsicht die Machtfülle Heinrichs des Löwen zu erringen, ja mehr noch: die deutsch-slavischen Bistümer nicht allein seinem Investiturrecht zu unterwerfen, sondern sie auch aus ihrem Zusammenhang mit dem deutschen Kirchenwesen zu lösen und zu einem rein dänischen Verbande zu vereinigen, lassen den Glauben an den endgültigen Charakter seiner Errungenschaften, oder doch wenigstens sein zielbewußtes Arbeiten daran deutlich erkennen.

*

*

*

Die Dbotritenherrschaft war von der Unruhe der Zeit nur wenig in Mitleidenschaft gezogen, seit Nicolaus (1200) bei Waschow den Heldentod gefunden und als erster Fürst in dem wiedererstandenen Kloster Doberan zur ewigen Ruhe gebettet war. Fest an Dänemark gekettet, war sie nicht zu der gefährlichen Politik des Labierens verurteilt, wie sie die staatsrechtlich unklaren Verhältnisse der Schweriner Nachbargrafschaft mit sich brachten. Jetzt wieder in der Hand Burwys vereint, hat sie dadurch kaum soviel an Macht gewonnen, um überhaupt den Gedanken einer selbständigen Stellungnahme gegenüber den bewegenden Fragen des nordöstlichen Staaten- und Völkerlebens aufkommen zu lassen.

Einmal allerdings könnte sie doch unter Anschluß an Brandenburg den Versuch einer Auflehnung gegen die dänische Oberherrschaft gewagt haben, wenn nämlich die 1211 von den Dänen zerstörten Burgen Nienburg (Neuburg) und Lichtenhagen wirklich auf die zwischen Rostock und Wismar gelegenen Orte dieses Namens zu beziehen sind. Wenn überhaupt, so war dies Abirren von dem durch die Machtverhältnisse vorgezeichneten Wege jedenfalls nur ganz vereinzelt und vorübergehend und hat keinerlei erkennbare Folgen nach sich gezogen.

Die Ruhe, die der ohne greifbare Spuren eines eigenen staatlichen Willens im Schlepptau der dänischen Politik fortgezogenen Herrschaft beschieden war, kam dem Wiederaufbau des Landes, seiner Bevölkerung mit deutschen Bauern, der Errichtung von Mittelpunkten des Kulturfortschrittes durch die Gründung von Städten und dem auf dieser Grundlage erst fest und sicher verankerten und ausgebauten Kirchenwesen zustatten. Dieser Entwicklung, die trotz der Dänenherrschaft an das Werk Heinrichs des Löwen anknüpfte, es unaufhaltsam fortführte und endlich die durch Bribislavs unbeugsamen Slavensinn mitten durch das mecklenburgische Land gerissene Kluft überbrückte und völlig wieder schloß, nicht nur hilfreich die Hand geboten, sondern sie mit nachdrücklicher Tatkraft gefördert zu haben, ist das bleibende geschichtliche Verdienst Heinrich Burwys, sein eigentliches Lebenswerk.

Und während Burwy noch den Grund bearbeitete und festigte, auf dem das deutsche Mecklenburg erwachsen sollte; während seine Söhne Heinrich Burwy II. und Nicolaus II. unter den Augen und der Oberleitung des Vaters sein Werk in den ihrer besonderen Obhut anvertrauten Landesteilen — Heinrich im Rostocker, Nicolaus im Mecklenburger Territorium — nachdrücklich förderten, begann schon das kaum gesäte mecklenburgische Deutschtum auf die entlegensten Ostseegegenden seine Wirkung zu erstrecken, auch hier deutschem Wesen die Bahn frei machend. Der greifbare Nutzen, den ihnen die Förderung des Christentums unter den Heidenvölkern des Ostens bringen konnte, war jetzt den nüchternen Stämmen des deutschen Nordens nicht mehr verborgen. So fiel die Predigt des Kreuzes, durch die der Cisterciensermönch Christian von Oliva gegen die heidnischen Preußen aufrief, auf fruchtbaren Boden. 1219 sehen wir den Bischof Brunward von Schwerin seine Preußenfahrt vorbereiten, die endlich 1223 in Gemeinschaft mit

anderen weltlichen und geistlichen Fürsten des deutsch-slavischen Ostens erfolgt zu sein scheint. Der von Christian zur Bekämpfung des Heidentums ins Leben gerufene Ritterorden (1225) hatte unter der kleinen Zahl seiner Glieder verhältnismäßig viele Angehörige mecklenburgischer Adelsgeschlechter; er hatte auch vorübergehend Grundbesitz auf mecklenburgischem Boden in dem Hofe Sellin bei Neukloster.

In dem noch entlegeneren Livland hatte schon seit 1199 der dritte dort wirkende Bischof, der einstmalige Bremer Domherr Albert, zum Kampf wider das Heidentum aufgerufen. Der Papst hatte den Livlandsfahrern den Ablass der Kreuzfahrer zugebilligt (1204). Einige Jahre später (1211) begleitete Bischof Philipp von Raseburg mit anderen Bischöfen, Rittern und Pilgern den von einer deutschen Reise nach Livland zurückkehrenden Bischof Albert, förderte seine Sache durch friedliche Verhandlungen wie durch erfolgreiche Kämpfe mit Esten und Liven und führte durch zwei Jahre die Stellvertretung des wieder nach Italien und Deutschland gereisten Landesbischofs. Endlich war auch Heinrich Burwy, um sein gelobtes Kreuzfahrtjahr zu erfüllen, dem Rufe gefolgt, den der Johannes 1218 auf den Schleswiger Hoftag zu Verhandlungen mit Dänemark geeilte, schwer bedrängte Bischof wieder erhoben hatte. Schwere Kriegsarbeit harrete seiner im Lande der Esten besonders gegen die Harrionen und Revaler, und auch den glorreichen Sieg am Embach über die gewaltige Übermacht der in Schwand eingefallenen Russen hat er in Gemeinschaft mit den Rittern des Schwertordens erkämpfen helfen. Mochten auch alle diese Unternehmungen in erster Linie kirchlichen Zwecken dienen, mochte Burwy mit seinem aus deutschen und wendischen Edlen bestehenden Gefolge bei seinem Eingreifen in diese Kämpfe mehr die Sache seines dänischen Lehensherrn im Auge gehabt haben, der seine Hand jetzt auch nach diesem Teil der Ostseeküste ausstreckte, so ist doch gleichwohl dies alles der Ausbreitung deutscher Kultur zugute gekommen, wenn hier auch nicht in dem Maße endgültige Verhältnisse geschaffen wurden wie in den westlicheren Landschaften.

* * *

Von den beiden Schweriner Grafen, die endlich unter die dänische Botmäßigkeit gezwungen waren, hatte die dänische Politik den älteren, Gunzelin II., durch Bande der Freundschaft noch fester an sich zu ketten gewußt: König Waldemar hatte 1217 eine Vermählung zwischen seinem natürlichen Sohne, dem mit der Grafschaft Halland belehnten Nicolaus, und Gunzelins einziger Tochter, Oda, zustande gebracht. Da in der Grafschaft die weibliche Lehensfolge nicht ausgeschlossen war, bot sich hier eine Gelegenheit, den dänischen Einfluß noch über das schon Erreichte hinaus zu steigern und zu befestigen. Und in der That wurde der jungen bruderlosen Gräfin als „rechtmäßiger Erbin der väterlichen Güter“ von ihrem Vater die Hälfte von Schloß und Land Schwerin verschrieben. Da man sah ihren jungen dänischen Gatten

alsbald als anerkannten Teilhaber an dieser Hälfte zusammen mit den Schweriner Brüdern über Angelegenheiten der Grafschaft verfügen.

Der jüngere Graf Heinrich mochte schwer daran tragen, einen dänischen Eindringling neben sich sehen zu müssen, der darauf ausging, ihn und seine Söhne aus der Hälfte der ohnehin kleinen Grafschaft vollends zu verdrängen. Freundliche Gefühle gegen Dänemark waren es wohl nicht, die ihn 1219 seine immer noch bestehende Verbindung mit dem Deutschen Reiche befestigen und das Schloß Lenzen vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu Lehen nehmen ließen, wenn er auch in der hierbei eingegangenen Verpflichtung zum Beistande gegen jedermann seinen dänischen Lehnsherrn ausdrücklich hatte ausnehmen müssen. Inzwischen schien doch die ihm drohende Gefahr in etwas weitere Ferne gerückt zu sein: den jungen dänischen Grafen hatte schon 1218 der Tod dahingerafft, bald war ihm seine Gattin gefolgt; als einziger Träger der dänischen Pläne war hier nur noch das eben erst geborene Söhnlein beider, der junge Nicolaus, übrig geblieben. Graf Heinrich, dessen Tatendrang in den ruhigen, geordneten und durch die Haltung des Reichs gesicherten Verhältnissen Nordalbingiens keine Gelegenheit zur Betätigung fand, schiffte sich ein zur Kreuzfahrt nach Agypten, wo vor kurzem Damiette nach vielen und schweren Kriegsdrangsalen in die Hände der Kreuzfahrer gefallen war (5. Novbr. 1219). Im August 1220 betrat er, nur mit knapper Not der Flotte des Sultans entronnen, den Boden Agyptens.

Während der Graf hier bei dem mißlungenen Unternehmen gegen Kairo, zu dem das Christenheer sich endlich nach langer Untätigkeit aufgerafft hatte, seine Unerfrohenheit und Tatkraft bewährte, wofür er vom Kardinallegaten Pelagius, dem Führer des Unternehmens, einen in Saspis eingeschlossenen Blutstropfen Christi zum Lohne empfing, nutzten in der fernen Heimat die Dänen seine Abwesenheit. Gegen Neujahr 1221 war sein Bruder Gunzelin II. verschieden. Sogleich befahl König Waldemar dem Grafen Albrecht von Orlamünde, für seinen und Gunzelins dreijährigen Enkel Nicolaus die Hälfte der Grafschaft Schwerin in Besitz zu nehmen und bis zu dessen Mündigkeit zu verwalten. Starb der junge Graf vorher, so sollte dieser Besitz nicht etwa dem Grafen Heinrich oder seinen Erben zurückgegeben werden, sondern als eröffnetes Lehen an die dänische Krone fallen.

Graf Heinrich fand, als er von seinen ägyptischen Gefährnissen in die Heimat zurückkehrte, die Hälfte der Grafschaft in den Händen des dänischen Statthalters. Als er am Gründonnerstage 1222 (31. März) das in Mühen und Kämpfen gewonnene heilige Blut dem Bischof Brunward zur Aufbewahrung in der gräßlichen Begräbnistapelle des Doms übergab, mag in seinem Herzen die Freude der zahlreich zusammengeströmten Geistlichen und Laien, die das hohe Heiligtum in feierlicher Prozession und mit frommen Gesängen geleiteten, nur einen schwachen Widerhall gefunden haben. König Waldemar hatte seine neueste Errungenschaft mit so starken Sicherungen umgeben, daß dem Grafen kaum noch ein Hoffnungs- schimmer bleiben konnte: Nicht allein, daß der Graf von Orlamünde sich

durch feierlichen Vertrag auf die Erfüllung des königlichen Willens hatte verpflichten müssen; noch 26 Bürgen wachten darüber, unter ihnen die drei Obotritenfürsten, Heinrich Burwy und seine Söhne, und die Grafen Bolrad und Heinrich von Dannenberg. Heinrichs Bitten um Rückgabe dessen, was er als sein rechtmäßiges Erbe beanspruchen durfte, fanden bei König Waldemar kein geneigtes Ohr. Hatte dieser doch schon unzweideutig bekundet, daß er sich dem kleinen deutschen Vasallen gegenüber nicht an Recht und Gerechtigkeit gebunden glaubte, indem er das Erbgut von dessen Schwiegermutter, der Witwe des pommerischen Dynasten Bogislav von Schläme, einzog. Und vielleicht drohte dem Grafen und seinen Söhnen von der Ungnade des Königs noch härtere Gewalt. Da griff der Leidenschaftliche zu verzweifelter Selbsthülfe, die ihn entweder vollends verderben, oder seine schon fast verlorene Sache mit einem Schlage wieder herstellen mußte.

Der König hatte sich mit seinem ältesten Sohn im Frühjahr 1223 auf das einsame, der Südwestküste Jünens vorgelagerte Eiland Lybe begeben. In dem kleinen Gefolge befand sich auch Graf Heinrich, den friedliche Verhandlungen an den Königshof geführt hatten. Der ersah sich in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai, als nach schwerem Gelage der König und die Seinen von tiefem Schlaf bewältigt darniederlagen, die günstige Gelegenheit, raubte mit wenigen Getreuen den König nebst seinem Sohne aus ihrem Zelt und entführte beide auf seinem Schiff, nachdem er die Fahrzeuge des Königs durch eingehauene Löcher zur Verfolgung unfähig gemacht hatte. Durch das dänische Herrschaftsgebiet im Süden der Ostsee hindurch, die beiden gefangenen Könige — auch der Sohn war schon gekrönt — sorglich in Wäldern verbergend, gelangte der Unerfroffene, der nicht einmal in seiner eigenen Grafschaft Schutz fand, mit seiner kostbaren Beute in sein brandenburgisches Lehen, die Burg Lenzen, den einzigen festen Platz, über den er außerhalb des dänischen Machtbereichs gebot; aber doch noch in gar zu bedrohlicher Nähe desselben. So wurden die beiden Waldemare in die gesichrtere, jenseits der Elbe gelegene Burg Dannenberg übergeführt, die Graf Bolrad, der erste der dänischen Vasallen, der mit Heinrich gemeinsame Sache zu machen wagte, zur Verfügung stellte.

Mit Windeseile flog durch Europa das Gerücht der unerhörten That, durch die der Größten einer jäh von ragender Höhe gestürzt war. Dänemark war durch starren Schreck gelähmt. Der mächtige Wille fehlte, der durch die Anspannung aller Kräfte des kleinen Volkes dem Dänenstaat die herrschende Stellung im germanischen Norden wie im deutsch-slavischen Osten bis dahin erhalten hatte. Unschlüssigkeit und Trägheit, Erschlaffung nach übermäßiger Kraftanstrengung griffen Platz; eine dumpfe Niedergeschlagenheit, aus der wohl Klagelieder ertönten, aber keine That geboren wurde. Im deutschen Osten atmeten aber doch manche erleichtert auf, als sie sich plötzlich von der eisernen Faust des Bändigers befreit sahen. Es war wohl nicht gerade Trauer über den Sturz des Königs, was den alten Burwy veranlaßte, von der trockenen Sachlichkeit des üblichen Formelwesens abzugehen und seine Urkunden in diesem Schicksalsjahr des

Nordens zu datieren „im Jahre des Heils 1223, da der Dänenkönig Waldemar gefangen wurde“.

Dem Osten allerdings erblühte aus diesem Ereignis nicht sogleich die Befreiung. Die Dänen, durch den verwegenen Handstreich des Grafen zugleich ihres gegenwärtigen und zukünftigen Gebieters beraubt, hatten sich in der Person des Grafen Albrecht von Orlamünde einen neuen Führer erkoren. Schon ohne die ihm jetzt übertragene Gewalt des Reichsverwesers gebot dieser Mann über Holstein, Razeburg und das westliche Mecklenburg mit der Grafschaft Schwerin. So war er der mächtigste Mann in der nordalbingisch-slavischen Herrschaft Dänemarks. Und wenn es ihm auch nicht gelang, die Kräfte des doppelt verwaisten Reiches in der alten Art zusammenzufassen und zu rettender Tat mit sich fortzureißen, so vermochte er doch an dieser gefährdetsten Stelle den allgemeinen Zusammenbruch wenigstens noch aufzuhalten.

Abzuwenden war er freilich nicht mehr, denn nun trat auf einmal der Kaiser aus der Zurückhaltung heraus, die er bis dahin gegenüber den Dingen des Nordostens beobachtet hatte. Aus dem fernen Sizilien begrüßte er die Tat des Grafen. Er schien fest entschlossen, jetzt die Wiedererlangung der durch seine eigene Schuld unter dänische Botmäßigkeit geratenen Reichslande durchzusetzen. Dazu aber mußte er die gefangenen Könige erst in seine Gewalt bringen. Der Bischof von Würzburg hatte zu diesem Zweck schon Verhandlungen mit dem Grafen Heinrich angeknüpft. Kaiser Friedrich II. billigte sie ausdrücklich und feuerte außerdem noch den Erzbischof Engelbert von Köln und den Bischof Konrad von Hildesheim an, sich der Sache tatkräftig anzunehmen. Nun erhoben alle, die der auf Deutschlands Boden gesetzte Fuß Dänemarks niedergetreten hatte, von neuer Hoffnung beseelt, wieder ihr Haupt: den Grafen Adolf von Schauenburg, Adolf von Dassel, Volrad von Dannenberg mit vielen anderen erschien als eine Verheißung ersöhnter Vergeltung der Hoftag zu Nordhausen, auf dem im Beisein des jungen Königs Heinrich, des Sohnes Kaiser Friedrichs II., und des Erzbischofs Engelbert die Verhandlungen mit dem Schweriner Grafen zu Ende geführt wurden (24. September 1223). Graf Heinrich verpflichtete sich, nach Empfang von 50 000 Mark Silber für sich und 2000 Mark für seine Freunde dem Kaiser und dem König seine beiden Gefangenen zu überliefern zu völlig freier Verfügung; nur durften sie sie nicht freilassen, sie hätten denn vorher dem Schweriner Grafen Urfehde geschworen und auf das ganze dem Reiche entzogene Gebiet diesseits der Eider verzichtet. Außerdem wurde dem Grafen die Belehnung mit einer 200 Mark jährliche Einkunft tragenden Burg, die Erbauung einer Burg im Lande Boizenburg (Wotmunde) auf Reichskosten und die Beschaffung des ihm vom Dänenkönig widerrechtlich entzogenen Erbes seiner Schwiegermutter oder anstatt dessen 2000 Mark zugesichert. Sogleich sollten Verhandlungen mit dem Dänenkönig über das Lösegeld und die Landabtretungen eröffnet, aber auch für den Fall kriegerischer Verwickelungen die Gewinnung von Bundesgenossen betrieben werden. Besonders für die Brandenburger, die

Grafen von Schauenburg, Dassel und andere von Dänemark Geschädigte war die Kriegshülfe die Bedingung ihrer nach der Wiedererlangung der nordalbingisch-baltischen Lande in Aussicht genommenen Wiedereinsetzung in ihre früheren Herrschaften. Darüber sollte der Schermer Graf befinden, dessen Zurückführung in seinen alten Besitz an keine Bedingung geknüpft war.

Der Kriegsfall schien fürs erste nicht eintreten zu sollen. Dänemark hatte immer noch nicht die Kraft zu entschlossenem Handeln wiedergefunden. Klagen wandte man sich an die römische Kurie. Sie hatte sich ja oft genug als Stütze der dänischen Machtbestrebungen erwiesen. Papst Honorius III. ging sogleich mit den Schreckmitteln, über die die Nachfolger Petri verfügen, gegen Graf Heinrich vor: unter Androhung des Bannes und des Interdikts über eine ganze Diözese forderte er, daß er den durch Bruch des Treueides und verruchte Gewalttat auf sich geladenen Mafel tilge und in Monatsfrist den König mit seinem Sohne der Freiheit wiedergebe (31. Oktober 1223). Fast gleichzeitig erließ er Mandate an den Erzbischof von Köln und an die Bischöfe von Verden und Lübeck, seinem Befehl an den Grafen Nachdruck zu geben und im Falle des Ungehorsams mit den angedrohten Strafen einzuschreiten. Auch vom Kaiser forderte er Mitwirkung an der Befreiung der Gefangenen und strenge Züchtigung des Grafen, auf die Todesstrafe hinzeigend, sie aber dann in apostolischer Milde weit von sich weisend. Die Bürger von Lübeck aber ermahnte er, in der Treue gegen ihren König auch im Unglück nicht zu wanken.

Mit solchem Nachdruck trat die Kurie für ihren Schützling, ihren „in Sonderheit geliebten Sohn in Christo“ in die Schranken, in gewohnter Weise viele Unschuldige wegen eines einzigen als schuldig Erkannten bedrohend, den Verfolgten der Freundschaft, Anhänglichkeit und Untertanentreue beraubend, deren geheiligte Bande kraft göttlichen Rechts zu zerreißen sie sich anmaßte. Mehr noch als die von Waldemar gelobte Beteiligung an dem geplanten großen Kreuzzuge war es doch wohl ein rein politischer Gesichtspunkt, der den Papst zu so entschiedenem, der Haltung der Reichsgewalt völlig entgegengesetztem Vorgehen veranlaßte: die den deutschen Norden in Schwach haltende dänische Großmacht hatte sich gegenüber dem durch innere Parteiungen zerrissenen Deutschen Reiche als eine so wirksame Waffe in den Händen der Päpste bewährt, daß Honorius gerade jetzt, wo der frühere „Paffenkönig“ Friedrich II. eine selbständige und den Interessen der Kurie durchaus nicht mehr angepaßte Haltung einzunehmen wagte, ihre zu befürchtende Zertrümmerung mit allen Mitteln hintanzuhalten versuchen mußte.

Indes zu einem wirklichen Bruch wollten es beide Teile noch nicht kommen lassen. Davon hielt den Kaiser die Rücksicht auf sein sizilisches Erbreich, den Papst die Sorge um das Zustandekommen der allgemeinen Kreuzfahrt zurück. So fielen die Vermittlungsverhandlungen, die der Kreuzordensmeister Hermann von Salza bei der Kurie wie bei der Reichshordensmeister Hermann von Salza bei der Kurie wie bei der Reichsgewalt einleitete, auf fruchtbaren Boden. Der Vertrag, den er als Beauftragter des Reichs am 4. Juli 1224 mit König Waldemar zustande

brachte, trug in ausgeprägtestem Maße die Züge eines Kompromisses zwischen dem kaiserlichen und dem päpstlichen Standpunkt: An erster Stelle der Bedingungen der Freilassung stand jetzt die förmliche Verpflichtung auf einen im August 1226 anzutretenden Kreuzzug oder die Zahlung an 25 000 Mark Silber für den Fall einer gerechtfertigten Verhinderung, selbst einer solchen durch den Tod. Die Rückgabe des überelbischen Landes an das Reich wurde allerdings noch im Prinzip aufrecht erhalten, doch blieb Albrecht von Orlamünde im Besitze seiner Lehen einschließlich Lauenburgs und Wittenburgs; er sollte sie fortan vom Reiche empfangen. Nur die Länder Boizenburg und Schwerin hatte er an den Schweriner Grafen abzutreten, der sie ebenfalls als Reichslehen empfangen sollte. Als solche die Länder Slaviens (Mecklenburg, Pommern, Rügen) durch Rechtspruch oder aus Gnaden zurückzuerhalten, wurde sogar dem König Waldemar in Aussicht gestellt, der jedoch für sein ganzes Reich die Oberlehensherrlichkeit des deutschen Kaisers anzuerkennen hatte.

Die ihrer Herrschaften beraubten Freunde Heinrichs von Schwerin waren die Opfer dieses Kompromisses. Was ihnen in Nordhausen in Aussicht gestellt worden war, davon war in Dannenberg keine Rede mehr. Graf Heinrich selber mußte Opfer bringen: anstatt der vom Reiche verheißenen 52 000 Mark war er jetzt auf 40 000 Mark herabgesetzt, die ihm die Dänenkönige als Lösegeld zahlen sollten. Von seiner Belehnung mit einer Burg des Reiches war es still geworden, nur Wotmunde sollte ihm wieder aufgebaut werden. Die Entschädigung seiner Schwiegermutter hatte König Waldemar übernehmen müssen. Und mit seinem kleinen auf Schwerin und Boizenburg beschränkten Reichslehen wäre er nach wie vor eingekleidet gewesen zwischen die slavischen Vasallen Dänemarks und dessen fast bei voller Macht erhaltenen Parteigänger Albrecht von Orlamünde. Allein die drei Wendenbistümer Lübeck, Rakeburg und Schwerin, die jetzt der Investitur des Reiches unterstellt werden sollten, hätten diesem und dem Grafen hier noch etwas Halt geben können.

Gleichwohl hat Graf Heinrich sich diesen Abmachungen nicht widersetzt, sie vielmehr mit seinem Siegel bekräftigt. Aber die Hartnäckigkeit der Dänen überhob ihn und das Reich der übernommenen Verpflichtungen. Als am Michaelistage in Bardowiek die Abmachungen zur Tat werden sollten, verwarfen die in Blekede versammelten Dänen den Vertrag und führten das schon mitgebrachte Lösegeld in ihren Schiffen wieder fort. Den Königen eröffneten sich anstatt der Freiheit wieder die Tore der Feste Dannenberg.

Das Mittel friedlicher Verhandlung war erschöpft. Die Zeit verlangte nach Männern der Tat. Die Friedensbemühungen vermochten es jetzt nicht mehr zu hindern, daß aus der Tat des Schweriner Grafen neue geboren wurden. Zu unwiderstehlich reizte das Darniederliegen Dänemarks alle die, deren schon erregte Hoffnungen auf Wiedererlangung ihres einstigen Besitzes durch den schwächlichen Versuch eines Ausgleichs unüberbrückbarer Gegensätze zu Schanden geworden waren. Schon im Frühjahr 1224 hatte der neue frische Luftzug, den Heinrich von Schwerin

im Norden angefacht hatte, dem Dänenprinzen Waldemar, der einst als Bischof von Schleswig und später als Erzbischof von Bremen seine Bettern auf dem dänischen Königsthron mit so unverföhnlicher Feindschaft verfolgt hatte, keine Ruhe mehr gelassen. Sein Versuch, über die Elbe in Waldemars Reich einzufallen, war zwar am Widerstande Albrechts von Drlamünde gescheitert. Aber er hatte doch gezeigt, daß hier im Norden der Gedanke an ein bewaffnetes Vorgehen gegen Dänemark selbst im Kreise der Kirchenfürsten nicht mehr unbedingt abgelehnt wurde: Der Bremer Erzbischof Gerhard hatte dem Unternehmen seine Unterstützung geliehen und nach dem Fehlschlag den dänischen Statthalter mit dem Bann bedroht. Papst Honorius sah sich abermals genötigt, zu Gunsten der so ängstlich behüteten dänischen Macht einzuschreiten und dem Erzbischof seine Mißbilligung auszudrücken (31. Juli), daß er in offenbarem Widerspruch mit den auf die Befreiung der Dänenkönige gerichteten Weisungen seines höchsten geistlichen Oberherrn mit jenem „verruichten Abtrünnigen“ gemeinsame Sache gemacht hatte.

Unmöglich konnte aber die Wirkung solcher Beschwichtigungsversuche das Scheitern der Verhandlungen überdauern. Die Reichsgewalt zwar raffte sich auch jetzt nicht zum Handeln auf, und Adolf von Dassel war kurz darauf gestorben. Aber alle, in denen das Unglück der Dänenkönige die Hoffnung auf eine bessere Zukunft des deutschen Nordens erweckt hatte, scharten sich jetzt um den, dessen kühne Tat die Wendung des Schicksals herbeigeführt hatte. Heinrich von Schwerin war der geborene Führer, als der deutsche Norden nach nutzlosem Verhandeln wieder Vertrauen zu seinem Schwert faßte; galt es doch sein Werk zu Ende zu führen. Als er gegen Ausgang des Jahres 1224 die Elbe überschreitend ins Land des Drlamünders eindrang, geleitete ihn wohl Volrad von Dannenberg. Graf Adolf von Schauenburg konnte ihm nicht mehr in seine schon so lange verlorene Herrschaft folgen. Er lag im Sterben. An seiner Statt faßte sein junger Sohn Adolf IV. durch einen kühnen Zug nach Ikehoe die Erhebung der Holsten für ihr altes Grafenhaus an. Da hielt auch der Erzbischof Gerhard von Bremen die päpstliche Vermahnung nicht mehr vom Freiheitskampfe zurück, er schloß sich dem Schauenburger an. Und von Osten her eilte der junge Heinrich Burwy mit einem deutschobotritischen Heere herbei. Der einzige deutsche Fürst, der mit dem dänischen Statthalter gemeinsame Sache machte, war der Welfe Otto von Lüneburg. Über die vereinten Heere beider gewann der Schweriner Graf bei Mölln im Januar einen blutigen Sieg. Albrecht von Drlamünde selber und manche seiner Ritter gerieten in des Grafen Heinrich Gefangenschaft. Dänemark war zum zweiten Male führerlos. Nun erhob sich auch Lübeck gegen die dänische Herrschaft. Mit seiner Hülfe wurde die Übergabe der Feste Røgeburg erzwungen. Im Februar fiel Hamburg in die Hände des Schauenburgers, der jetzt wieder den Titel des Holstengrafen führte. Und wenn auch Lauenburg, das den ersten Ansturm auszuhalten hatte, sich standhaft behauptete, so müssen doch weiter im Osten die Verbündeten die Herren der Lage gewesen sein. Jedenfalls war Graf

Heinrich wieder im Besitz seiner alten Schweriner Stammburg, und er hielt sie für so gesichert, daß er nicht allein den gefangenen dänischen Statthalter, sondern auch die beiden Könige aus Dannenberg dorthin bringen ließ.

Solchen Schicksalschlägen hielt die Hartnäckigkeit der Dänen doch nicht Stand. Jetzt boten sie selber die Hand zu neuen Verhandlungen. Durch die Gefangennahme Albrechts von Drlamünde war der Verlust ihrer Herrschaft im Süden der Ostsee besiegelt. Um sich vor weiteren Schädigungen zu bewahren, galt es vor allem, wieder einen Führer zu gewinnen, in dessen Hand die Geschicke des Volks sicher ruhten. Schon am 1. November hoffte man den seiner Haft entlassenen, so schwer entbehrten König wieder über seinem Reiche walten zu sehen. Aber die Verhandlungen mit dem Schweriner Grafen und seinen Bundesgenossen kamen erst am 17. November zum Abschluß. Das Lösegeld wurde auf 45 000 Mark reinen Silbers nebst dem Schmuck der verstorbenen Königin außer der Krone, ferner auf 100 Pferde und 100 Ritteranzüge festgesetzt. Die Zahlung war ratenweise geregelt in der Art, daß außer einer zu Fastnacht fälligen Summe von 3000 Mark bei Zahlung von 6000 Mark die Freilassung des Königs, bei Zahlung weiterer 9000 Mark die seines Sohnes erfolgen sollte. Doch sollten ersteren seine beiden jüngsten Söhne Abel und Christoph, letzteren sein jüngerer Bruder Erich in der Haft ablösen. Mit den weiteren Raten sollte in der Befreiung der Königsöhne und der außerdem zu stellenden 40 Geiseln fortgefahren werden. Doch sollten auch nach Abtrag der im August 1227 fälligen letzten Rate noch einer der jüngsten Königsöhne und die übrig gebliebenen Geiseln zehn Jahre lang als Bürgschaft für die von König Waldemar zu leistende Urfehde in Haft bleiben. Das Hauptergebnis der Verhandlungen war aber die Rückgabe des Gebiets zwischen Eider und Elbe an das Reich mit ausdrücklichem Einschluß der Herrschaft Burwys und aller Länder Slaviens. Nur Rügen sollte den Dänen noch bleiben.

Was die Reichsgewalt nicht zustande bringen konnte, das hatte eine geringe Zahl mindermächtiger norddeutscher Fürsten, ganz auf sich gestellt, ohne Hülfe des Reiches, ja in unverhülltem Gegensatz zum Haupte der Christenheit, mit dem Schwert in der Faust erzwungen. Ein kleiner deutscher Graf, aus seinem Erbe verdrängt und fast ohne Macht, hatte nicht allein den Anstoß gegeben zu einer Umwälzung der Machtverhältnisse des Nordens; er hatte sie, seit ihm durch die Einmischung des Reiches nicht mehr die Hände gebunden waren, sogar mit wenigen Freunden durchzuführen vermocht. Die verwegene Selbsthülfe, mit der er, unbekümmert um die Satzungen des bürgerlichen oder des kanonischen Rechts, sich einst in seiner höchsten Bedrängnis der beiden Könige bemächtigte, hatte sich als einer der Akte befreiender Gewalt erwiesen, deren die Völker zu ihrem Heil dringender bedürfen als schwächlicher Friedseligkeit. So hatte er endlich dem deutschen Norden die Befreiung vom Dänenjoch gebracht. Dänemark selber hatte die Neuordnung der Dinge, seine Ausschaltung aus

den ostelbischen Landen bis auf einen geringen Rest, durch feierlichen Vertrag anerkannt.

Dänemark erfüllte auch die Bedingungen dieses Vertrages, bis König Waldemar am 21. Dezember 1225 und sein gleichnamiger Sohn Ostern 1226 ihrer Haft entledigt waren. Da nahm sich der Papst wieder seines besonders geliebten Schützlings an. Demselben Honorius III., der sich noch vor kurzem gar nicht abgeneigt gefunden hatte, eine Teilung der aus dem Königsraube erwachsenden Beute zuzulassen, fiel es jetzt, da er und die Kirche leer ausgehen sollten, schwer auf die Seele, daß der Schweriner Graf sich noch nicht von dem Mafel seiner Tat gereinigt, vielmehr seine Sünde noch durch einen dem König abgezwungenen Eid gesteigert und zum Schimpf des apostolischen Stuhls das Kreuzzugsunternehmen durch das schwere, dem König abgepreßte Lösegeld geschädigt hatte. Er verlangte vom Grafen die unweigerliche Rückgabe der empfangenen Geiseln und Geldsummen an König Waldemar (9. Juni). Und kurze Zeit darauf (26. Juni) scheute er, der die Tat des Schweriners bis in die Hölle verdammte, nicht davor zurück, den Dänenkönig von seinem Eide als einem erzwungenen in aller Form zu entbinden und dadurch die Mitschuld des Bruches eines eben erst feierlich beschworenen Vertrages auf sich zu laden, wodurch über das kaum seiner jungen Freiheit froh gewordene ostelbische Land neue schwere und blutige Kämpfe verhängt wurden.

Der Kaiser allerdings, dem der Papst eine Unterstützung seiner Forderung beim Grafen zugemutet hatte, erwies sich nicht willfährig. Mochten seinen Gedankenkreisen und Plänen die Dinge des Nordens noch so fern liegen, so war er doch nicht der Mann, den großen Gewinn, der hier ohne sein Zutun dem Reiche in den Schoß gefallen war, einem mit ihm fast immer im Streit liegenden Papste zu Liebe wieder fahren zu lassen. Er stellte sich im Gegenteil durchaus auf den Boden der hier zum Leidwesen des Papstes und zum Schaden Dänemarks vollendeten Tatsachen, indem er noch im Juni die der Dänenherrschaft entrissene Stadt Lübeck in die Reichsfreiheit erhob und auch die umliegenden Landschaften von Hamburg, Rakeburg, Wittenburg, Schwerin wie die Herrschaft Burwys als seinem kaiserlichen Gebote unterworfen behandelte.

Mochte aber wirklich der Kaiser zeitweilig Pläne erwägen, die über das bisher Erreichte hinausgingen und an die Züchtigung des welfischen Dänenfreundes den Gedanken eines Fußfassens der staufischen Hausmacht im Norden knüpften; die italienischen Dinge drängten sie doch bald wieder in den Hintergrund. Von so vorübergehenden Regungen konnte jedenfalls keine tätige Unterstützung erhofft werden, als der unter päpstlichem Segen begangene Friedens- und Vertragsbruch Dänemarks die deutschen Osteeleande von neuem von dem Getöse der Waffen wiederhallen ließ. Dagegen zeigte sich sogleich, daß Dänemark in der Hand seines befreiten Königs Waldemar ein anderer Gegner war als noch vor kurzem unter dem deutschen Statthalter Albrecht von Drlamünde. Dem fehlte es zwar nicht an zäher Hartnäckigkeit: um ihretwillen saß er noch immer in Schweriner Schloß gefangen, weil er sich den Bedingungen seines glück-

licheren Gegners nicht unterwerfen wollte. Aber der Geist vorwärtsdrängender Kraft, der Unterordnung aller unter einen Zweck war erst mit dem König wieder nach Dänemark zurückgekehrt. Und nicht allein die gesammelte Kraft seiner Nation stand ihm zur Verfügung, als er das im Vertrage Preisgegebene mit Waffengewalt wieder an sich zu reißen, die Eider überschritt; auch jetzt hatte sich Otto von Lüneburg wieder auf die dänische Seite geschlagen und hielt den Erzbischof von Bremen an der Elbe fest. So waren es, außer dem jungen Holstengrafen Adolf mit seinem Landesaufgebot, nur Heinrich von Schwerin, Volrad von Dannenberg und die Lübecker mit ihrem Bischof, die dem König bei Rendsburg entgegen trafen. Sie waren ihm nicht gewachsen und hatten nach tapferem Kampfe die feste Eingangspforte des holsteinischen Landes an die Dänen verloren (nach Michaelis 1226).

Verstärkung tat dringend not. Herzog Albrecht von Sachsen, den die verbündeten Grafen schon vor dem Ausbruch des neuen Kampfes um Hilfe angegangen hatten, stieß, aus Italien heimgekehrt, Ende 1226 mit ansehnlichem Gefolge zu ihnen. Die Aussicht, die seinem Vater Bernhard von den Dänen entzogene Herrschaft wiederzugewinnen, das alte Sachsenherzogtum, dem sich die bedrängten Grafen willig unterordneten, über Nordalbingien wieder aufzurichten, und gewiß auch das Einverständnis des Kaisers machten den tapfern und beim Kaiser wohlangesehenen Fürsten geneigt, diesen Kampf auf sich zu nehmen. Seine nicht bedeutende Macht gewann sogleich den verheißenen Zuwachs in Razeburg, das die Grafen ihm überließen. Besonders eng verband er sich mit dem von der Rache Waldemars am schwersten bedrohten Grafen Heinrich von Schwerin. Indem er ihm, der die schon winkende Reichsunmittelbarkeit bereitwillig zum Opfer brachte, mit Schwerin, Boizenburg und Wittenburg belehnte, verhiess er mit aller Macht für ihn einzutreten und keinen Vergleich ohne ihn einzugehen (26. Februar 1227).

Nachdem im Winter die Waffen geruht hatten, begann allmählich die kriegerische Tätigkeit sich wieder zu regen. König Waldemar hatte sich des Landes Dithmarsen bemächtigt, Skehoe gewonnen und darnach die Belagerung von Segeberg eröffnet. Hier stieß wieder Otto von Lüneburg zu ihm. Der hatte vorübergehend mit einer kaiserlichen Partei unter seinen Mannen zu schaffen gehabt und ihr seine Hauptstadt wieder entreißen müssen. Inzwischen sammelte der Herzog in Lübeck das Heer seiner Verbündeten, unter denen jetzt auch die Obotritenfürsten erschienen. Gleichzeitig mit dem Herzog drangen von dem wiedergewonnenen Skehoe her der Erzbischof von Bremen, der Holstengraf und die Hamburger vor, das dänische Heer von zwei Seiten zugleich bedrohend. So brach der Marien-Magdalenen tag (22. Juli) an, der Schicksalstag der Ostseeländer. Das alte schlachtberühmte Sventinesfeld nördlich von Segeberg beim Dorfe *Bornhöved* sah zum zweiten Male eine Entscheidung der Machtfragen des Nordens. Dem Schweriner Grafen blieb sein altes Glück treu: außer drei dänischen Bischöfen fiel der welfische Parteigänger des Königs Waldemar, Otto von Lüneburg, in seine Hände. So schon in

glückverheißendem Fortschreiten, wurde das Werk der deutschen Herren und Städte vollendet durch die dithmarsische Bauernschaft. Vom König zur Heeresfolge gezwungen, fiel sie ingrimmig den Dänen in den Rücken.

König Waldemar hatte verspielt. Fliehend mußte der eines Auges Beraubte seinen Feinden das Schlachtfeld überlassen. Vertragsbruch und päpstliche Huld hatten nicht vermocht, ihm das einmal Verlorene wieder zu schaffen. Nun die Kraft des deutschen Nordens sich wieder zusammengeslossen, im sächsischen Herzogtum einen neuen Halt gewonnen hatte, reichte seine Macht nicht mehr aus, die Dänenherrschaft in ihrer früheren Ausdehnung wieder über deutschem Lande aufzurichten. Er hat den Versuch nicht wiederholt. Der deutsche Nordosten aber, vom Reiche einst preisgegeben und nach vorübergehender Fürsorge wieder seinem Schicksal überlassen, hatte sich selber gefunden, hatte die von Graf Heinrich geschenkte Freiheit aus eigener Kraft in hartem Kampfe von neuem errungen, sich ihrer würdig gezeigt.

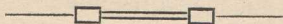
Endlich schickte sich auch Albrecht von Drlamünde in die neue Lage der Dinge. Gegen Ende 1227 gewann er seine Freiheit wieder, indem er den letzten, immer noch behaupteten Rest seiner Herrschaft, die Feste Lauenburg übergab. Sie diente mit der Landschaft Sadelband, wie schon früher, zur Ausstattung des sächsischen Herzogtums neben dem neu errungenen Rest der Grafschaft Rakeburg.

Der Urheber dieser ganzen Wandelung im Norden hatte durch kraftvoll eingreifende, vielleicht entscheidende Mitwirkung sein Werk vollenden, die wieder in Frage gestellte Freiheit der deutschen Ostseelände mit sichern dürfen. Nicht lange darauf, am 17. Februar 1228, wurde er, als sei für ihn nichts mehr auf der Welt zu schaffen, aus dem Leben abgerufen. Der Lüneburger Welfe, den er nebst den jüngeren Söhnen des Königs Waldemar als Gefangenen hinterließ, wäre fast von der Vormundschaft seines Sohnes Gunzelin III. leichtthin entlassen worden. Aber Herzog Albrecht legte sich ins Mittel und verlangte zuvor Verzichtleistung auf alle überelbischen Besitztümer und Gerechtfame und Herausgabe von Hitzacker. Da fand der Dänenkönig, wie früher stets beim Papst Honorius III., so jetzt auch bei seinem Nachfolger Gregor IX. ein geneigtes Ohr. Der suchte auf das Gemüt Audacias, der Witwe des Grafen Heinrich, mit Schreckmitteln einzuwirken (3. Dezbr. 1228), indem er ein Weib, das der Milde und Barmherzigkeit entgegenhandle, als ein „erschreckliches Ungeheuer“ bezeichnete und sie mit scharfem Einschreiten bedrohte, falls sie sich weigerte, die Königsöhne und den Welfen freizulassen. So gewann Otto von Lüneburg anfangs 1229 seine Freiheit wieder, nachdem er den Herzog befriedigt und dem Grafen Gunzelin außer den alten welfischen Lehen seines Hauses noch einen Lüneburger Burghof mit 100 Mark jährlichen Einkünften zugesichert hatte.

Den dänischen Gefangenen schlug aber noch nicht die Stunde der Freiheit. Wie hätte man sie auch freigegeben können, während man noch mit der Möglichkeit eines erneuten dänischen Angriffs rechnete? Hatte doch der Welfe Otto bei der Entlassung aus seiner Gefangenschaft der

Urfehde noch das eidliche Versprechen hinzufügen müssen, dem Dänenkönig keine Hülfe mehr wider Gunzelin oder seine Erben zu leisten. Nun hatte gar Otto, kaum seiner Fesseln ledig, deutlich die Unversöhnlichkeit seiner Gesinnung kundgetan, hatte den Papst um Lösung seines dem Herzog von Sachsen geleisteten Eides gebeten. Und der Papst schien nicht abgeneigt, den Welfen als Gegenkönig gegen den exkommunizierten Kaiser auszuspielen, wobei auch dem König Waldemar eine wichtige Rolle zudedacht war. Solche auf neue Stürme deutende Zeichen konnten nicht dazu ermutigen, wertvolle Sicherheiten mit einer durch die Ereignisse schon so oft widerlegten Vertrauensseligkeit aus der Hand zu geben.

Aber die drohenden Gewitterwolken verzogen sich wieder. Anfangs 1230 kam es endlich durch Vermittlung des Sachsenherzogs und des Grafen Hermann von Drlamünde in Schleswig zu einer abschließenden Vereinbarung zwischen König Waldemar und dem Grafen Gunzelin. Der Schweriner kam den in äußerster Geldnot geratenen Dänen weit entgegen, gab sich anstatt des noch unbezahlten Lösegeldes in Höhe von 27 000 Mark jetzt mit 7000 Mark zufrieden. Die einzige Gegenleistung der Dänen war die Zusicherung der Verzichtleistung des Grafen Nicolaus von Halland auf die Grafschaft Schwerin. So wurden die dänischen Königshöhne samt den übrigen Geiseln frei und endlich die Grundlagen eines dauerhaften Friedens in dem von der Dänenherrschaft befreiten Transalbingien gelegt. Die immer inniger mit dem Deutschtum verwachsenden einstigen Slavenländer wurden fortan — mit Ausnahme von Rügen — durch keine fremde Obergewalt mehr an einem alle Lebensbetätigungen umfassenden, völligen Aufgehen darin gehindert.



Kapitel XVII.

Die Hauptlandesteilung und ihre Wirkungen.

Die Obotritenfürsten, die bei Bornhöved die Freiheit des deutschen Nordens mit befestigen halfen, waren nicht mehr Heinrich Burwy und seine Söhne. Der Tod hatte in kurzer Zeit eine reiche Ernte in Pribislavs Geschlecht gehalten. Am 28. September 1225 war Nicolaus von Mecklenburg auf seiner Burg Gadebusch durch einen unglücklichen Sturz ums Leben gekommen. Am 5. Juni 1226 folgte sein Bruder Heinrich von Rostock. Der hochbetagte Heinrich Burwy überlebte seine beiden Söhne nicht lange. Am 28. Januar 1227 schied auch er dahin. Zwei Generationen des Obotritenhauses waren wie mit einem Schlage ausgelilgt.

Die unter dem alten Burwy nur angedeutete Landesteilung hatte, anknüpfend an die uralte Stammescheidung der Obotriten mit den Warnabern von den Wilzen nebst den Mürizern, wie sie schon zu seines Vatters Nicolaus Zeiten wieder aufgelebt war, jeden der beiden Hauptbezirke, Mecklenburg und Rostock, einem der Söhne zu besonderer Fürsorge zugewiesen. Sie kam nicht zu voller Durchführung, weil der überlebende Vater die Oberherrschaft über das Ganze in der Hand behalten hatte. Nach seinem Tode beruhte die Zukunft des Hauses auf den vier jugendlichen Söhnen Heinrichs von Rostock, Johann, Nicolaus, Heinrich Burwy III. und Pribislav. Sie waren es, die noch unmündig und unter der Vormundschaft ihrer Mutter Christine, einer Tochter des Königs Wilhelm von Schottland, stehend, in den letzten Entscheidungskampf über das Schicksal der deutsch-slavischen Ostseelände eingegriffen hatten. Ob alle vier oder nur die älteren, ist ungewiß.

Es war das letzte Mal für längere Zeit, daß die Obotritenherrschaft noch als Ganzes ein gewisses Gewicht in die Waagschale des politischen Geschehens werfen konnte. War es schon damals nicht groß, so mußte es sich bis nahe an ein Nichts vermindern durch die nun einreißende Zersplitterung, die weit öfter eine gegenseitige Aufhebung als eine wirkungs-

fähige Zusammenfassung der Einzelkräfte mit sich brachte. Sobald mit dem Jahre 1229 die beiden ältesten der vier fürstlichen Brüder mündig wurden, lebte die Teilung des Landes in seine zwei Hälften wieder auf, um bald sogar einer Viertelung Platz zu machen. Einstweilen übernahmen die beiden älteren Brüder die den jüngeren zugedachten Gebiete mit: Johann als dem ältesten fiel mit dem jüngsten Pribislaw, der mecklenburgische Nicolaus mit Heinrich Burwy III. der Rostocker Landesteil zu. Als auch das jüngere Brüderpaar zu seinen Jahren gekommen war, erhielt jeder von ihnen einen Teil der ihm schon allgemein zugewiesenen Hälfte zum Alleinbesitz: Pribislaw die Pärchimer Herrschaft, die im Westen an die Grafschaft Schwerin, im Osten an die Herrschaft Werle grenzend und im Norden durch die Warnow von der übriggebliebenen engeren Herrschaft Mecklenburg geschieden, die Länder Sternberg, Rutin (das spätere Amt Goldberg), Ture (das Amt Lübz) und Pärchim, also das alte Land Warnow umfaßte; Heinrich die engere Herrschaft Rostock, d. h. im wesentlichen das alte Reffiner Land, den Küstenstreifen von Fulgen bis zum Ribnitzer Binnensee und zur Recknitz. Die in der Hand des ältesten Bruders zurückbleibende verkleinerte Herrschaft Mecklenburg umfaßte jetzt noch die Länder Dassow-Bresen-Flüz, Mecklenburg, Ruffin (um Neukloster), Flow und den Bug (um Alt-Bufow), die Insel Boel und weiter im Binnenlande die Länder Gadebusch und Brüel. Die Herrschaft Werle endlich, die Fürst Nicolaus von der alten Rostocker Herrschaft für sich behalten hatte, umfaßte die Länder Werle (Schwaan), Güstrow, Malchow, Waren, Köbel, Turne mit seiner südwestlichen Fortsetzung, der Lieze, von der jetzt nur noch die beiden brandenburgischen Enklaven Rossow und Nezeband in mecklenburgischem Besitz sind.

Diese viergeteilte Obotritenherrschaft, die insgesamt etwa den dritten Teil des heutigen Gebiets der Großherzogtümer Mecklenburg einnahm, stand gleich den westlich angrenzenden Grafschaften Schwerin, Dannenberg und Holstein jetzt wieder unter der Lehensherrschaft des Herzogtums Sachsen. Nur die unbedeutenden Landesteile, die südlich über die Elbe hinausragten, waren seit Heinrichs des Löwen Sturz gemäß der alten Abgrenzung der Slavenmarken unter die Lehensherrlichkeit der Mark Brandenburg geraten, die wie hier so auch im Herzogtum Pommern ihre alten oberherrlichen Ansprüche auch jetzt zu behaupten wußte. Der Traum der Reichsunmittelbarkeit, der eine Zeitlang diesen Gebieten, namentlich aber der Grafschaft Schwerin, gelächelt hatte, war angesichts der erneuten Dänennot wieder in nichts zerronnen. Nur für die Stadt Lübeck und die drei Wendebistümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin war er in Erfüllung gegangen. Sie waren jetzt endlich der herzoglichen Gewalt entzogen. Der Metropolitangewalt des Bremer Erzbistums aber blieben sie unterworfen. Sie dieser zu entziehen und somit aus dem Zusammenhange des deutschen Kirchenwesens auszufondern, war dem König Waldemar nicht gelungen im Gegensatz zum Bistum Kammin, das unter seiner Herrschaft dem Magdeburger Erzbistum entfremdet, auch künftig von jeglicher Metropolitangewalt frei blieb.

Wenn auch der einheitliche Wille jetzt fehlte, der bis zum Tode des alten Burwy über der Obotritenherrschaft gewaltet hatte, so nahm doch das Werk, das den eigentlichen Inhalt seiner Regierungszeit ausmachte, seinen ungehinderten Fortgang. Zu dem Werk der Germanisation und Christianisation waren feste und sichere Grundlagen über das ganze Land hin gelegt, die Umwandlung der Slavenherrschaft in einen deutschen Lebensstaat war in vollem Zuge. Schon lange nicht mehr auf das Gebiet Mecklenburgs beschränkt, sondern weithin am Ostseegejtede bis nach Livland und Estland ausgreifend, konnte dieser Vorgang jetzt so leicht nicht mehr ins Stocken geraten, auch wenn einige der treibenden Kräfte vom Schauplatz abtreten mußten. Und Burwys Enkel setzten das Werk ihres Vaters und Großvaters fort. Die Gründung neuer Städte und geistlicher Stifter, mit denen ebenso viele neue Brennpunkte deutsch-christlicher Kultur dem Lande geschenkt wurden, zeugen ebenso sehr dafür, wie für den noch anhaltenden Strom deutscher Einwanderung. Grabow, Grevesmühlen, Sternberg, Goldberg, Kröpelin, Neustadt und manche andere Orte erwuchsen in den nun folgenden Jahrzehnten zu Städten; neben den schon länger vorhandenen Städten Schwerin, Parchim, Güstrow und Röbel siedelten sich Neustädte an. Den schon erwähnten älteren Klostergründungen folgte jetzt namentlich die Errichtung von Nonnenklöstern, so in Rühn, Nehna, Zarrentin, Ivenack, Röbel und Niederlassungen des Dominikaner- und Franziskanerordens in den größeren Städten des Landes: Rostock, Schwerin und Wismar. Die älteren Missionskirchspiele erwiesen sich allmählich als zu groß für eine ausreichende kirchliche Versorgung der unaufhaltsam angewachsenen Zahl der Gläubigen; man mußte zu ihrer Teilung durch Errichtung von Tochterkirchen schreiten.

So herrschte noch ein reger Aufbau auf kirchlichem Gebiete. Und es tat noch not. Denn gewiß war noch mancher Rest des Heidentums, wenn auch größtenteils wohlverborgen durch die äußeren Formen eines unter dem Zwang der Verhältnisse angenommenen Christentums, zu beseitigen. Sicherlich wohnte über das ganze Land hin noch zahlreiches Wendenvolk zwischen und unter den mehr und mehr erstarkenden deutschen Siedelungen. Im Süden noch vorherrschend, war es auch im Norden bis an die Meeresküste hin noch lange nicht von der deutschen Hochflut verschlungen. Und wenn das Fürstenhaus nun schon in der dritten Generation eifrig ein immer stärker hervortretendes deutsches Wesen in seinem Lande und unter seinem Volke beförderte, wenn es selber durch überwiegende Verschwägerungen mit deutsch-christlichen oder anderen germanischen Fürstenhäusern, umgeben von deutschen Geistlichen und jetzt auch schon von einem vorherrschend deutschen Adel, mit deutschem Denken und deutscher Art innig verwachsen war, der alte Stamm der Untertanen sah in seinen Gliedern doch immer noch schlechtweg slavische Dynasten. Selbst in der nordwestlichsten, also der Germanisation am meisten ausgesetzten der kleinen Teilherrschaften, war ihm der älteste der fürstlichen Brüder noch immer nach altväterischer Art nur Anese Janese von Slow.

Bald konnten die Obotritenfürsten ihre Wirksamkeit für Befestigung des Christentums und Förderung des deutschen Anbaus sogar über den Bereich der von ihnen ererbten Herrschaft hinaus erstrecken. Trotz der weitgehenden Zersplitterung blieb der territoriale Fortschritt, dessen Anfänge sich schon unter dem alten Burwy angedeutet hatten, noch unter den Enkeln von Bestand. Im Osten, wo die Obotritenherrschaft schon zu Pribislavs und Heinrichs des Löwen Zeiten an Pommerns Boden verloren hatte, wo die oberlehensherrlichen Ansprüche der brandenburgischen Markgrafen und der Sachsenherzöge sich mit pommerischen, rügischen und dänischen Interessen kreuzten, wo in dem Grenzstreit zwischen dem Schweriner und dem Raminener Bisum noch immer keine endgültige Entscheidung getroffen war, hatte Burwy einen ersten Schritt vorwärts getan. Um das Jahr 1226 hatte er das Land Tribeden, den westlichsten, um Güstrow gelegenen Teil Circipaniens, seiner Herrschaft einverleiben können.

Im Süden, wo von der Elbe her die Schweriner Grafschaft, angelehnt an den langgestreckten See, keilartig in das Gebiet der Obotritenfürsten vorsprang, die Lande Gadebusch und Warnow durch ein breites dazwischengeschobenes fremdes Herrschaftsbereich trennend, gelang zwar noch kein Gewinn an Land und Leuten. Aber ein freundnachbarliches Verhältnis war bei so tief ineinandergreifenden Gebieten an sich schon ein Gewinn. Es zu befestigen und vor Störungen zu bewahren, diente die 1230 zwischen den Obotritenfürsten und dem Grafen Gunzelin vereinbarte Abgrenzung der beiderseitigen Herrschaftsgebiete, die nebst einem Freundschafts- und Bündnisvertrage durch ein Verlöbniß des Grafen mit Margarethe, der Schwester seiner neuen Bundesgenossen bekräftigt wurde. Im Osten aber folgte dem Schritt Burwys bald ein größerer seiner Enkel. Das Wirrsal widerstreitender dynastischer Interessen wurde dort mit einem Schlage geklärt, als Herzog Wertislaw von Pommern im Kremmener Vertrage (20. Juni 1236) sich, soweit seine Lande nicht zum Herzogtum Sachsen gehörten, der Lehensoberhoheit des Markgrafen unterwarf. Mancherlei Bedrängnisse der letzten Jahre hatten den Pommernherzog zu solchem und noch größerem Entgegenkommen geneigt gemacht: 1233 war König Waldemar aus unbekannter Veranlassung in sein Gebiet eingefallen, hatte Demmin eingenommen und sich des Landes Wolgast bemächtigt. Aus Demmin zwar wurde er mit Hülfe der Lübecker wieder verdrängt, die durch solche Unterstützung völlige Zoll- und Abgabefreiheit im pommerischen Lande gewannen. Nun warf sich der König auf die mächtig emporgekommene Handelsstadt, die fast allerorten an der Ostküste ihre Hand im Spiele hatte und besonders auch in den livisch-estnischen Dingen den dänischen Plänen entgegenarbeitete. Unterstützt von dem übelberatenden Holstengrafen Adolf blockierte er 1234 den Lübecker Hafen. Die alten deutsch-dänischen Kämpfe schienen sich unter besonders gefährdrohenden Umständen erneuern zu sollen. Da schritt der Papst ein; er konnte nicht ruhig zusehen, wie durch Sperrung des Lübecker Hafens der jungen Pflanzung des Christentums am Finnischen und Rigischen Meerbusen der Lebensnerv durchschnitten wurde.

So ging diese Gefahr vorüber. Aber bald wurde Pommern von anderer Seite bedrängt: Gegen Anfang 1236 waren die Obotritenfürsten ins Land eingedrungen. Angespornt durch die Aussicht auf reiche Zehntenverleihungen in dem vom Kamminer Bistum behaupteten Teile des Schweriner Sprengels, wie sie der von der Hoffnung auf Wiedergewinnung des Verlorenen nicht lassende Bischof Brunward ihnen verhiess, hatten sie Circipanien eingenommen und vielleicht auch, unterstützt von den Rugierfürsten, östlichere Gebiete bis ins Wolgastische an sich gerissen. Auch nach Südosten zu, im Lande Wustrow, scheint ihr Vorstoß von Erfolg gekrönt gewesen zu sein. Solcher Bedrängnis zu entgehen, hatte sich der Pommernherzog zum Kremmener Vertrag bequemen müssen, der gegen die Zusage der Wiederververschaffung der verlorenen Lande nicht allein die Anerkennung der brandenburgischen Lehenshoheit, sondern auch die Abtretung der Länder Stargard, Wustrow (Benzlin) und Beseritz an die hilfsbereite oberherrliche Macht aussprach. Bischof Brunward gab darum seine Sache noch nicht verloren. Am 5. August schloß er zu Neukloster mit dem Fürsten Johann ein neues Bündnis mit noch verlockenderen Verheißungen, als er sie zu Beginn des Jahres dessen Bruder Heinrich Burwy gemacht hatte. Aber einen Nutzen aus den bisher so erfolgreichen kriegerischen Unternehmungen zogen seit dem Eingreifen der Brandenburger nur noch die Obotritenfürsten: sie durften das circipanische Land nebst dem Lande Malchin behalten. Von ihren übrigen, an Pommern wieder zurückgegebenen Eroberungen wurde das Land Voitz dem mecklenburgischen Ritter Detlef von Gadebusch als pommersches Lehen verliehen. Für das Schweriner Bistum aber blieb Circipanien verloren. Daran änderten auch einige von Brunwards Nachfolgern erneut unternommene und durch päpstliche Befehle unterstützte Versuche nichts mehr.

Dem Bistum Havelberg gegenüber, mit dem ebenfalls Grenzstreitigkeiten schwebten, hat Brunward sich in weit günstigerer Lage zu behaupten gewußt. Soweit die Obotritenherrschaft nach Süden reichte, hat er, ungeachtet des seit 1227 merklich hervortretenden Streites, die bischöflichen Rechte ausgeübt und aufrecht erhalten. Aber nach seinem Tode († 14. Januar 1238) verdoppelte Havelberg seine Anstrengungen, und da es bei den Herren des Landes Unterstützung fand, setzte es in dem 1252 zustandegewonnenen Vergleich im wesentlichen seine Ansprüche durch: die Grenze der Bistümer bildete fortan im allgemeinen der Lauf der Elbe, den der Schweriner Sprengel nur bei Parchim und Plau überschritt.

*

*

*

Durch geschickte Benutzung der pommersch-brandenburgischen, rügisch-dänischen Gegensätze hatte die Obotritenherrschaft trotz ihrer Zersplitterung einen Zuwachs, eine nicht unbeträchtliche territoriale Abrundung im Osten gewonnen. Das Einvernehmen der vier fürstlichen Brüder, das zu diesem Erfolge gewiß nicht wenig beigetragen hatte, kam auch später noch dadurch zum Ausdruck, daß sie alle im eroberten Gebiete Hoheitsrechte ausübten.

Kam dies Einvernehmen ins Wanken, so war auf weiteres Fortschreiten nicht mehr zu hoffen. Und bald genug zeigte es sich, daß einer der Brüder seine eigenen Wege zu wandeln gedachte.

Pribislav von Parchim, der 1238 mündig gewordene jüngste der Brüder, schien sich zu höherem berufen zu fühlen. Während seine drei Brüder sich in ihren Siegeln mit dem gekrönten Stierkopf, dem seit 1219 üblichen Wappenzeichen des Fürstenhauses, begnügten, ging Pribislav bald (1249) von dieser einfachen Form ab und wählte für sich ein prunkvolles Majestätsiegel, das ihn selber als thronenden Herrscher mit entblößtem Schwert in der Hand darstellte.

Sein nach hohem strebender Geist ist für das Erwachen der Kultur keineswegs unfruchtbar gewesen: das in diese südlichen Gegenden erst spärlich vorgedrungene Siedelungswerk hat er verständnisvoll ausgebaut; die Städte Goldberg, Sternberg und die Neustadt Parchim verdanken ihm ihr Entstehen. Und indem er so an den materiellen Grundlagen der neuen Kultur zielbewußt weiterbaute, dachte er schon daran, sie durch geistige Bildung zu befruchten, sie zu wirklicher Kulturarbeit zu befähigen. So wurde er der Stifter der Schulen in der Alt- und Neustadt Parchim, die als Hort freier Volksbildung diesem Lande nahezu seit den Anfängen deutsch-christlichen Lebens bis in unsere Zeit ein Segen gewesen sind.

Aber in der Enge des Kreises, in den das Schicksal ihn gestellt hatte, stieß sich der Fürst überall. Durch den Grenzvertrag von 1230 hatte sich Graf Gunzelin von Schwerin nicht hindern lassen, in das Gebiet der benachbarten Dbotritenherrschaft, namentlich in die Länder Ture und Brenz einzudringen. Nur durch ein Opfer vermochte Pribislav hier den Frieden zu wahren, indem er 1247 die Burg Brenz „mit dem größeren Teile des dazugehörigen Landes, d. h. dem am linken Elbeufer belegenen Teile des jetzigen Amtes Neustadt“, seinem gräflichen Schwager überließ. Auch mit seiner Hauptstadt Parchim, neben der er auf der alten, damals noch sehr festen, auf allen Seiten von Wasser umgebenen und mit der Stadt nur durch einen Damm verbundenen Burg hauste, scheint er bald in Mißhelligkeiten geraten zu sein. Jedenfalls gab er diesen Wohnsitz auf und erbaute sich unweit des Dorfes Rixow auf dem hohen Ufer des lieblichen Warnowtals die neue Burg Richenberg, an die heute nur noch der Name einer einsamen Mühle erinnert. Seit 1249 nannte er sich mit Vorliebe nach ihr Herr zu Richenberg.

Zu einem schweren Zusammenstoß führten aber die Zwistigkeiten, in die er jetzt mit dem Schweriner Bistum geriet. Es müssen wohl auch hier, wie an so vielen anderen Stellen, über die Eintreibung und Teilung des Zehnten, die seit 1230 vertragsmäßig geregelt worden war, Unklarheiten und Streitigkeiten obgewaltet haben. Als der 1249 auf den Schweriner Stuhl erhobene kriegerische Bischof Rudolf im Jahre 1252 begann, seine Stadt Büzow zu befestigen und neben ihr ein neues festes Schloß aufzuführen, erblickte Pribislav darin eine gegen ihn gerichtete Drohung. Kurz entschlossen brach er mit gewaffneter Hand in das Schweriner Stiftsland ein, verbrannte Burg und Stadt Büzow und

führte seinen bischöflichen Gegner als Gefangenen auf sein Schloß Richenberg. Mit diesem verwegenen Handstreich beschwor der Fürst sein Verhängnis über sich herauf. Die milde Versöhnlichkeit, mit der er dem Bischof nach kurzer Haft um geringes Lösegeld seine Freiheit wiederschenkte, vermochte es nicht mehr abzuwenden. Der Bischof schied unversöhnt aus der Gefangenschaft; die erlittene Demütigung hatte seinen Groll noch verstärkt. Der alte Streit über die Eintreibung des Zehnten lebte sogleich wieder auf. Die Acht des Reiches und den Bannstrahl des Papstes zog der Bischof auf das Haupt des Gehafteten herab; seine Herrschaft belegte er mit dem Interdikte.

Solange hatten die Brüder des von der geistlichen Macht Bedrängten teilnahmslos zugehört. Jetzt endlich nahmen sie sich seiner an; aber sie taten es in so lau vermittelnder Weise, daß Pribislav im April 1255 einen demütigenden Vergleich eingehen und darin eidlich geloben mußte, „den Aufträgen des Bischofs zur Beitreibung der rückständigen Zehnten Folge zu leisten“ und gegen die, die binnen Jahr und Tag ihre behauptete Befreiung von der Zehntpflicht nicht nachgewiesen haben würden, mit Zwangsbeitreibung vorzugehen. Als Bürgen dieses Vertrages wurden sämtliche Brüder Pribislavs und außerdem noch Graf Gunzelin von Schwerin und Fürst Jaromar von Rügen in Aussicht genommen.

Wochten nun wirklich die Brüder sich geweigert haben, dies Dokument der Niederlage ihres jüngsten Blutsgenossen zu untersiegeln; der Bischof gab sich auch mit den beiden Siegeln seines gedemütigten Gegners und des Schweriner Grafen zufrieden. Der Vertrag scheint zur Ausführung gekommen zu sein. Aber die Rachbegier des Kirchenfürsten war damit noch nicht gestillt. Sie fühlte sich erst voll befriedigt, als ein ungetreuer Vasall Pribislavs, der Ritter Wedekind von Walsleben, seinen ahnungslosen Herrn verräterisch ergreifen und dem Bischof ausliefern ließ. Jetzt hatte er den Verhafteten in seiner Gewalt und konnte im Hochgefühl der Rache schwelgen. Da aber legten sich doch Pribislavs Brüder, Johann und Nicolaus, mit ihrem Schwager Gunzelin ins Mittel. Am 28. Novbr. 1256 verschafften ihre gütlichen Verhandlungen dem Bruder die Freiheit wieder, aber auch nur diese. Seine Herrschaft ging ihm unwiederbringlich verloren. Einstweilen übernahmen die drei Verwandten sie zu gemeinsamer Verwaltung samt den in aller Form anerkannten älteren Verpflichtungen gegen das Bistum. Bald aber einigten sie sich, die Herrschaft, als wäre sie ihnen als Erbe angefallen, unter sich zu teilen: Parchim wurde der Grafschaft Schwerin, Sternberg der Herrschaft Mecklenburg, Goldberg und Plau mit der Ture der Herrschaft Werle einverleibt.

So vergewaltigten sie den abwesenden Bruder und Schwager, der seit seiner Befreiung aus der Gefangenschaft des Bischofs das Land gemieden und sich in die Mark zu den Verwandten seiner Gemahlin, den edlen Herren von Friesack, begeben hatte. Noch hielt der Beraubte an der Hoffnung fest, einst wieder über seinem Lande als Herr zu walten, sollte er es auch mit bewaffneter Hand erstreiten müssen. Dafür versicherte er sich der Bundesgenossenschaft des Markgrafen Johann von Brandenburg

(3. Sept. 1261), dem er als Entschädigung für seine Mühen und Kosten einstweilen die vom Grafen von Schwerin in Besitz genommene Stadt und Burg Parchim mit allem Zubehör anwies. Nach Eroberung der Herrschaft sollte ein Schiedsgericht endgültig über die Entschädigung des Markgrafen entscheiden. Aber es ist niemals zur Ausführung dieses Vertrages gekommen.

Endlich fand sich Pribislav in den Verlust des Seinen. Nachdem er in Pommern vom Herzog Barnim, seinem andern Schwiegervater, mit der Herrschaft Wollin ausgestattet war, und einer seiner Söhne sich noch weiter im Osten an der Grenze Polens die Herrschaft Belgard erheiratet hatte, suchte er im Jahre 1270 zum ersten und zum letzten Male nach seiner Gefangenschaft seine Heimat auf, sich mit seinen alten Widersachern, die zugleich seine nächsten Verwandten waren, auszuföhnen. Am 12. Februar entsagte er in Schwerin zu Gunsten des Grafen Gunzelin und seines Sohnes Helmold allen Ansprüchen an Stadt und Land Parchim, wovon sich aber nur noch die Neustadt, und auch diese nur noch als brandenburgisches Lehen, in den Händen des Grafen befand; das übrige war inzwischen durch Kauf an das Herzogtum Sachsen und von diesem an die Markgrafen Otto und Albert von Brandenburg gekommen. Von den mecklenburgischen und werleschen Fürsten wurde Pribislav mit Geld entschädigt. Damit verschwindet er aus der mecklenburgischen Geschichte, und auch in Pommern ist seine männliche Nachkommenschaft bald erloschen.

* * *

Von den vier obotritischen Teilherrschaften war die jüngste nach kurzer Zeit des Bestehens wieder verschwunden. Ihre Trümmerstücke hatten nur zum Teil zur Vergrößerung der mecklenburgischen und werleschen Schwesterherrschaften gedient. Eines von ihnen, das Land Parchim, war schon von der Gesamtherrschaft abgebrockelt, durch verschiedene Hände in kurzer Zeit an die Mark Brandenburg gekommen, die nach einer Fehde mit dem Grafen Gunzelin und dem Fürsten Nicolaus von Werle diese Erwerbung einschließlich der Oberlehensherrschaft über die vom Kaufe ausgenommene Neustadt Parchim behauptete (9. Juni 1269). Bischof Rudolf aber, der durch sein Vorgehen gegen Pribislav zu alledem den Anstoß gegeben hatte, war leer ausgegangen. Nichts als eine Anerkennung seines Anspruchs auf Eintreibung des Zehnten und eine mäßige Geldentschädigung hatte er bei der Abrechnung von 1256 zu erlangen vermocht. Und dadurch war nicht einmal ein sicherer Boden für ein künftiges friedliches Nebeneinanderleben mit den drei übriggebliebenen Obotritenherrschaften gewonnen. Bischof Hermann, der Nachfolger des wenige Jahre nach seinem Triumph über Pribislav verschiedenem Bischofs Rudolf († 18. Nov. 1262), sah sich gleich nach seinem Regierungsantritt in ähnliche Streitigkeiten verwickelt, wie sie seinen Vorgänger in Anspruch genommen hatten. Aber jetzt stand ihm anstatt des einen unschädlich gemachten Pribislav die gesamte Macht der drei übrigen fürstlichen Brüder gegenüber. Die bemächtigten sich seiner

Stadt Büzow und gaben sie dem Bischof erst wieder zurück, nachdem er auf alle Zehnten aus ihren Landen verzichtet hatte, falls er oder die Seinen ihnen aus dieser Stadt irgend welchen Schaden zufügen würden. Dazu mußte er den Befestigungsplänen Rudolfs entsagen, durfte nur noch entweder dessen neuangelegte Burg vollenden oder sich auf die alte Stadtbefestigung beschränken; eine der beiden Befestigungen sollte in jedem Falle dem Erdboden gleich gemacht werden. So hatte es der Rostocker Friedensvertrag vom 6. Dezember 1263 festgesetzt.

Unter solchen Unruhen neigte sich das Leben des ältesten der obotritischen Brüder seinem Ende zu. Neben den Auseinandersetzungen mit dem Schweriner Bistum, neben der Bergewaltigung des jüngsten Bruders hatte Johann I., den man fälschlich den Theologen nennt, noch mit seinem Sohne Heinrich in die lübischoholsteinischen Streitigkeiten eingegriffen. Im Bunde mit der mächtigen Nachbarstadt gelang es ihm, die Burg Dassow, die seit 1260 in der Hand des Holstengrafen ein Stützpunkt räuberischen Treibens war, seiner Herrschaft zurückzugewinnen (frühestens Ende 1261). Als Feste allerdings hat sie ihm keine Dienste mehr leisten können, denn zerstört war sie in seine Hände gekommen, und eine gegen Lübeck eingegangene Verpflichtung verbot den mecklenburgischen Fürsten, nicht nur an ihrer Statt, sondern in der ganzen Gegend bis nach Grevesmühlen eine Burg oder Befestigung wieder zu errichten.

Als dann am 1. August 1264 Fürst Johann als erster unter den vier Söhnen Heinrich Burwys II. für immer seine Augen schloß, da brach über die von ihm hinterlassene Herrschaft Mecklenburg eine Zeit herein, die auch sie fast das Schicksal der so schnell wieder verschwundenen Pärchimer Herrschaft, nur unter viel schwereren Nöten und Drangsalen, hätte teilen lassen. In dem ältesten seiner nachgelassenen Söhne, Heinrich, hatte die Vermählung des Christentums mit dem ritterlichen Wesen, von der zu damaligen Zeiten das gesittete Europa beherrscht wurde, Fleisch und Blut gewonnen. Die Kreuzzugs-idee, der in unseren Gegenden schon 1199 durch den Papst Innocenz III. als nächstliegendes Ziel Livland gewiesen war, soll ihn schon zu Lebzeiten seines Vaters und in dessen wie seines jung verstorbenen Bruders Poppo Begleitung in dies Land geführt haben, wo das noch junge und um die Grundlagen seines Daseins ringende Christentum immer noch der Unterstützung der zahlreich aus allen deutschen Landen herbeieilenden Gläubigen bedurfte. Doch sein Lebenswerk zu erschöpfen in ritterlichem Kampf für das Kreuz, wo es von Heiden bedrängt war, und in reichen Stiftungen und fürstlicher Fürsorge für die emporblühenden Kirchen seines Heimatlandes, wie es seinem milden Sinn am meisten entsprochen hätte, war dem zur Herrschaft Berufenen nicht vergönnt. Die Gewohnheit der Landesteilung bei fürstlichen Erbfällen hatte sich schon zu sehr befestigt, als daß er unangefochten die väterliche Herrschaft hätte übernehmen können. Von dieser, die ja selber nur einen durch Erbteilung entstandenen Bruchteil des einst dem Stammvater Přibislav schon in verkleinerter Gestalt zurückgegebenen Obotritenreiches darstellte, verlangten Heinrichs I. Brüder Johann und Hermann einen

Anteil für sich. Was sollte aus den Herrschaften des Landes, was aus den uralten Dynastengeschlechtern werden, wenn man den Grundsatz der Erbteilung in dieser Weise auf die Spitze trieb, daß auch die kleinen Teilherrschaften bei jedem künftigen Erbfall weiter und weiter in immer winzigere Stücke zerschlagen wurden? Dann wäre bald kein Unterschied mehr zu finden gewesen zwischen den Gliedern der alten Herrscherhäuser und denen der begüterteren Adelsfamilien. Alle staatliche Organisation hätte sich aufgelöst in ein Wirrsal kleinster selbständig neben einander stehender politischer Gebilde, in dem die für politischen wie kulturellen Fortschritt gleich unerläßlichen Grundlagen erst wieder ganz von neuem hätten geschaffen werden müssen, wenn nicht eine mächtigere Hand in das Gewimmel der Kleinen hineinfuhr, aus ihm mit Gewalt etwas Größeres gestaltend.

In ihrem Streben nach Teilung der Herrschaft Mecklenburg fanden die Fürsten Johann und Hermann Bundesgenossen in den Grafen Gunzelin III. und Helmold von Schwerin. Sie trugen kein Bedenken, ihnen als Preis der begehrten Kriegshülfe Stadt und Land Sternberg, wie es ihr Vater seit Pribislavs Beraubung innegehabt hatte, zu verheißen (1266). Auch Graf Adolf von Dannenberg, der eben jetzt durch die Verabredung einer Ehe zwischen einer seiner Töchter und dem Grafen Helmold eine engere Verbindung mit dem Schweriner Grafen Hause anbahnte, fand sich zur Beteiligung an diesem Unternehmen bereit. So zogen sich schwere Wolken über dem Haupte Heinrichs I. und über der kaum von ihm übernommenen Teilherrschaft Mecklenburg zusammen. Aber Heinrich beschwor die Gefahr, indem er Stadt und Land Gadebusch seinem Bruder Johann überließ. So blieb wenigstens Sternberg seiner Herrschaft erhalten, und der Bruderkrieg konnte vermieden werden. Mochte auch ein Stachel in seinem Gemüt zurückgeblieben sein, so schien doch sein Land jetzt soweit gesichert, daß er im nächsten Jahre dem Drange seines innern Berufes, der ihn wieder ins ferne Livland trieb, nachgeben konnte, zumal sich auch Gunzelin, der einstige Bundesgenosse seiner Brüder, eben jetzt dorthin begab.

Als er gegen den Herbst 1267 zum zweiten Male nach Livland aufbrach, geleitete ihn auch seine junge Gemahlin Anastasia, die Tochter des Herzogs Barnim von Pommern, und schenkte ihm zu Riga seinen ersten Sohn Heinrich, dem man später den stolzen Namen des Löwen beilegte. In dieser Zeit vollbrachte der Fürst jene Tat milder Barmherzigkeit, die sich von dem blutigen Hintergrunde des Kampfgetümmels in ihrer schlichten Menschlichkeit doppelt schön abhebt: er entriß ein kleines dreijähriges Heidenmädchen, das unter die Kämpfer geraten, schon am Boden lag, dem sichern Verderben und übergab es, in die Heimat zurückgeführt, als seine Adoptivtochter dem Kloster Rehna, dem es als Schwester Katharina lange Jahre angehörte.

Den unermüdblichen Streiter für Kirche und Christentum hielt die Heimat nicht lange fest. Kaum heimgekehrt, trieb ihn die Bedrängnis, der die Christen im heiligen Lande zu erliegen drohten, mit unwiderstehlicher Gewalt nach Palästina zum Kampfe gegen die Sarazenen. Er wußte

sein Land in der Hand seiner Gattin Anastasia wohl geborgen. Nur für den Fall dringender Not bestimmte er, da er zu seinen Brüdern nach ihren feindseligen Mächenschaften noch kein Vertrauen fassen konnte, seine beiden werleschen Vettern, die Fürsten Heinrich und Johann, zu Vormündern seiner Gemahlin und seiner unmündigen Kinder. So schien ihm sein Haus und Land wohlbestellt, als er am 13. Juni 1271, auf dem Franziskanerkirchhof zu Wismar vom Gardian feierlich eingeseget, die Kreuzfahrt antrat. Über Marseille, wo er sich wohl mit französischen Kreuzfahrern vereinigen wollte, und über Cypern seinen Weg nehmend, scheint er im September in Akkon angekommen zu sein. Hier schwand nach einigen mißlungenen kriegerischen Unternehmungen des Kreuzheeres seine Hoffnung, nach siegreichem Kampf im befreiten Jerusalem einzuziehen, schnell dahin. Wollte er sein Gelübde, am heiligen Grabe zu beten, erfüllen, so konnte das nur in dem unscheinbaren Gewande des Pilgers geschehen. Aber auch das schützte ihn nicht. Auf dem Wege zu dem ersehnten Ziele wurde er im Januar 1272 ergriffen und als Gefangener nach Kairo geführt. —

Inzwischen waltete in der fernen Heimat des unglücklichen Fürsten seine Gattin Anastasia tapfer ihres verantwortungsvollen Amtes. Von den nächsten Verwandten ihres Gemahls hatte sie keinen Rat oder Hülfe zu erhoffen. Besonders Fürst Johann war schwer gekränkt, daß er als einziger im weltlichen Stande geliebener Bruder des Abwesenden bei der Bestellung der Vormundschaft übergangen worden war. Jetzt genügte ihm die erzwungene Teilung des Landes nicht mehr; er strebte nach der Herrschaft über das Ganze. Nur die List Anastasias und ihrer Frauen soll seinen Versuch, ihre beiden kleinen Knaben in seine Gewalt zu bringen, vereitelt haben. So berichtet wenigstens Ernst von Kirchberg.

Das Hoffen der einsamen Frau auf die endliche Heimkehr des so lange ausbleibenden Gatten wurde hänger. Mit welchen Sorgen, mit wie angstvollem Leid mochte sie schon gerungen haben, als endlich zu Anfang des Jahres 1275 sichere Nachricht von ihm eintraf, nicht die sehnlichst erhoffte von baldiger Wiedervereinigung, sondern die grausame Bestätigung der schlimmsten Befürchtungen. Wie ein Rotschrei aus tiefstem Herzen klang es, als die von der Wucht der Botschaft Niedergeschmetterte ihre Seele wieder zu ihrem Gott erhob und den Nonnen von Neukloster das Dorf Arendsee als Opfer darbrachte (20. Jan.), „damit Gott, der Herr unaussprechlicher Barmherzigkeit, der wohl regiert und nichts übereilt, um der kräftigen Fürbitte willen dieser Dienerinnen Christi und wegen anderer guten Werke, deren bei ihnen so viele geübt werden, unsern geliebten Gemahl, Herrn Heinrich von Mecklenburg, aus den Fesseln der Heiden, in denen er gefangen liegt, unverfehrt errette und ihn uns und unsern Kindern und seinen anderen Verwandten, die in tiefer Trauer seiner Heimkehr harren, zu rechtem Troste zurücksende.“

Aber während ihrem Gatten seine Gefangenschaft durch das allmähliche Einsiechen und Sterben seiner Begleiter einsamer und einsamer wurde, bis ihm als letzter nur noch sein getreuer Diener Martin Bleyer blieb,

brach auch über Anastasia und die Thron das Unheil mit verstärkter Wucht herein. Da jede Hoffnung auf eine baldige Wiederkehr des Fürsten vernichtet war, glaubten seine werleschen Vetter den Fall der Noth gekommen, für den ihnen die Vormundschaft über die verwaiste Fürstenfamilie und das Land Mecklenburg anvertraut war. Sie erschienen zu Wismar, wohin schon Johann I. nach Aufgabe des alten Fürstensitzes Mecklenburg sein Hoflager verlegt hatte, und verkündeten vor den zusammengerufenen Männern des Landes und den Ratmännern der Stadt den Antritt ihres vormundschaftlichen Amtes. Da widersprachen ihnen Fürst Johann und Propst Nicolaus von Schwerin und Lübeck, die Brüder des abwesenden Fürsten Heinrich, und behaupteten ein näheres Recht zur Vormundschaft zu haben. Die wismarschen Burgmannen aber traten für die Werler ein und weigerten sich, Johann und Nicolaus in die Burg einzulassen. So entstand ein großer Streit um die Vormundschaft. Johann fiel, nachdem er mit seinem Bruder den Grafen Gerhard von Holstein und Helmold von Schwerin das Vorgefallene geklagt hatte, mit bewaffneter Macht ins Land ein und verbrannte die Höfe der widersetzlichen Burgmannen. Endlich stellte der alte Fürst Nicolaus von Werle, der Vater der von Fürst Heinrich bestellten Vormünder, den Frieden wieder her. Er eilte nach Wismar und setzte es durch, daß Fürst Johann einhellig zum Vormund erwählt und ihm ein Rat von sechs Rittersen beigegeben wurde.

So erreichte Fürst Johann sein Ziel, auch von den benachbarten Fürsten und Grafen wurden er und sein Bruder Nicolaus als Vormünder der jungen Fürsten und des Landes Mecklenburg anerkannt. Aber der Friede kehrte darum doch nicht ins Land ein. Markgraf Otto von Brandenburg befehdete, unterstützt vom Grafen von Schwerin, die Herren von Werle (1276). Ihnen wiederum leistete Fürst Johann, den Weisungen seines gefangenen Bruders gehorsam, Hülfe und zog dadurch den Angriff der verbündeten Feinde auf sich, die zusammen mit dem Grafen Gerhard von Holstein von Schwerin aus sengend und brennend in die Herrschaft Mecklenburg einbrachen. Ein halbes Jahr lang verwüstete die Fehde das Land. Die Werler unterlagen, und Fürst Johann mußte 500 Mark Silbers zu den Kriegskosten beisteuern.

Unter solchen Mißerfolgen wuchs im Lande die Unzufriedenheit mit der von vornherein keineswegs freudig begrüßten Vormundschaft. Ulrich von Blücher, der Vogt von Gadebusch und Mitglied des Vormundschaftsrates, lehnte sich offen gegen Johann auf. Die Stadt Wismar legte sich ins Mittel, und es gelang ihr auch, einen Tag zur Verhandlung eines friedlichen Vergleichs zu vereinbaren. Aber Ritter Ulrich erschien an diesem Tage der Abrede zuwider mit dem Bischof Hermann und dem Grafen Helmold von Schwerin, mit den Fürsten von Werle und mit bewaffneter Mannschaft. Auf solche Macht gestützt, erklärten sie den Fürsten Johann und den Propst Nicolaus der Vormundschaft entsetzt und schlugen die von ihnen erbetene rechtliche Entscheidung durch ein Fürstengericht ab. Ein neuer, vom Schweriner Bischof vor die Stadt Sternberg berufener Tag

vollendete das Werk: hier zwangen die wieder in Wehr und Waffen erschienenen Herren von Werle mit dem Schweriner Grafen und einigen verbündeten Männern die aus der ganzen mecklenburgischen Herrschaft zusammengekommenen Vasallen, sich auf ihre Seite zu stellen, und nahmen noch am gleichen Tage Sternberg und Gadebusch ein (1277). Nach drei Tagen erschienen sie mit Heeresmacht vor Wismar, bauten die alte Mecklenburg wieder auf und verheerten von da aus die Güter der fürstlichen Knaben und der Stadt mit Raub und Brand. Darnach gewannen sie Grevesmühlen und verjagten von dort den Propst und Fürsten Nicolaus. So brachten die Werler in raschem Siegeslauf die ganze Herrschaft Mecklenburg in ihre Gewalt, überall setzten sie ihre Wögte ein; nur die Stadt Wismar, die sich bei der brandenburgisch-werleschen Fehde durch eine eilig errichtete Mauer notdürftig gesichert hatte, leistete ihnen noch Widerstand. Und jetzt im Augenblick höchster Bedrängnis erscholl in der Stadt das Gerücht, Fürst Heinrich sei in der Ferne gestorben. Da sandte die Stadt an alle befreundeten Fürsten der Nachbarschaft, Barnim von Pommern, Wizlaw von Rügen, Waldemar von Rostock und Gerhard von Holstein, Boten mit dringender Bitte um Rat, damit den fürstlichen Knaben ihre Herrschaft nicht verloren ginge. Die Fürsten erschienen, und endlich brachten Barnim von Pommern und Waldemar von Rostock einen Vertrag zustande, durch den gegenseitige Auslieferung der Gefangenen und Rückgabe der eroberten Burgen bestimmt wurde. Aber die Werler und der Graf von Schwerin hielten den Vertrag nicht. Im nächsten Jahre (1278) drangen sie abermals von Sternberg und Gadebusch gegen Wismar vor. Sie hatten noch den Markgrafen Otto von Brandenburg als Bundesgenossen gewonnen und setzten mit ihm sechs Wochen lang der Stadt hart zu. Als sie sie nicht gewinnen konnten, durchzogen sie verheerend das Land. Da endlich lächelte dem Lande und der bedrängten Fürstendynastie noch einmal das Glück. Als die Feinde am Sonnabend vor St. Gallen (15. Okt. 1278) von Gadebusch aus plündernd und brennend das Land heimsuchten, ereilte sie Fürst Johann und brachte ihnen eine schwere Schlappe bei; 80 Ritter und Knappen führte er gefangen fort. Dadurch hat er dem Lande den Frieden erkämpft. Die Vermittlung der befreundeten Fürsten fiel jetzt endlich auf fruchtbaren Boden; gegen Freilassung der Gefangenen wurde die Vormundschaft Johanns und seines Bruders anerkannt. —

Es war doch nur eine kurze Ruhepause in den Gefahren und Schrecknissen, die auf die verlassene Fürstin und auf ihr Land einstürzten. In dieser Ansammlung kleiner und sich durch Teilung immer mehr verkleinernder Territorien, wie sie nicht allein den Boden der alten Obotritenherrschaft bedeckten, sondern auch rings herum durch den überall herrschenden Teilungsgrundsatz erwachsen, behauptete die Mark Brandenburg eine überlegene Machtposition. Die auch bei ihr durch die große Zahl der Markgrafen eingerissene territoriale Zersplitterung war wenigstens einstweilen durch ihr festes Zusammenhalten noch kein Hindernis für eine weit ausgreifende Macht- und Eroberungspolitik geworden. Längst die

anerkannten Oberlehnsherren über Pommern und auch auf Mecklenburgs Boden bis an die Elbe, hatten sie in den letzten Jahrzehnten zielbewußt und erfolgreich an der Ausbreitung ihrer Macht gearbeitet. Vom alten Gebiete Pommerns hatten sie das ausgedehnte Stargarder Land an sich gerissen (1236). Und als endlich auch die Schirmvogtei über Lübeck seinen Mitgliedern des markgräflichen Hauses in den Schoß fiel, umklammerte seine Macht die Territorien Mecklenburgs fast von allen Seiten. Dort hatte schon der Sturz des Richenbergers Pribislav die erste Gelegenheit geboten, in Parchim einen Fuß auf altmecklenburgischen Boden nördlich der Elbe zu setzen (1268). Seitdem hat Brandenburg in allen Händeln der mecklenburgischen Herrschaften seine Hand gehabt. Durch seinen Sieg über das werlesche Fürstentum gewann es 1276 das Land Weseberg mit der Vieze, und noch in den letzten Akt des von Ulrich von Blücher über die Herrschaft Mecklenburg heraufbeschworenen Vormundschaftsstreites hatte es eingegriffen. Bald nahmen die Markgrafen eine Haltung an und sprachen es sogar in feierlichen Urkunden mit dürren Worten aus, als dürfte in den Obotritenlanden ohne ihre Einwilligung nichts Wichtiges mehr geschehen.

Bündnisse, wie sie z. B. schon am 1. Mai 1272 der Erzbischof Konrad von Magdeburg mit fast allen wichtigen Territorien zwischen Holstein und Pommern, mit den Fürsten Nicolaus von Werle, Heinrich von Mecklenburg, Wizlav von Rügen und Waldemar von Rostock sowie dem Grafen Gunzelin von Schwerin zur gegenseitigen Verteidigung wider die Markgrafen geschlossen hatten, vermochten dem Vordringen der brandenburgischen Macht keinen unüberschreitbaren Damm entgegenzusetzen. Dies Bündnis hat wohl niemals praktische Bedeutung gewonnen. Und wenn überhaupt noch irgend eine Wirkung von ihm ausgehen konnte, so haben bald (18. Mai 1275) die Markgrafen Otto und Albrecht einen starken Keil hineingetrieben, indem sie den Grafen Helmold von Schwerin, den Erben des 1274 verstorbenen Gunzelin III., durch ein enges Bündnis zu stetem Dienst mit allen seinen Kräften und Festungen an sich banden. Das Durchzugsrecht durch die Grafschaft bot ihnen jetzt die Möglichkeit, ungehindert bis nahe an die mecklenburgische Küste vorzudringen, wo Wismar gleichsam unmittelbar unter der Spitze ihres Schwertes lag und verstärkte ihr Übergewicht gegenüber den durch die Grafschaft in zwei nur locker zusammenhängende Gebiete auseinandergesprenkten mecklenburgischen Fürstentümern. Auf zielbewußten und erfolgreichen Widerstand stießen sie erst in Lübeck. Besorgt um ihre junge Freiheit, hatte die Stadt gegen die Übertragung der Schirmvogtei an die Markgrafen Vorstellungen bei König Rudolf von Habsburg erhoben und erreicht, daß nach zwei Jahren (1282) die Herzöge von Sachsen an deren Stelle gesetzt wurden. Die Zeitumstände waren günstig für einen solchen Vorstoß: die Brandenburger waren gerade in einen Kampf mit Pommern und der Herrschaft Werle verwickelt. Ein starkes Bewußtsein der Interessengemeinschaft trat unter den in Ost und West gleicherweise durch das Vordringen dieser Macht Bedrohten deutlich hervor, als im Juni 1280 die Stadt Stettin und der

Herzog Bogislaw von Pommern-Wolgast eine dringende Bitte um Hülfe an Lübeck richteten wider die brandenburgischen Bedränger „unsere wie eure grausamen Tyrannen“. Und Lübeck, dessen Sorge durch die fortdauernd aufrecht erhaltenen Ansprüche der Markgrafen auf die Schirmherrschaft rege blieb, hat nicht geruht, bis alle, die durch den anmaßenden Ehrgeiz dieser Fürsten bedroht wurden, sich in einem großen Bunde zu gemeinsamer Abwehr zusammenfanden. So entstand am 13. Juni 1283 in Rostock das große Landfriedensbündnis, das außer Lübeck und Pommern nebst Rügen die Fürsten sämtlicher drei mecklenburgischen Herrschaften, den Herzog von Sachsen, den Grafen von Dannenberg, selbst die Grafen Helmold und Nicolaus von Schwerin und die Städte Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Demmin und Anklam einte. Kaum einen Monat später trat ihm noch Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg bei.

Es war in der That hohe Zeit, daß man sich wieder des Friedens in diesem Lande ernstlich annahm, denn eben jetzt hatten nicht allein die Brandenburger, sondern mit ihnen im Bunde auch die Lüneburger, Sachsen-Lauenburger, Holsteiner, Thüringer und Meißner Herzöge und Grafen im Fürstentum Mecklenburg gehaust. Selbst Fürst Johann von Mecklenburg scheint mit ihnen gemeinsame Sache gemacht zu haben. Nach der Beendigung seiner Vormundschaft über die inzwischen zu ihren Jahren gekommenen Söhne seines immer noch in fernen Landen gefangen gehaltenen, dem Gerüchte nach schon verstorbenen Bruders trieb ihn wohl sein Ehrgeiz, abermals seine Hand nach der Herrschaft über das ganze Fürstentum auszustrecken. Aber sein Versuch, Grevesmühlen durch Überumpelung an sich zu reißen, schlug fehl. Und nun mußte er gar noch den Schimpf erleben, mit allen seinen Verbündeten von seinen kaum dem Knabenalter entwachsenen Neffen und einstigen Mündeln Heinrich und Johann am 7. Mai 1283 bei Grambow (oder Gadebusch) eine entscheidende Niederlage zu erleiden.

Dieser glücklich geführte Schlag, der den Fürsten Johann endlich von seinen ehrgeizigen Plänen heilte und ihn fortan ein friedliches Leben auf seiner Burg Gadebusch führen ließ, mag wohl dazu beigetragen haben, den Bemühungen Lübecks um Herstellung des Friedens Nachdruck zu geben. Aber wenn an dem so schnell darnach zustande gekommenen Landfrieden auch einige der bisherigen Bundesgenossen Brandenburgs — unter ihnen auch Fürst Johann von Gadebusch — teilnahmen, so kehrte darum doch nicht sogleich der Friede ins Land ein. Die Markgrafen ließen von der Fehde nicht ab; ja sie vermochten sogar den Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg, noch ehe ein Jahr seit Begründung des auch von ihm beschworenen Landfriedens verlossen war, durch Geldverheißungen wieder auf ihre Seite hinüberzuziehen. Bald gewannen sie auch den Herzog Albrecht von Sachsen-Wittenberg. Die trotz des Landfriedens neu belebte Fehde hätte sich vielleicht noch endlos hingezogen, wenn nicht besonders Lübeck mit den verbündeten Seestädten treu bei den bedrängten Pommern und Werlern ausgeharrt hätte. Im Juni 1284

erreichte es die Stadt beim römischen König Rudolf, daß er zu Gunsten des Friedens, wenn auch nur in vermittelnder Weise, einschritt. So kam endlich am 13. August 1284 der Vertrag von Vierraden zustande, der den vielen in diese Fehde verwickelten Fürsten und Städten den Frieden brachte.

Aber schon nach wenigen Jahren brach durch eine unselige Tat neue Zwietracht über die mecklenburgischen Lande herein. Hier war die werlesche Herrschaft, noch 1273 durch ihren Stifter Nicolaus I. um das Parchimer Land vergrößert, auch dem Schicksal der Teilung verfallen. Auf Nicolaus Tod (Mai 1277) waren noch im Verlaufe der brandenburgischen Wirren seine beiden jüngeren Söhne Bernhard und Johann rasch nacheinander gefolgt. Nach des letzteren Tode (15. Okt. 1283) war von Nicolaus I. Söhnen nur noch der älteste, Heinrich I., am Leben. Indem er sich 1291 in zweiter Ehe mit Mechthild von Braunschweig-Lüneburg verband, beschwor er über sich und sein Land ein schweres Verhängnis herauf. Nicolaus und Heinrich, seine Söhne aus erster Ehe mit Rixa von Schweden, fürchteten Beeinträchtigungen aus der Wieder vermählung ihres Vaters. Während dieser den darob entstehenden Streitigkeiten auszuweichen suchte, indem er sich aus seiner Residenz Güstrow nach Rostock an den Hof Nicolaus des Kindes begab, über den er die Vormundschaft führte, beschloffen die Söhne, sich seiner Person zu bemächtigen. In der Nähe des Dorfes Saal bei Damgarten lauerten sie ihm auf, als er von einer Jagd beim Fürsten Wizlav von Rügen heimkehrte. Der Vater widersezte sich seiner Gefangennahme und fiel bei dem sich entspinrenden Kampfe unter den Schwerthieben seiner Söhne (8. Okt. 1291).

Sofort erschien Nicolaus II. von Werle-Parchim, der älteste Sohn des Fürsten Johann, als Rächer des graufigen, an seinem Oheim begangenen Trevels auf dem Plan, das von den Vatermördern verwirkte Erbe für sich und seine Brüder in Anspruch nehmend. Das Land wandte sich voll Abscheu von den schuldbeladenen Söhnen seines erschlagenen Fürsten ab, die Städte öffneten dem Parchimer Vetter freiwillig ihre Tore. Auf den Hülfseruf der bedrängten Brüder eilte Heinrich von Mecklenburg herbei, aber er konnte nur Schwaan und Laage in seine Gewalt bringen. Und auch, als sie im Herbst 1292 weitere Bundesgenossen gewannen, als namentlich die Markgrafen von Brandenburg und Fürst Wizlav von Rügen Bündnisse zur Wiedereinsetzung des Vatermörders Nicolaus in seine Herrschaft eingingen, führte auch dies noch keine Wendung des Waffenglücks herbei.

Auch hiernach mußte der aus seiner Herrschaft Verdrängte noch Zuflucht bei Wizlav von Rügen suchen. Friedensverhandlungen, die später in Rostock gepflogen wurden, führten zu keiner Einigung. Doch der glänzende Sieg, den Nicolaus II. gleich nach ihrem Abbruch bei Parchim über seine Gegner ersocht, machte sie zu neuen Verhandlungen bereit; die aber zerschlugen sich abermals. Wiederum entschieden die Waffen zu Gunsten Nicolaus II., der im Herbst 1294 Schwaan und Laage und

auch das durch Verrat verlorengegangene Waren vom Fürsten Heinrich von Mecklenburg wiedergewann. So neigte sich die Fehde, in der zuletzt nur noch der mecklenburgische und der rügische Fürst — dieser noch durch Gefangenschaft vorübergehend zur Untätigkeit verurteilt — dem Parchimer gegenüberstanden, ihrem Ende zu. Nicolaus II. behielt das Feld. Als es am 31. Oktober 1294 zwischen den drei Fürsten zum Friedensschluß kam, wurde das Siegel darunter gedrückt. Die erstrebte Wiedervereinigung der vor noch nicht langer Zeit getheilten werleschen Herrschaft war von dem siegreichen Parchimer Fürsten erzwungen und in langwierigen Kämpfen behauptet worden. Der Vaternord war geföhnt, die Mörder für immer aus dem väterlichen Erbe ausgeschloffen.

*

*

*

Es waren nicht die unaufhörlichen Fehden der Fürsten allein, die das Land in diesen trüben Zeiten nicht zur Ruhe kommen ließen. Was geschehen mußte, wo die Fürstenmacht durch Teilung der alten Territorien und durch wiederholte Teilungen ihrer kleiner und kleiner werdenden Teile Gefahr lief, auf den Stand größerer Grundherrschaften herabgedrückt zu werden; wo durch die überlange Abwesenheit Heinrichs des Pilgers, durch den Vaternord der werleschen Brüder und durch die dauernde Regierungsunfähigkeit des Kindes Nicolaus von Rostock die Gelegenheit zu Familienhader unter den verschiedenen Linien des Fürstenhauses wie zu kriegerischer Einmischung eroberungslüsterner Nachbarn sich verewigte, — das war nicht ausgeblieben, hatte sich im Laufe weniger Jahrzehnte fast schon vollendet. Die kriegerische, waffengeübte und stets schlagfertige Ritterschaft, deren die Fürsten in so unruhigen Zeitläuften besonders dringend bedurften, war gewiß noch vorhanden, ihr kriegerischer Sinn eher zu sehr gesteigert als erschlafft. Aber die unbedingte Unterordnung in unerschütterlicher Mannentreue, wie sie in besseren Zeiten den noch stärkeren Territorialherrschaften von einem innerlich noch gesunderen, noch nicht dem Idealen abgewandten und noch nicht seinen stark bewehrten Arm zu Beraubung und Vergewaltigung Schwächerer mißbrauchenden Rittertum entgegengebracht wurde; dies einst so feste Band hatte sich doch von selber lockern müssen, als die durch die fortschreitende Zersplitterung der Territorien rasch gesunkene Macht der einzelnen Fürsten die ihrer größeren Vasallengeschlechter kaum noch merklich überragte. Der kaum zu stillende Bedarf waffengeübter Mannen, das nicht zu sättigende Geldbedürfnis, alle diese unaufhörlichen Verlegenheiten der Fürsten mußten zur Hebung der Ritterschaft dienen, sobald dieser ihre Unentbehrlichkeit für den Fürstenstand voll zum Bewußtsein gekommen war. Und je mehr sich das alte, auf Treue gegründete Band des Lehensverhältnisses lockerte, je mehr selbst Unbotmäßigkeit, ja offene Treulosigkeit gegen die kleinen Territorial- und Lehensherren in der Ritterschaft einriß, um so enger schloß sich dieser Stand zu einer festgefügtten Korporation zusammen, die

den Landesfürsten gegenüber ihre gemeinsamen Interessen mit Erfolg zu vertreten mußte. So war es seit den siebziger Jahren der Ritterschaft von Werle, Schwerin und anderen Herrschaften besonders durch Übernahme von Theilen der fürstlichen Schulden gelungen, wichtige Rechte namentlich hinsichtlich der Bede und der Gerichtsbarkeit über die Hinterlassen verbrieft zu erhalten.

Und das erhöhte Machtgefühl steigerte wiederum die Zügellosigkeit. Wie konnte das auch anders sein in diesen zwerghaften Staatenbildungen, die dem Tatendrang und dem Ehrgeiz kein würdiges Ziel zu bieten vermochten; in diesen kleinlichen Verhältnissen, die selbst der Wirksamkeit und dem Gedankenkreis der Fürsten so unleidlich enge Grenzen zogen? Und wenn in den unaufhörlichen Fehden der Fürsten offenbares Unrecht, Vergewaltigung des Schwächeren oder von Unglück Heimgesuchten und anderes frevelhafte Beginnen so sehr in den Vordergrund trat, wie sollte da der Ritter nicht auf den Gedanken kommen, sich die Hülfe seines bewehrten Armes zu solchen Dingen so teuer wie möglich bezahlen zu lassen? Einen kleinen Schritt weiter nur, und es klopfte die Frage an, ob es nicht noch nützlicher sein würde, die eigene Kraft unmittelbar zum eigenen Nutzen, zur Erraffung ungerechten Gewinnes zu verwenden. Das war ja im Grunde nur eine Frage der Macht. War diese in solchem Maße vorhanden, daß sie Aussicht hatte, sich in diesem Gewirr kleiner Gewalten zu behaupten, unter den sich gegenseitig befehdenen fürstlichen Herrschaften eine selbständige Haltung durchzuführen oder auch nur durch wechselnden Anschluß bald an die eine, bald an die andere einen größeren Vorteil zu erreichen und daneben aus dem wachsenden Verkehr der das Land durchziehenden städtischen Kaufleute mit räuberischer Gewalt leichte und reiche Beute zu gewinnen, so war solcher Versuchung in jenen unruhewollen Zeiten gewiß nur schwer zu widerstehen. Und es fehlte in der Ritterschaft weder an der Macht noch am Willen zu solcher Betätigung. Wer mochte sich auch in einer Zeit, wo die auf das Recht der Waffen gestützte Gewalt sich so ganz ohne Scheu im Lande breit zu machen begann, ängstlich auf die Verteidigung beschränken! Ein den rechten Augenblick erspähender, zuvorkommender Angriff verhiß ja oft viel reicheren Erfolg und Lohn. So erstarkte bei der wachsenden Rechts- und Zuchtlosigkeit, bei der täglich zunehmenden Unsicherheit der Geist bewaffneter Selbsthülfe, bis er dahin kam, den Angriff nicht erst abzuwarten, sondern die stets bereiten Kräfte über alles herfallen zu lassen, was sich in seinem Bereiche zeigte und Aussicht auf Gewinn gewährte.

Solchem in der Ritterschaft einreißenden räuberischen Treiben mit Erfolg zu begegnen, fehlte es den Fürsten, deren Kräfte ohnehin durch ihre eigenen Fehden übermäßig in Anspruch genommen waren, an der nötigen Macht; hier und da auch am guten Willen. Manche Glieder fürstlicher Häuser haben sich sogar durch Beförderung und Ausnutzung des Räuberwesens befleckt. Dem Grafen Johann von Holstein diente die starke mecklenburgische Burg Dassow, die er vorübergehend in Besitz hatte,

geradezu als Raubnest. Seinen ritterlichen Burghauptmann ließ er kurzer Hand enthaupten, weil er ihm im Rauben und Plündern nicht fleißig genug war (1260). Und auch im benachbarten Lauenburg erfreuten sich die Raubritter eines weitgehenden landesherrlichen Schutzes.

Wenn überhaupt gegen dies immer weiter um sich fressende Übel des ritterlichen Raubwesens etwas geschah, so war dies den endlich ergriffenen Abwehrmaßregeln Lübecks zu danken. Diese Stadt hätte ihren auch auf den Landwegen fort und fort wachsenden Handelsverkehr dem sichern Untergang rettungslos preisgegeben, wenn sie nicht bei Zeiten mit kräftigen Mitteln eingeschritten wäre. Im Bunde mit ihren jüngeren Nachbarstädten Rostock und Wismar, deren Emporblühen durch die gleichen Schäden gehemmt wurde, hatte sie schon 1259 (6. Sept.) allen, die durch Raub den Handel zu Wasser und zu Lande schädigten oder die dem Räuberwesen Vorschub leisteten, Achtung und Verfestung durch alle Städte und Kaufleute angedroht. Wenige Jahre darauf hatte die Stadt im Bunde mit den mecklenburgischen Fürsten das Raubnest des Holfstengrafen auf mecklenburgischem Boden, Dassow, dem Erdboden gleichgemacht und eine vertragsmäßige Bürgschaft gegen das Entstehen neuer Raubschlösser auf dieser Seite bis nach Grevesmühlen hin gewonnen. Dem Unwesen in dem Küstenstreifen zwischen Elbe und Oder vollends den Boden zu entziehen, war auch eines der Ziele des Rostocker Landfriedens von 1283 gewesen. Aber wie bestimmt in ihm auch die Pflicht der Bundesglieder, durch strenges Einschreiten gegen die vornehmen Übeltäter für die Sicherheit der Landstraßen Sorge zu tragen, hervorgehoben war, die Ausführung und namentlich der Erfolg entsprachen keineswegs der hier scheinbar allseitig vorhandenen Überzeugung von der Notwendigkeit solcher Maßregeln. Das Übel wuchs immer stärker an, so daß sich Lübeck schon nach wenigen Jahren (1287) genötigt sah, mit den Fürsten von Mecklenburg und Werle zu seiner Unterdrückung eine neue Sondervereinbarung einzugehen, durch die alle Straßenräuber mit dem Galgen bedroht wurden.

Den Lübeckern wenigstens galten solche Verträge nicht als leere Drohungen. Bald gelang es ihnen, eines der berüchtigtesten adeligen Straßenräuber, Peter Ribe mit Namen, habhaft zu werden; sie beantworteten ihn dem Henker. Dadurch zog sich die Stadt eine hitzige Fehde mit Sachsen-Lauenburg auf den Hals, wo Herzog Albrecht auf den Rat seines mächtigen Statthalters Hermann Ribe und gedrängt von der übrigen weitverzweigten und einflußreichen Verwandtschaft des Gehenkten, sich offen auf die Seite der Landverderber stellte. Endlich, nachdem auf dem Erfurter Reichstage (1289) König Rudolf von Habsburg besonders eindringlich zur Pflege des Landfriedens gemahnt hatte, leisteten die mecklenburgischen Fürsten Heinrich I. von Werle, Johann und Heinrich von Mecklenburg und die Grafen Helmold von Schwerin, Bernhard und Nicolaus von Dannenberg der Stadt die verheißene Hülfe. Aber das große gemeinsame Unternehmen, das um Neujahr 1291 von Greves-

mühlen aus gegen die lauenburgischen Raubnester gerichtet wurde, hatte kaum einen halben Erfolg und gar keine nachhaltige Wirkung. Die Fürsten bedurften der rüstigen Kraft dieser streitbaren Mannen viel zu sehr, um sie der Rache der Städter preiszugeben. Und besonders begehrt war die Kriegshülfe des Ritters Hermann Ribe und seiner verwegenen Mannen: „zo welik Borste ene hebben mochte to finen Drloghe, de was vil vro“ sagt der Chronist Detmar. So fand die Vermittlung, die Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg, die Grafen Adolf und Gerhard von Holstein und Nicolaus von Schwerin sogleich vor der zuerst angegriffenen Burg Duzow einleiteten, geneigte Ohren: Man kam überein, die Raubschlösser Wehningen, Walerow, Klocksdorf, Karlow, Mustin, Duzow, Schlagsdorf, Borsdorf, Linow und Mannendorf — so dicht waren sie hier gesät — bis zum 11. Februar niederzulegen; die Gefangenen aber sollten nach geleisteter Urfehde ihre Freiheit wiedergewinnen und überhaupt die Besitzer dieser Raubnester, die Riben, Karlow, Scharffenberg, Zülen und wie sie sonst heißen mochten, straflos bleiben. Das hieß die Räuber in ihrem Treiben ermutigen: in kurzer Zeit waren alle die Burgen wieder aufgebaut. Hermann Ribe blieb von den Fürsten umworben. Das Räubertreiben aber ward ärger denn je. Am 27. Mai 1292 plünderten die Mordbrenner das Kloster Rühn und ließen es in Flammen aufgehen. Bald wurden die Zustände so unerträglich, daß Nicolaus von Parchim sich endlich mit Graf Nicolaus von Schwerin entschloß, gegen denselben Hermann Ribe, dem er seinen die werleschen Händel entscheidenden Sieg bei Parchim verdankte, mit Waffengewalt einzuschreiten. Vor Ribes Burg Hizacker vereinigte sich mit ihnen im Mai 1296 eine große Anzahl Fürsten: Markgraf Otto von Brandenburg, der oberste Richter im Lande Sachsen, Herzog Otto von Braunschweig und Lüneburg, Markgraf Hermann von Brandenburg, die Herzöge Johann und Albrecht von Sachsen und Graf Heinrich von Holstein. Sie alle hatten unter den Brandschätzungen Ribes und seiner Spießgesellen in gleicher Weise gelitten. Aber darüber waren sie von vornherein untereinander einig, daß einem Mann wie Hermann Ribe kein Haar gekrümmt werden durfte! Alles, was man mit so gewaltigem Machtaufgebot gewinnen zu können glaubte, war die Schleifung der Raubburg und die Hoffnung, daß sie nicht wieder aufgebaut werden würde! Der Erfolg war der gleiche wie vor wenigen Jahren bei Duzow: Ribe und seine Genossen blieben der Schrecken der umliegenden Herrschaften und Städte. Schon nach zwei Jahren mußte man sich wieder zusammentun, um dieser Landplage endlich Herr zu werden. Jetzt vor der festen Burg Glaisin an der Rognitz im Lande Jabel, wo die Herzöge Johann und Albrecht von Sachsen, Mannschaften der brandenburgischen Markgrafen, der Grafen Nicolaus und Gunzelin von Schwerin, Johann von Gadebusch, Heinrich von Mecklenburg, Gans von Putlitz und ein Lübecker Aufgebot sich im August 1298 vereinigten, entschloß man sich endlich, gereizt durch den Übermut der Belagerten, ganze Arbeit zu tun. Zwar dem Herrn der Burg, dem jungen Hermann Ribe, gelang es, sich nächtlicherweile unbemerkt mit

zwei der Seinen durch die Belagerer zu schleichen. Die übrigen aber, unter ihnen Johann Ribe von Schlagsdorf, fielen mit dem Raubnest in die Hände ihrer Feinde. Alle erlitten den Tod am Galgen.

* * *

In so unruhewoller Zeit verfolgt und bedrängt von nahen Verwandten, deren Schutz sie sich hatte anvertrauen müssen, wie von offenen Feinden, hatte Anastasia tapfer Jahr für Jahr ausgeharrt. Während ihre Söhne, die der Gatte bei seinem Scheiden als kleine Knaben zurückgelassen hatte, allmählich zu Männern heranreiften, mag wohl die Hoffnung auf ein Wiedersehen schwächer und schwächer geworden sein. Zweimal wurde sie wiederbelebt, um desto grausamer enttäuscht zu werden, durch das Auftreten falscher Heinriche. Sie wurden als Betrüger entlarvt, der eine in der Stepenitz bei der Börzower Mühle ertränkt, der andere in Sternberg verbrannt. Immer bestimmter trat seit den Vormundschaftswirren das Gerücht auf, der fromme Pilger sei in der Gefangenschaft der Ungläubigen gestorben. Im Jahre 1286 zweifelte man nicht mehr an seinem Tode. Da erhellte ein neuer Strahl das Gemüt der Hoffnungslosen; 1287 kam sichere Kunde aus Kairo: ihr Gemahl war noch am Leben. Sogleich eilte die Fürstin mit ihren beiden Söhnen nach Lübeck und stellte dem Deutschorden 2000 Mark Silbers für das Befreiungswerk zur Verfügung. Aber die neuentbrannten Kämpfe zwischen Christen und Moslemin vernichteten auch diese Hoffnung. Als Anastasia noch der Schmerz um den Verlust ihres jüngeren Sohnes Johann niederbeugte, den am 27. Mai 1289 auf einer Fahrt von Wismar nach Poel die Wogen der Ostsee verschlungen hatten, traf sie die vernichtende Kunde, die Ulrich von Homburg, der Präzeptor des Deutschordens, aus Akkon an Lübeck richtete: Er wies den Rat der Stadt zur Rückzahlung jener 2000 Mark an, „weil einstweilen leider keine Hoffnung vorhanden sei, daß der edle Herr Heinrich von Mecklenburg aus den Fesseln der Sarazenen losgekauft werde, bis Gott nach seiner Barmherzigkeit andere Mittel und Wege zu seiner Befreiung eröffnen möchte“. Nur einige werthe Erinnerungszeichen brachte der junge Fürst Heinrich II. noch von dem im Dezember 1289 zu Erfurt gehaltenen Reichstag mit: die Kostbarkeiten, die vor vielen Jahren sein Vater beim Antritt seiner Pilgerfahrt in Akkon zurückgelassen hatte.

Die Hoffnung auf Befreiung des Gatten und Vaters war bald wieder erstorben. Der Fall von Akkon (1291) und die Vernichtung der letzten Christlichen Niederlassungen in Syrien bliesen wohl das letzte Fünkchen aus. Heinrich II. führte die Regierung zwar immer noch als Stellvertreter seines Vaters unter Anwendung des väterlichen Siegels, aber er redete doch wie von einem Verstorbenen, als er am 20. Januar 1298 dem Lübecker Domkapitel Freiheiten auf Poel bestätigte. Da aber lebte sein Vater nicht nur; er befand sich sogar in Freiheit und auf dem Wege in die Heimat! Aus Dankbarkeit für die Genesung von einer

schweren Verletzung seiner Hand und gerührt durch die freudige Theilnahme der Bewohner Kairos, hatte der Sultan Mansur-Ladjin am 7. Dezember 1297 mehreren Gefangenen die Freiheit geschenkt. Unter ihnen dem Fürsten Heinrich, der in Kairo und darüber hinaus wohlbekannt war und im Rufe der Heiligkeit stand. Jetzt war er mit seinem getreuen Martin Bleyer, der ihm die langen Jahre hindurch mit der in Kairo erlernten Kunst der Seidenweberei den Lebensunterhalt erworben hatte, auf dem Wege nach Rom, wo er nach einem Aufenthalt in Morea bei der Fürstin Isabella von Achaja aus dem Hause Villedouin am Freitag vor Pfingsten (23. Mai 1298) anlangte. Er überbrachte dem Papst eine Botschaft des Sultans und setzte darnach seine Reise auf dem Landwege fort. Die Anzeige seiner Rückkehr, die er von Magdeburg aus in die Heimat sandte, traf seinen Sohn vor der Raubburg Glaisin. Wie ein aus dem Grabe Erstandener mag der Heimgekehrte den ihm entgegengesandten alten Räten Detwig von Derszen und Heino von Stralendorf erschienen sein, die die abgekehrte Gestalt nicht wiedererkannten, aber doch nach den Antworten des Pilgers nicht daran zweifeln konnten, daß sie wirklich den alten Fürsten vor sich hatten. Anastasia aber, vom Sohn benachrichtigt, eilte dem so lange und schmerzlich Entbehrten bis Hohen-Viecheln entgegen. Im Triumph wurden die nach 27jähriger Trennung Wiedervereinigten am Pantaleonstage (28. Juli) in Wismar empfangen, wo das unerhörte Gnadengeschenk dieser längst nicht mehr erwarteten Freude den Hader zwischen Stadt und Fürstenhaus wenigstens auf kurze Zeit verstummen ließ.



Kapitel XVIII.

Heinrich II. der Löwe und seine Zeit.

So waren die auf Mecklenburgs Boden vereinigten Herrschaften aus der Fülle weltgeschichtlichen Geschehens, aus den Kämpfen und Entscheidungen der großen Machtfragen des Ostseegebiets fast unmerklich hinübergeglitten in ein Wirrsal kleinterritorialer Händel, in ein selbstgenügsames Zurückgezogensein, das mit den großen Linien der Entwicklung des nordischen und östlichen Staaten- und Völkerlebens kaum noch einen merklichen Zusammenhang wahrte. Wie rasch waren doch die Grundlagen staatlicher Macht, die hier einst der braunschweigische Löwe legte und die noch in dem Befreiungskampfe wider den Dänenkönig Waldemar ihre

Stärke ruhmvoll erprobt hatten, unter der Wirkung eines auf die Spitze getriebenen Erbrechts der Fürsten wieder zerbröckelt und verfallen! Und dabei verzehrte sich in den endlosen Fehden, die gegeneinander zu führen die hier und in der Nachbarschaft erwachsenen kleinen staatlichen Gebilde nicht müde wurden, nutzlos eine Fülle kostbarer, rüstiger Manneskraft, die zusammengefaßt das Werk des großen Welfen in unwiderstehlichem Siegeslauf weithin in die Gefilde des Ostens hätte tragen können. Wie fest mußten doch von diesem Gewaltigen und denen, die in seinem Sinne gearbeitet hatten, diese Grundlagen gelegt sein, daß in dieser widerräthigen Blutarbeit das erst vor hundert Jahren und noch später in diesen Landen neugepflanzte deutsche Wesen sich nicht erschöpfte oder gar vernichtete; daß das wohl niedergetretene, aber doch noch vorhandene Slavenvolk trotz solcher Selbstzerfleischung seiner Herren sein Haupt nicht wieder zu erheben vermochte, sondern auch ferner in dem Strudel deutschen Lebens, in den es hineingerissen war, mehr und mehr untertauchte.

In dieser Ansammlung kleiner und kleinster Staatenbildungen, in denen die selbständig gewordenen Stücke der vielfach getheilten alten Herrschaften bald zusammenhielten, bald sich untereinander befehdeten, bald mit Nachbarrherrschaften oder deren Bruchstücken häufig wechselnde Bündnisse eingingen; in diesem sich wieder und wieder ohne Rast verschiebenden Kaleidoskop eines wimmelnden Kleinlebens hat es keineswegs an Kämpfen gefehlt, in denen Männer erwachsen konnten; desto mehr aber an den Einwirkungen großer Mächte und an Befruchtung mit weitergreifenden politischen Gedanken, die in ihrem Ringen nach Verwirklichung aus dieser Wüste der Kleinlichkeiten wieder hätten herausführen, aus dieser Welt auseinanderfallender Bruchstücke durch neue Zusammenfassung wieder etwas Neues und Ganzes hätten schaffen können. Eine weiterblickende Machtpolitik scheint von den alten Herrschaften hier nur die Mark Brandenburg getrieben zu haben; aber ihr waren durch den Zusammenschluß der von ihr Bedrohten bald die Wege versperrt worden. Im übrigen war es hier wohl das höchste der Ziele, irgend einen Felsen Landes von dem Bruchteil einer Herrschaft zu gewinnen, oder, wenn es ganz hoch kam, durch dynastische Teilung auseinandergefallenes Landgebiet wieder zu vereinigen.

Woher sollte diesem vielgeschäftigen Stilleben auch der Antrieb zu größeren Zielen kommen? Seit dem mißlungenen Versuch, aus der Gefangenschaft des Dänenkönigs Waldemar von Reichswegen Kapital zu schlagen, hatte man von dem Vorhandensein einer Reichsgewalt in den Ostseegebieten kaum noch etwas bemerkt. Sie war ja auch nach dem Ausgang des hohenstaufischen Kaisertums zeitweilig überhaupt nicht mehr vorhanden. Und auch seitdem Rudolf von Habsburg den lange Jahre verödeten Thron des Reiches einnahm, hatte sie sich hier noch niemals in gebieterischer, Gehorsam erzwingender Weise zur Geltung gebracht, sondern höchstens vermittelnd und ratend. Und von dem alten sächsischen Herzogtum war ja nur noch ein trauriger Schatten übriggeblieben. Dänemark endlich war seit Waldemars II. Tode bis gegen das Ende des Jahr-

hundert zerrissen und gelähmt durch greuelvolle Bruderkriege und andere innere Streitigkeiten, in denen das sich immer enger an Holstein anlehrende, mehr und mehr zum deutschen Wesen hinneigende Herzogtum Schleswig vom Königtum die selbständigere Stellung eines erblichen Lehens nach deutscher Art zu ertrotzen suchte. Danebenherlaufende Kämpfe mit den beiden anderen Mächten des Nordens ließen die Dänen nicht mehr zu einer nach Süden gerichteten, nachhaltigen Kraftwirkung kommen, stark genug, um unser deutsch-slavisches Küstenland mit Gewalt aus seiner Selbstgenügsamkeit herauszureißen. Hier war es wie ein Ausruhen nach den schweren Kämpfen, die den Wandel vom heidnischen Slaventum zum christlichen Deutschtum erzwungen hatten; nach der gewaltigen darauf geleisteten Kulturarbeit, durch die das Kirchenwesen fest begründet war auf dem tragfähigen Unterbau einer über das ganze Land ausgebreiteten deutschen Siedelung. Das war jetzt im Grunde vollendet; vereinzelt wurden zwar noch neue Kirchen errichtet, ein schwachrinnendes Bächlein erinnerte noch an den einstigen Strom deutscher Einwanderung. Seiner bedurfte es nicht mehr, sondern nur noch einiger Zeit und Ruhe, bis die überall schon wurzelfest gewordenen und kräftig emporgewachsenen Sektlinge des Deutschtums das ganze Land überschatteten. Aber die Ruhe war nur eine scheinbare, vorgetäuscht durch die Beendigung der großzügigen Kulturarbeit, durch das Zurückgezogensein von den großen Welthändeln; eine Ruhe, die viele hoffnungsreiche Kräfte verzehrte, die an den eben erst gelegten Wurzeln der Zukunft nagte. Und doch, bei aller Gebundenheit durch die das Land verheerenden Fehden war in Mecklenburgs nächster Nachbarschaft immer noch soviel überschüssige Kraft vorhanden, daß Holstein und Lübeck an Schleswigs Seite entscheidend eingreifen konnten in die großen Kämpfe, in denen die deutschen Waffen bis in das Herz des Dänenreichs vordrangen, ihren Siegeszug mit den rauchenden Trümmern von Odense und Kopenhagen bezeichnend. Dagegen trat Mecklenburgs Beteiligung an diesen Wirren weit zurück. In ihren Anfängen nur hatten die mecklenburgischen Fürsten für den Dänenkönig Erich Pflugpfennig Partei ergriffen und am 13. November 1247 auf einem Einfall nach Holstein einen Sieg bei Oldesloe errungen. Und als im Dezember 1259 der gegen den König Christoph I. auffässige Erzbischof Jakob von Lund bei Landskrona in Schonen gefangengenommen und nach Fünen in den Kerker von Hagenslow geschleppt wurde, da geschah dies unter persönlicher Mitwirkung des Fürsten Heinrich von Mecklenburg. Dies und die immer noch andauernden Züge von Fürsten, Rittern oder Pilgern nach Livland und ins heilige Land sind doch noch vereinzelt Zeugnisse für eine durch die inneren Handel nicht ausschließlich in Anspruch genommene Volkskraft.

Aber neben solchen Einzelercheinungen, die zum Teil wohl — wie Heinrichs des Pilgers langes Fernsein — keineswegs wirkungslos an dem Lande vorübergingen, barg diese Zeit scheinbaren Stillebens und unproduktiver Ruhelosigkeit in ihrem Schoß doch schon Keime, aus denen ein Neues erstehen wollte. Die mit dem Niedergang der Fürstenmacht not-

wendigerweise erhöhte Bedeutung des Ritterstandes gehörte zwar, namentlich in seinen besonders in die Augen fallenden Auswüchsen, nicht gerade zu den aufbauenden Kräften. Aber sie hat doch mächtig dazu beigetragen, daß der Geist unbeugsamen Männertrozes und kampfesfreudiger Wehrhaftigkeit in dieser Enge kleinlicher Verhältnisse nicht verloren ging. Bei dem Fehlen großer Aufgaben des Staats- und Volkslebens, deren Förderung dem Adel erst die innere Berechtigung verleiht, war es wohl nur ein dürftiger Ersatz, in einem wilden Fehdeleben die Kraft des Körpers zu stählen, Mut und Entschlossenheit frisch zu halten. Aber so hat das Rittertum, der folgenden Zeit bis an die Schwelle der Reformation den Stempel aufdrückend, Kräfte und Fähigkeiten lebendig erhalten, die in glücklicheren Zeiten reiche Gelegenheit zu segensbringender Betätigung für unser ganzes Volk finden sollten. Und gerade durch die Verwüstungen, die es durch den Mißbrauch der Waffen zu Raub und Totschlag anrichtete, hat es am wirksamsten das Entstehen eines Gegengewichts gefördert, das jetzt die ersten Lebenszeichen von sich gab und rasch zu einer der bestimmenden Mächte weit über diesen Winkel des deutschen Nordens hinaus erwachsen sollte; hat in dem von Hause aus mehr zu friedfertiger Tätigkeit geneigten Bürger der Städte den schlummernden Geist altgermanischer Wehrhaftigkeit wieder wecken, seine Tatkraft und sein zähes Festhalten stählen helfen, womit er zur beherrschenden Handelsmacht in den nordischen Gewässern bis weit an die atlantischen Küsten Norwegens, Großbritanniens, Frankreichs und der Pyrenäenhalbinsel erwuchs.

Die für Kolonialgründungen kräftiger Völker so charakteristische Schnelligkeit der Entwicklung hat sich auch in unserm Ostseewinkel bewährt. Daß es so rasch gelang, das einst slavische Land mit einer überwiegenden Masse deutschen Volks zu erfüllen, war gewiß das für die Gestaltung aller Zukunft in diesen Landen entscheidende Moment. Aber für die nähere Zukunft, für die noch im Flusse begriffene Entwicklung war es zum mindesten ebenso wichtig, daß es gleich auf den ersten Wurf glückte, die höchsten Formen menschlichen Zusammenwohnens, wie sie in den westlicheren reindeutschen Landen erst als Ergebnis mehrtausendjähriger Siedelerarbeit allmählich im Städewesen erblüht waren, auf diesen jungen Kolonialboden zu übertragen. Als etwas fast plötzlich Fertiges treten uns hier die Städte entgegen bei öfters dunklem, aber sicherlich niemals weit zurückliegendem Ursprung. Und rasch blühten sie empor, namentlich wo die Nähe des Meeres den Unternehmungsgeist anregte, zielvoller, wagemutiger Arbeit reichen Lohn verheißend. Die ragenden, hochschiffigen Gotteshäuser unserer alten Seestädte Rostock und Wismar künden mit beredter Sprache von der zähen Kraft des Bürgerfinns, der sich hier regte.

Die Zusammenfassung dieser in den Städten angesammelten Kraft lag längst in der Luft. Lange, ehe zu den deutschen Städten des Ostseegbietes der Grund gelegt wurde, hatten Kaufleute aus Deutschlands Norden, fern von ihrer Heimat, in den wichtigsten Mittelpunkten des nordeuropäischen Handels Niederlassungen errichtet. Im Nordseegebiet

war es besonders London mit seiner alten, von den dänischen Kaufleuten übernommenen Gildehalle, im Ostseegebiet das gotländische Wisby mit seiner starken deutschen Kolonie, wo Kaufleute aus den Städten Westfalens, Frieslands und des Niederrheins sich zu festgefügtten Gemeinschaften zusammengeschlossen hatten. Zu besonderer Bedeutung entwickelte sich die gotländische Genossenschaft deutscher Kaufleute. Daß sie aber selbständig neben den in ihr vertretenen etwa 30 Handelsstädten, in mancher Hinsicht sogar über ihnen stand, indem sie in Sachen des „gemeinen Kaufmanns“ für sie alle gleichmäßig verbindliche Beschlüsse faßte, hatte doch nur so lange eine Berechtigung, als das deutsche Volk vom Ostseebecken abgedrängt und nur durch dies gemeinsame Organ mit den großen Handelsvorgängen dieses Meeres in unmittelbarer Verbindung war. Aber auch nachdem die deutsche Siedelung am Gestade der Ostsee wieder festen Fuß gefaßt und die an der Gotlandsfahrt an erster Stelle beteiligten westfälischen Städte in ihrer Tochtergründung Lübeck und in den später entstandenen Nachbarstädten Wismar, Rostock und Stralsund näher gelegene Stützpunkte für ihren nach Osten gerichteten Handel gewonnen hatten, behauptete Wisby noch eine Zeitlang seine beherrschende Stellung. Aber überraschend schnell blühte Lübeck empor, durch die Gunst seiner Lage der natürliche Ausfahrts-
hafen für die nach Osten handelnden Fläminger, Westfalen und anderen Niedersachsen wie für die Kreuzfahrer, deren Ziel die Gestade Livlands und Preußens waren. Bald errang es in der gotländischen Genossenschaft deutscher Kaufleute, die, den Spuren der Skandinavier folgend, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts den bedeutsamen Schritt ins innere Rußland nach Nowgorod getan hatte, überwiegenden Einfluß. 1280 erscheinen Lübeck und die Deutschen von Wisby noch nebeneinander als die den Ostseehandel beherrschenden Mächte, indem sie sich zur Befriedung dieses Meeres fast in seiner ganzen Ausdehnung von der Trave und dem Sund bis nach Nowgorod verbanden. 1293 aber hatte sich Lübecks Sieg schon entschieden: der von den Kaufleuten der Städte Sachsens und Slaviens zu Rostock gefaßte Beschluß, daß in Zukunft vom Hofe zu Nowgorod nur noch nach Lübeck appelliert werden sollte, wurde trotz der Proteste Wisbys von der erdrückenden Mehrheit der am Handel nach Nowgorod beteiligten deutschen Städte aufrecht erhalten.

Die mächtige gotländische Kaufmannsgenossenschaft hat nicht wenig dazu beigetragen, die in ihr vertretenen deutschen Städte einander näher zu bringen, ihren engeren Zusammenschluß vorzubereiten, bis endlich die Vereinigung dieser Städte selbst an die Stelle der nun verschwindenden gotländischen Genossenschaft trat. Und in dieser Vereinigung, dem vielgestaltigen System von Städtebünden, das nun unter dem Namen der Deutschen Hanfa als eine neue, mit jugendfrischer Kraft ausgerüstete Macht entscheidend in die Geschicke des Nordens eingriff, war Lübeck die geborene Führerin schon als die älteste und mächtigste der vielen deutschen Städte, die im Laufe der letzten hundert Jahre an den Gestaden der Ostsee erblüht waren; als diejenige, die zu fast allen in einer Art mütterlichem Verhältnis stand durch das lübische Recht, das sie von ihr

übernahmen; als einzige der Ostseestädte, die durch ihre reichsunmittelbare Stellung der fürstlichen Territorialgewalt entzogen war; endlich als diejenige, die unter allen deutschen Handelsstädten am eifrigsten und erfolgreichsten im Erwerben ausländischer Privilegien gewesen war und damit zugleich dem Unternehmungsgeist namentlich der jüngeren Ostseestädte freie Bahn geschaffen hatte. So hat sie es nicht allein vermocht, das altehrwürdige Wisby zu überflügeln und den Handel der Westfalen und anderer westdeutscher Städte aus der Ostsee zu verdrängen; sie hat auch ihren Siegeszug in die westlichen Meere fortgesetzt und selbst hier ihre Vorläufer, die Träger einer alten, bis in die Römerzeit zurückreichenden Kultur, wie das glänzende Köln, in Schatten gestellt.

Wie neben den eigenartigen Verhältnissen der im Auslande bestehenden deutschen Kaufmannsvereinigungen auch die Zustände der deutschen Landschaften selber mit ihrer durch die unaufhörlichen Fehden der Fürsten und durch die Wegelagerei des Adels immer mehr gesteigerten Unsicherheit zu einem engeren Zusammenschluß der deutschen See- und Handelsstädte drängten, ist schon angedeutet worden. Hier waren es gerade die mecklenburgischen Seestädte, die durch das gemeinsame Bedürfnis der Sicherung der Landstraßen mit ihrer älteren, mächtigen Nachbarstadt Lübeck schon bald nach ihrem Entstehen in die engsten Beziehungen traten. So entstand der engere Bund der wendischen Städte, der eigentliche Kern der Hanse, in dem sich besonders Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswald mit Lübeck zusammenschlossen. Sie alle nahmen nebst den etwas untergeordneten pommerschen Städten Stettin, Demmin und Anklam am Landfrieden von 1283 teil; das erste Mal, daß diese Städte als gleichberechtigte Glieder eines Bündnisses neben ihren Fürsten auftraten. Der Bund der wendischen Städte bestand schon; er begann schon seine Wirkung zu äußern, indem er unsere Seestädte aus den engen dynastischen Verhältnissen heraus hob und ihre eigenartige, in der ganzen Folgezeit so scharf hervortretende Zwitterstellung einleitete: erbuntertänige Städte mehr oder weniger unbedeutender Territorialherrschaften, was sie außer Lübeck ja alle waren, handeln sie zugleich als Teilnehmer eines nicht an territoriale Grenzen gebundenen Städtebundes, der, durch Lübecks enge Verbindung mit Hamburg von vornherein in einem nahen Verhältnis zu den sächsischen Städten des Nordseegebietes, in kurzem die Bedeutung einer Weltmacht erlangen sollte.

Raum hatten die Seestädte in diesem Landfrieden zwar nicht ausdrücklich, aber doch tatsächlich die Anerkennung ihres Bundes durch die benachbarten Fürsten erlangt, die die Furcht vor Brandenburg und ihr unaufhörliches Geldbedürfnis willfährig gemacht hatte, da traten sie vor die Welt mit einem so handfesten Kraftgefühl, wie es schon lange nicht mehr aus deutscher Erde zum Auslande geredet hatte. Da die Schädigungen des Handels durch den Seeraub und andere Gewalttaten der Norweger kein Ende nehmen wollten, holten 1284 auf einer Versammlung zu Wismar die im Rostocker Landfriedensbündnis geeinigten Seestädte zu einem wirksamen Schlage aus. Sie verboten jede Ausfuhr von Getreide

und die Einfuhr norwegischer Güter. So stark fühlten sie sich schon, daß sie die Beteiligung sämtlicher deutscher Handelsstädte in Ost und West an dieser Maßregel voraussetzten, mit alleiniger Ausnahme von Bremen, das sie sogleich für den Fall seines Fernbleibens von diesem gemeinsamen Vorgehen mit einer Handelsperre bedrohten. Aber damit begnügten sie sich noch nicht: die im Landfrieden verbündeten Fürsten wurden veranlaßt, den König Erich von Norwegen zur Abstellung der Beschwerden und zur Leistung von Schadenersatz zu mahnen und, um der Sache noch größeren Nachdruck zu geben, auch die Könige von Schweden und England um Mitwirkung durch Verhängung eines Lebensmittelausfuhrverbots über Norwegen zu ersuchen. Im November wurde sogar der Dänenkönig Erich zum Beitritt in das Landfriedensbündnis und zu einem besonders engen Bunde mit Lübeck und den Seestädten gewonnen. Auf deren Veranlassung verbot er sogleich seinen Untertanen allen Handel nach Norwegen und gestattete den norwegischen Kaufleuten nur noch bis zum 20. Mai 1285 den Besuch Dänemarks.

So vom Verkehr abgeschnitten und mit Krieg überzogen von den deutschen Seestädten, unter denen sich allerdings Bremen abseits hielt, blieb dem auf Zufuhr angewiesenen norwegischen Lande nichts übrig, als möglichst schnell die Hand zum Frieden zu bieten. Der junge Städtebund hatte seine erste Kraftprobe glänzend bestanden. Lübeck, das als unbestrittene Führerin der wendischen Städte die am Seehandel interessierten niederdeutschen Gemeinwesen von den Mündungen des Rheins bis zum Finnischen Meerbusen zu erfolgreichem Handeln vereinigt hatte, war damit vor aller Augen an die Spitze dieser Gesamtheit getreten. Und je entschiedener die wendischen Städte in dieser großen Vereinigung die Führung übernahmen, umso mehr befestigte sich auch Lübeck als Mittelpunkt des Ganzen. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurde es auch von den entlegenen Städten der Südersee als „Haupt unser Aller“ anerkannt.

An diesem glänzenden Aufsteigen einer neuen weltgeschichtlichen Macht hatten auch unsere mecklenburgischen Seestädte Rostock und Wismar, als nächste Nachbarn Lübecks und als Glieder des wendischen Städtebundes stets mit in die entscheidenden Vorgänge versflochten, in friedlichem Raten und kriegerischen Taten an der Küste Norwegens rege teilgenommen. Kein Wunder, daß ihr durch die Zugehörigkeit zu diesem machtvollen Bunde, durch die Mitwirkung an stolzen Weltbegebenheiten erhobener Sinn sich bisweilen nicht mehr in die Enge der heimatischen Verhältnisse schicken wollte; daß sie ihren Landesfürsten, über deren Herrschaftsbereich das Gebiet ihrer fruchtbringenden Betätigung weit hinausging, und deren drückender Geldnot sie häufig abgeholfen hatten, oft mit dem hochfahrenden Stolz des rasch zu Reichtum und Macht Gelangten entgegentraten. Rostock wollte es nicht mehr dulden, daß in seiner unmittelbaren Nähe Fürstentümer errichtet wurden, und erlangte vom Fürsten Waldemar das Versprechen (27. Okt. 1266), den von seinem Vater Heinrich Burmy III. am Bramower Tor schon begonnenen Burgwall wieder einzuebnen. 1278 gewann die Stadt die weitere Zusicherung, daß auf eine Meile von der

Unterwarnow keine Feste erbaut werden sollte. Wismar aber, in dessen Nähe seit Sohanns I. Zeiten eine Fürstenburg bestand, schnitt diese 1276 bei Errichtung seiner neuen Ringmauer von der Stadt ab. Und als der junge Herzog Heinrich 1292 mit Beatriz von Brandenburg zu Wismar sein Beilager halten wollte, fand er gar die Tore der Stadt verschlossen. Selbst der greise Heinrich der Pilger hatte, nachdem die erste Freude über seine wunderbare Heimkehr vorübergerauscht war, den hochfahrenden Sinn dieser Bürger noch empfinden müssen, bis endlich (28. März 1300) durch Lübecks Vermittlung ein Vergleich zustande kam, der den Fürsten gegen Abtretung und Schleichung ihrer vor den Toren der Stadt gelegenen Burg die Erbauung eines unbefestigten Wohnsitzes innerhalb der Stadtmauern gewährte.

Im übrigen hat der dem Ende seiner irdischen Wallfahrt nahe müde Pilger († 2. Januar 1302) die Last der Regierung wohl weiter in den kräftigeren Händen seines jugendstarken Sohnes gelassen. Der war ja darin kein Neuling mehr. Seitdem er, fast noch als Knabe der Vormundschaft entledigt, die Zügel der Herrschaft anstatt seines in der Ferne verschollenen Vaters in Gemeinschaft mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder ergriff, hatte er schon öfters Beweise einer frisch zugreifenden Tatkraft und eines unerschrockenen kriegerischen Sinnes gegeben. Und bald (1304) sollte ihm sein mutiges Verhalten auf dem erfolglosen Zuge, den er mit dem Markgrafen zur Unterstützung des Böhmenkönigs Wenzeslav wider den römischen König Albrecht I. unternahm, den stolzen Beinamen des Löwen eintragen. Zwar sein Eingreifen in die werleschen Händel, zu dem ihn keineswegs selbstlose Aufopferung für die aus ihrem väterlichen Erbe vertriebenen Bettern allein antrieb, hatte ihm nicht den erhofften Gewinn an Land und Leuten gebracht. Und es war nur ein schwacher Ersatz, daß nach dem Tode seines Oheims Johann II. († 14. Oktober 1299) Gadebusch wieder mit der Herrschaft Mecklenburg vereinigt wurde. Nun aber fiel ihm durch seine Verschwägerung mit Brandenburg ein großer Gewinn in den Schoß: Sein Schwiegervater Markgraf Albrecht III. verlieh ihm, wie es scheint, nachdem er seine Söhne durch einen frühzeitigen Tod verloren hatte, das Land Stargard. Und als auch er das Zeitliche gesegnet hatte (1300), da erkannten nach einigen Auseinandersetzungen auch die erbberechtigten Markgrafen beider Linien im Wittmannsdorfer Vertrag (15. Jan. 1304) Heinrich gegen Zahlung von 2000 Mark außer den noch unbezahlten 3000 Mark der Mitgift als Lehensinhaber von Stargard an. Gleichwohl blieb dies seit 1236 brandenburgische und seitdem erst einer planmäßigen deutschen Besiedelung geöffnete Land noch Jahrhunderte lang ein Zankapfel zwischen Mecklenburg und der Mark.

Die Herrschaft Mecklenburg reichte jetzt vom äußersten Nordwesten bis zum äußersten Südosten der jetzigen Ausdehnung der Großherzogtümer, ja darüber hinaus, da zum Lande Stargard damals noch Stadt und Land ja darüber hinaus gehörten. Aber es waren zwei ziemlich weit von einander getrennte Gebiete; in der Mitte klaste ein von den Herrschaften Rostock und Werle eingenommener Zwischenraum. Die Herrschaft Rostock, wo des Fürsten

Waldemar Sohn Nicolaus auch nach dem Eintritt seiner Großjährigkeit (1298) noch lebenslang die wohlverdiente Bezeichnung „das Kind von Rostock“ führte, gedachte Heinrich von Mecklenburg an sich zu fetten, indem er seine Schwägerin Margarethe von Brandenburg mit diesem schwachen und wankelmütigen Fürsten verlobte. Der aber brach das Verlöbniß, vermählte sich mit Margarethe, der Tochter des Herzogs Bogislav IV. von Pommern-Wolgast, und zog dadurch selber sein Verhängnis auf sich herab. Den Schimpf zu rächen, brachen die Markgrafen im Bunde mit Herzog Otto von Pommern-Stettin und den Fürsten Nicolaus von Werle und Heinrich von Mecklenburg in sein Land ein. Die Stadt Rostock erkaufte zwar mit der schweren Summe von 5000 Mark Silbers den Abzug der Feinde; das Kind von Rostock aber, das in seiner Haltlosigkeit nach einer starken Stütze suchte, trug bald darauf (22. Dezember 1300) sein Land dem Dänenkönig Erich Menved zu Lehen auf. Der ergriff eifrig die dargebotene Hand. Noch war unvergessen, welche Machtstellung einst die Dänenkönige im ostelbischen Lande innehatten. Gleich im nächsten Jahre erschien der König mit einer starken Flotte vor Warnemünde. Und obwohl nicht allein die um ihre Anrechte an die Herrschaft Rostock besorgten mecklenburgischen und werleschen Fürsten, sondern auch die Markgrafen von Brandenburg, die Herzöge von Pommern-Stettin und Sachsen, sowie die Grafen und der Bischof von Schwerin ihm mit bewaffneter Macht entgegen traten, konnten sie sein Vordringen bis Gnoien und Tessin nicht hindern. Die Kosten des Friedens, der am 22. Juli 1301 in Schwaan zustande kam, hatte hauptsächlich der zu tragen, der den König als Beschützer herbeigerufen hatte: Nicolaus das Kind verlor an ihn seine Herrschaft, von der die Hälfte des Landes Gnoien, jedoch nur als dänisches Pfand, an Nicolaus II. von Werle kam. Dieser mußte dagegen Stadt und Festung Schwaan nebst der Hälfte des Landes an König Erich abtreten.

Dänemark hatte nach langer Zeit des Darniederliegens wieder den ersten Schritt vorwärts auf deutsch-slavischem Boden getan. Sollten sich die Zeiten Knuts und Waldemars wiederholen? Fast hatte es den Anschein. Jedenfalls schmeichelte sich König Erich mit diesem Gedanken. Er holte die alten Privilegien über den dänischen Besitz nördlich der Elbe und Elde wieder hervor, und der römische König Albrecht von Habsburg trug kein Bedenken, sie ihm zu bestätigen (23. Mai 1304)! Nur die Reichsstadt Lübeck nahm er aus.

Und doch, die Zeiten waren seit Knut und Waldemar andere geworden. Mochten auch Zwietracht und häufige Fehden unter den vielen kleinen Territorien die Festsetzung und Ausbreitung einer fremden Macht auf diesem Boden begünstigen, so war doch inzwischen in dem mächtigen Städtebunde ein gewisses Gegengewicht erwachsen. Die Stadt Rostock hatte es gewagt, sich gegen die Dänenherrschaft aufzulehnen. Aber die Fürsten, denen das wachsende Selbstbewußtsein der Seefstädte die Besorgnis einflößen mochte, sie würden sich einst, wie es ihrer Führerin Lübeck schon gelungen war, ganz ihrer landesherrlichen Gewalt entziehen, ersahen sich jetzt die Gelegenheit, wenigstens eine dieser stolzen Städte zu demütigen.

Vor Rostock schlossen sie sich (26. Aug. 1302) zu einem Bunde zusammen, dessen Ziel die völlige Unterwerfung dieser Stadt unter den Dänenkönig war. Sie mußte, allein gelassen, der Übermacht die Tore öffnen.

Auch das mächtigere Lübeck spürte bald den Wandel der Zeit. Lange schon war den Holstengrafen die Freiheit der einst ihrem Geschlecht untertänigen, von ihm begründeten Stadt ein Dorn im Auge gewesen. Jetzt glaubte Graf Gerhard, der auch an dem vor Rostock mit dem Dänenkönig geschlossenen Bündnis teilgenommen hatte, einen so starken Rückhalt zu haben, um gleichzeitig seinen auffässigen Adel und die freie Stadt seine Macht fühlen lassen zu können. Seit 1305 belästigte er sie durch seine festen Schlösser, besonders durch den starken Turm von Travemünde, durch den er ihren Seehandel beherrschte. Und als die Stadt, der die vertriebenen holsteinischen Vasallen als natürliche Bundesgenossen zur Verfügung standen, sich 1306 zur Abwehr solcher Übergriffe noch mit Hamburg sowie mit den Herzögen von Sachsen und Waldemar von Schleswig verband, gewann der Graf die Unterstützung der Fürsten Heinrich II. von Mecklenburg und Nicolaus II. von Werle. Lübeck geriet in schwere Bedrängnis. Um seinen Handel vollends zu knebeln, erbauten die Mecklenburger gegenüber dem Turm von Travemünde auf dem Prwall eine neue Feste. Und da alle Hülfe von den verbündeten Städten ausblieb, Wismar zur Aussöhnung mit den Grafen riet und Rostock nur seine Teilnahme an den Bedrängnissen der Stadt bezeugte, wurde diese durch ihre Not dem Dänenkönig in die Arme getrieben. Am 1. Juni 1307 erwählte sie ihn, nachdem er den Frieden vermittelt hatte, auf zehn Jahre zu ihrem Schirmvogt. Sie verstand sich sogar zu der Verpflichtung, den König bei seinem Vorhaben, die Stadt von der Hoheit des Reichs zu lösen und seiner Herrschaft einzuverleiben, nach Kräften zu unterstützen.

Kein Zweifel, der Bund der wendischen Städte mit seinen weit- ausgreifenden Beziehungen zu den benachbarten Städtebünden hatte sich der durch den Einbruch Dänemarks in Deutschlands Norden geschaffenen neuen Lage nicht gewachsen gezeigt. Ganz zu schweigen von den Fürsten, die das neu aufgegangene Gestirn Erichs als Trabanten umkreisten. An die Stelle des Rostocker Landfriedens, in dem sich Fürsten und Städte zusammengesunden hatten, traten jetzt neue Fürstenbünde mit dem Dänenkönig als Mittelpunkt und mit ausgesprochen städtefeindlicher Tendenz. Einmal nur (1305) scheint dem König, seitdem er den Eintritt ins Land erzwungen hatte, von Seiten der Fürsten eine Gefahr gedroht zu haben. Da war es den Markgrafen gelungen, die Fürsten von Werle und Mecklenburg zu einem Bündnis zu gewinnen, dessen Ziel die Wiedereinsetzung des Fürsten Nicolaus von Rostock in seine Herrschaft war. Aber von neuem ausbrechende Zwistigkeiten zwischen Brandenburg und Werle hinderten die Ausführung dieses gegen Dänemark gerichteten Übereinkommens. König Erich blieb, wenn auch nicht der Herr, so doch der oberste Schiedsrichter in den Landen nördlich von Elbe und Elbe.

Aber die Städte gaben trotz des über sie hereingebrochenen Unheils ihre Sache noch nicht verloren. Mochte auch Lübeck durch sein Schutz-

verhältnis zum Dänenkönig sich die Hände gebunden haben; Rostock, Wismar, Stralsund und Greifswald hielten sich auch ohne ihre bisherige Führerin noch für stark genug, als sie sich am 7. Dezember 1308 in Stralsund zu gegenseitigem Schutz zusammenschlossen. Und als sich zwei Jahre später ihre alte Genossin wieder zu ihnen gesellte, gewannen sie an ihr keine Stütze gegen Dänemark, denn Lübeck hatte von vornherein auf das Bestimmteste jede Beteiligung an einem gegen König Erich gerichteten Unternehmen abgelehnt. Indessen, daß alles andere als Kleinmut den Sinn der wendischen Seestädte beherrschte, hatte gerade eben (1310) Wismar bewiesen: wie schon früher einmal hatte es seinem Fürsten Heinrich, als er dort die Vermählung seiner Tochter Mechthild mit dem Herzog Otto von Lüneburg feiern wollte, Besorgnis um die Sicherheit der Stadt vorschützend, den Eintritt in die eigene Residenz verwehrt. Knirschend hatte der Fürst abziehen und das Fest in Sternberg begehen müssen. Einen ähnlichen Trotz wagte Rostock sogar dem König Erich zu bieten. Als dieser um Pfingsten 1311 in der Stadt erschien, um dort einen mit dem jungen Markgrafen Waldemar von Brandenburg und anderen Fürsten vereinbarten Hoftag zu halten, eröffnete ihm der Rat, er könne wegen der Gefahr eines Überfalls nur einen beschränkten Teil der in großer Zahl zusammengeströmten Fürsten und Herren in der Stadt aufnehmen. Grollend hob sich der König von dannen und schlug jenseits der Warnow bei Gehlsdorf sein Lager auf. Und während auf diesem glanzvollen Hoftage, wie ihn die wendischen Lande noch niemals gesehen hatten, an einem einzigen Tage (12. Juni) zwanzig Fürsten und Herren, darunter Markgraf Waldemar, und 80 Knappen vom König den Ritterschlag empfangen; während die Turniere und Bankette sich durch Wochen hinzogen, wurden folgenschwere Entschlüsse gefaßt, den unleidlichen Trotz der Städte endlich zu brechen.

Im Juli erschien Fürst Heinrich vor Wismar. Weder die treue Bundeshilfe der Rostocker und Stralsunder, die die blockierende Dänenflotte verscheuchten, noch die tapfere Gegenwehr der Bürger konnten das Verhängnis abwenden. Ein mißlungener Ausfall machte sie schon nach wenigen Wochen zu Verhandlungen bereit, die unter Vermittlung des Herzogs Waldemar von Schleswig und des Fürsten Nicolaus von Werle am 15. Dezember zur Unterwerfung der Stadt führten. Neben der Abtretung der Vogtei, des Zolles, der Mühlen und der Übernahme fürstlicher Schulden, wozu die Stadt sich verstehen mußte, nimmt es sich fast wie Hohn aus, daß es ihr gestattet wurde, ihre städtischen Bundesgenossen auch fürder mit einer Rogge und einer Sacke zu unterstützen.

Inzwischen hatte der Kriegsbrand weiter um sich gegriffen. Des Königs Mahnung, die Unterstützung Wismars einzustellen, hatten die Rostocker mit der Verjagung des dänischen Vogts und einem Absagebrief beantwortet. Darnach hatte Fürst Heinrich, von dem auf Saaland weilenden König zum Hauptmann und Statthalter über die Herrschaft Rostock gesetzt, um die Mitte des Septembers sein Werk auch hier begonnen, indem er die Ausfahrt bei Warnemünde mit zu beiden Seiten

errichteten und durch eine Holzbrücke verbundenen Thürmen sperrete. Aber die Schiffe der Stadt hatten eben noch die offene See gewonnen und verwüsteten gegen Ende des Monats mit ihren Verbündeten die dänischen Küsten. Und während Fürst Heinrich wieder vor Wismar weilte, die dort angeknüpften Verhandlungen weiterzuführen, sprengten die Rostocker die ihnen angelegte Fessel: die Warnemünder Thürme gingen in Flammen auf, und an ihrer Statt errichteten die Rostocker aus den Steinen ihres abgebrochenen Petriturmes einen starken, mit Bollwerk und Gräben umgebenen Turm, der ihnen freies Fahrwasser sicherte. Und abermals verbreiteten um Ostern 1312 ihre Schiffe mit denen der Stralsunder und Greifswalder Furcht und Schrecken an den dänischen Küsten, wo sie Falster, Amager, Skanör und Helsingör mit Plünderung und Brand heimsuchten.

Trotz Wismars Fall stand es um die Wende des Jahres nicht ungünstig für die Städte. Ende Juni 1312 erschien der König selber auf dem Kampfplatz. An die elf Wochen wurde dann unter Leitung des Fürsten Heinrich der Warnemünder Turm mit allen Mitteln der damaligen Belagerungskunst berannt; endlich Mitte September wurde seine tapfere Besatzung, die man durch eine Brücke von Rostock abgesperrt hatte, durch Hunger bezwungen. In Rostock erregte der Fall des Turmes einen Sturm: man beschuldigte den Rat des Einverständnisses mit dem Feinde, ein Teil der Ratsherren wurde in wilden Straßenaufläufen vom Pöbel hingemordet oder nach kurzem Verfahren gerichtet, etwa ein Drittel rettete sich durch die Flucht. Nicolaus das Kind, den die Rostocker sich wieder zum Herrn gesetzt hatten, mußte jetzt wirklich in Tätigkeit treten und nach dem Willen der Ältermänner der Ämter neue Ratsherren einsetzen. Aber auch die konnten das Verhängnis jetzt nicht mehr aufhalten. Die blutigen Greuel hatten keine Beruhigung der Gemüter bewirkt. Handel und Wandel lagen in der von allen Seiten abgesperrten Stadt unheilbar darnieder. Am 7. Dezember erfolgte in Pölchow ihre Unterwerfung. Mit der gewaltigen Summe von 14000 Mark Silbers, nach heutigem Gelde etwa $3\frac{1}{2}$ —4 Millionen Mark, mußte sie den durch Heinrich von Mecklenburg vermittelten Frieden erkaufen.

Die Zusammenfassung der gesamten Fürstenmacht des Nordostens bis Pommern und Brandenburg in der Hand des Dänenkönigs hatte es endlich möglich gemacht, den Widerstand der wendischen Städte zu brechen. Indessen lagen die Dinge doch nicht so, daß König Erich darauf hätte rechnen können, über die Macht, die ihm jetzt zu Gebote gestanden hatte, auch später stets zu verfügen. Gerade jetzt inmitten seines Triumphes offenbarten sich die schwachen Punkte seiner Stellung; während seiner Abwesenheit hatte sich im jütischen Adel eine Verschwörung gegen ihn angesponnen, an der sein eigener Bruder, Herzog Erich, nicht unbeteiligt war. Als er im Sommer 1313 strenges Gericht hielt, geleitete ihn Heinrich von Mecklenburg. So unerschütterlich dieser Feldhauptmann des Königs Erich stets auf dessen Seite verharrete, eines stand doch störend zwischen ihnen: die Zukunft der Herrschaft Rostock, die der König ungeachtet der mecklenburgischen und werleschen Erbansprüche zu

einem unmittelbaren dänischen Kronlande gestalten zu wollen schien. Der fortdauernde innere Unfriede in der Stadt Rostock hatte dem Fürsten Heinrich schon bald nach ihrer Unterwerfung zum Eingreifen Veranlassung gegeben. Gefördert durch sein Einverständnis mit den vertriebenen Ratsherren gelangte der Fürst in der Nacht vom 12. auf den 13. Januar 1314 durch ein von Vertrauten geöffnetes Thor überraschend in die Stadt. Damit nahm das Regiment, das die Ältermänner während der unruhigen Zeitläufte an sich gerissen hatten, ein Ende. In feierlicher Gerichtssetzung zerbrach der Fürst die Siegel der von ihnen ertrotzten Stadtverfassung und verbrannte die Urkunde. Die vertriebenen Ratsherren wurden wieder eingesetzt und durch Zuwahl aus den Geschlechtern zu einem neuen Ratskollegium ergänzt. Von den Auführern traf einige die Strafe des Rades; andere, die sich, wie der Führer Heinrich Runge, rechtzeitig geflüchtet hatten, wurden auf immer der Stadt verwiesen.

Nicht lange nach diesen stürmischen Vorgängen schied Nicolaus, das Kind von Rostock, aus seinem tatenlosen Leben (25. Novbr. 1314). Damit wurde die Rostocker Erbfolgefrage brennend, denn mit ihm erlosch der Rostocker Zweig des Dobotritenhause, verwaiste die zweite der von Heinrich Burwys I. Enkeln begründeten vier Teilherrschaften. Aber Königs Macht stand hier doch noch zu fest, als daß sich eine Hand gegen ihn hätte erheben dürfen; hatten doch die beiden erbberechtigten Fürsten Heinrich von Mecklenburg und Nicolaus von Werle selber mit fast allen Fürsten dieses Küstengebietes von Holstein bis Rügen in einem erst kürzlich (9. Jan. 1314) zu Grevesmühlen geschlossenen Bündnis ihn einhellig als ihren Oberherrn anerkannt. Sie begnügten sich, die unbedeutenden Reste der Herrschaft ihres Veters, die Länder Kalen und Hart, unter sich zu teilen. An die Hauptmasse der Herrschaft, die der Dänenkönig in seine Gewalt gebracht hatte, wagten sie nicht zu rühren.

Und auch, als der kaum gelöschte Kriegsbrand von neuem angefacht wurde, als Stralsund, das nebst Greifswald eben erst nach Rostocks Unterwerfung seinen Frieden mit den verbündeten Fürsten gemacht hatte, in neuen Streit mit seinem Landesherrn Wizlav von Rügen, dem Vasallen des Dänenkönigs, geriet, — auch da hielten die Fürsten der deutsch-slavischen Küstenlande noch unter dänischer Leitung zusammen. Nur Brandenburg, unter dessen Schutz Stralsund sich begeben hatte, wagte es jetzt, von seiner in den Rostocker Kämpfen betätigten Bundesgenossenschaft mit Dänemark ziemlich unvermittelt zu seiner alten Gegnerschaft gegen die nordische Macht zurückzukehren. Und die Herren von Werle, Nicolaus II. und sein jüngerer Bruder Johann II., der jetzt immer mehr hervortritt, nahmen eine zweideutige Haltung ein; unter dem Schein eines freundlichen Verhältnisses mit der dänischen Partei verbündeten sie sich heimlich mit den Markgrafen. Sie hatten, als nach den vorübergehenden Vergleichen von Templin (9. Dez. 1314) und Brudersdorf (10. Juni 1315) der Kampf heftig entbrannte, den ersten Stoß auszuhalten. Heinrich von Mecklenburg, der dem Dänenkönig auch in diesem Kampfe als Feldhauptmann diente,

brach mit dem Grafen Heinrich III. von Schwerin ins werlesche Land ein. Bei Mölln fochten sie unglücklich: der Graf geriet in die Gefangenschaft der Werler. Aber noch am gleichen Tage wurde die Charta wieder ausgeweht: bei Luplow wurde Johann von Werle entscheidend geschlagen und gefangen genommen. Um seine Freiheit wiederzuerlangen, mußte er und seine Brüder mit der dänischen Partei einen unvorteilhaften Frieden und selbst ein Bündnis wider ihre bisherigen Bundesgenossen eingehen (23. März 1316).

So rasch wie gegen die werlesche Herrschaft konnte man im Kampfe gegen das feste Stralsund keine Vorbeeren pflücken. Das Kriegsglück war entschieden auf seiten der Stadt, die am 21. Juni einen glänzenden Sieg über den mit einem Teil des feindlichen Heeres vor ihren Mauern erschienenen Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg erfocht. Selbst die starke dänische Flotte, die auch Rostock mit seinen Schiffen hatte unterstützen müssen, konnte ihr nichts anhaben. Aber während sich hier die Belagerung ergebnislos bis zu ihrer Aufhebung hinzog, tobte im Süden der Markgrafenkrieg weiter. Hier suchte Markgraf Waldemar die Gelegenheit zu benutzen, um dem Fürsten Heinrich, dessen brandenburgische Gemahlin Beatrix am 22. September 1314 gestorben war, das Land Stargard wieder zu entreißen. Schon Ende 1315 in dies Land eingebrochen, hatte er, vor Woldegk und Neubrandenburg zurückgeschlagen, die Niederlage seiner werleschen Verbündeten trotz ihrer Nähe nicht hindern können. Jetzt, im August 1316, ereilte ihn selber der entscheidende Schlag in dem glänzenden Siege, den Heinrich bei Gransee mit seinem mecklenburgischen Fußvolk über die brandenburgische Übermacht davontrug. Der Friede, der nach langwierigen Verhandlungen endlich am 24. und 25. November 1317 zu Templin abgeschlossen wurde, brachte den Erfolg Heinrichs zu vollem Ausdruck: Markgraf Waldemar erkannte seine Belehnung mit dem Lande Stargard an. Und indem er sich gleichzeitig mit dem Mecklenburger und dem Dänenkönig zu gegenseitiger Kriegshülfe verband, schienen hier endlich wieder Kräfte ihre Vereinigung gefunden zu haben, die stark genug waren, diesen Landen den lange entbehrten Frieden wieder zu bescheren und zu erhalten.

Und in der Gemeinschaft der Fürsten, die jetzt wieder zu der gleichen Einheit zusammengeschlossen waren wie vor einigen Jahren im Kampfe gegen Rostock, hatte König Erich zweifellos die leitende Stellung inne. Mochte auch Stralsund durch seine ebenso tatkräftige wie glückliche Verteidigung dem Schicksal Rostocks entgangen sein, mochte es einen vorteilhaften, alle seine Rechte bestätigenden Frieden erkämpft haben, eine neue Auflehnung der Seestädte gegen die Fürstenmacht war fürs erste nicht wieder zu besorgen. Die Vorherrschaft des Königs Erich im baltischen Nordosten Deutschlands stand fester denn je. Aber welche Opfer hatte sein kleines Land bringen müssen, um diese mit seinen natürlichen Kräften in keinem Verhältnis stehende Machtstellung trotz immer noch nicht aufgehörender Unruhen im Innern und Verwickelungen mit den anderen nordischen Reichen wiederzuerlangen und so lange aufrecht zu erhalten!

Eine gewaltige Schuldenlast hatte die dänische Krone auf sich geladen. Das deutsche Lehenwesen mit allen seinen Schäden hatte in dem einstigen Lande freier Bauern Fuß gefaßt. Weite Herrschaften auf altdänischem Boden waren als Pfandlehen in die Hände deutscher Fürsten übergegangen, die der König für die vielen geleisteten Kriegsdienste nicht anders entlohnen konnte. Fünen, Laaland, Falster, Arroe, sogar Schonen bedrohten, unter auswärtige Fürsten gestellt, die Einheit des Reichs zu einer Zeit, wo die Absonderungsgelüste Schleswigs kaum noch zu bändigen waren. Es kann nicht zweifelhaft sein; die Macht, die König Erich mit so viel Tatkraft und Geschick auf deutschem Boden errichtet hatte, trug schon zu seinen Lebzeiten den Keim des Verfalls in sich. Dem Fürsten Heinrich von Mecklenburg hatte der König schon längst das von Lübeck zu zahlende Schutzzgeld überweisen müssen. Diese Jahresrente von 750 lübischen Mark reichte aber zur Entschädigung dieses überall mit besonderm Eifer und Erfolg für ihn tätigen Feldhauptmanns bei weitem nicht aus; Erich mußte sich endlich entschließen (7. Januar 1317), ihm bis zum Ersatz der in seinen Kriegsdiensten erlittenen Verluste die so eifersüchtig gehegte Herrschaft Rostock nebst seinem Anteil am Lande Werle, jedoch mit Ausnahme der Warnemünder Burg, zu verleihen. Damit war der einzige wirkliche Gewinn, den Dänemark aus allen diesen Kämpfen davongetragen hatte, wieder preisgegeben, denn an eine Einlösung dieses Pfandes war nicht zu denken. Rostock war und blieb mecklenburgisch. Die beiden getrennten Herrschaftsgebiete des Fürsten Heinrich hatten ein Mittelglied gefunden, das sie zwar noch nicht fest verband, aber einander doch viel näher brachte.

Das war doch, zumal die Zukunft bei so unsicheren Grundlagen der dänischen Macht in undurchdringliches Dunkel gehüllt schien, ein wirklicher, besonders schätzbarer Erfolg; allerdings unter Beiseiteschiebung der gerechten werleschen Erbansprüche. Eine Quelle neuer Zwistigkeiten tat sich damit für die beiden Zweige des alten Fürstenhauses auf. Da brachten mehrere unerwartete Todesfälle alles, was die letzten Jahre aufgebaut hatten, und mehr noch wieder ins Wanken. Am 14. August 1319 starb Waldemar von Brandenburg, erst 28 Jahre alt, eines plötzlichen Todes. Damit war die Mark so gut wie erledigt, da ihn von dem ganzen vor kurzem noch so blühenden markgräflichen Hause nur ein einziger unmündiger Vetter überlebte. Und auch dieser allerletzte folgte ihm bald in den Tod nach (20. August 1320). Aber das warteten die Nachbarn nicht ab; gierig griffen sie gleich nach Waldemars Tode nach dem, was sie herrenloses Gut dünkte. Heinrich von Mecklenburg zauderte nicht, die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Kaum dem Blutbade entronnen, das die vom Grafen Gerhard von Holstein und seinen Bundesgenossen zur Verzweiflung getriebenen dithmarsischen Bauern, aus der über ihren Häuptern angezündeten Kirche von Oldenwörden hervorbrechend, unter ihren grausamen Bedrängern angerichtet hatten (7. September), ergriff er gemäß dem Templiner Friedensvertrage Besitz von Eldenburg und Wredenhagen, bemächtigte sich außerdem der Stadt und des Landes

Grabow. Selbst die Briegnitz war ihm durch das freiwillige Entgegenkommen des Havelberger Bischofs, der mächtigen markgräflichen Pfandinhaber Droiseke von Kröcher und Redeke von Redern, der Ritterschaft und Städte sogleich zugefallen. Und noch im September huldigten ihm die Städte und Mannen der Uckermark.

Und als sollte ringsherum alles auf einmal zusammenbrechen, verwaiste gerade jetzt auch der dänische Königsthron durch den plötzlichen Tod Erichs (13. Nov.). Der Reichstag wählte in seiner Verblendung gerade den, vor dem der König noch im Sterben gewarnt hatte, seinen unwürdigen Bruder Christoph, den sein gewaltthätiger und leichtfertiger Abenteuerersinn schon öfter soweit fortgerissen hatte, daß er im Bunde mit auswärtigen Mächten die Waffen gegen das eigene Vaterland erhob. Alle die inneren Schäden, die schon den Erfolgen Erichs etwas Unwahrscheinliches gegeben hatten, wuchsen jetzt, noch vermehrt durch eine ganz unmögliche Wahlkapitulation ins Riesengroße; die äußere Machtstellung, die dieser kraftvolle König trotz ihnen behauptet hatte, war mit einem Schlage dahin. Heinrich von Mecklenburg zeigte wohl die richtige Wertung des über Dänemark hereingebrochenen Wechsels, als er sogleich Warnemünde, den letzten Rest der Dänenherrschaft in Mecklenburg, an sich riß und von der Herrschaft Rostock die Huldigung entgegennahm. Bald fiel ihm auch die Schirmvogtei über Lübeck zu.

Aber das unaufhaltsame Umsichgreifen des Mecklenburgers stieß nun doch auf Widerstand. Von den östlichsten Teilen der Marken zum Vormund des letzten Markgrafen Heinrich erkoren, riß noch kurz vor dessen Tode Herzog Wertislav von Pommern-Volgast einen Teil der Uckermark an sich. Die Städte Prenzlau, Pasewalk und Templin fielen wieder von Heinrich ab und stellten sich am 24. August 1320 in frischer Erinnerung an die Machtstellung, die vor noch so kurzer Zeit Dänemark hier einnahm, unter den Schutz des Königs Christoph als des Herrn der Pommernherzöge. Wo sollten sie auch einen Anker finden in dieser Zeit, da alle Verhältnisse in Fluß gekommen waren, da nicht einmal die Ältesten sich an eine kräftige Machtäuserung des heiligen Reichs in diesen nordöstlichen Gegenden erinnern konnten, da fern im Süden der Kampf zwischen den zwiespältig erwählten römischen Königen Ludwig dem Bayern und Friedrich von Österreich tobte und eine allgemein anerkannte Reichsgewalt überhaupt nicht vorhanden war?

Fürst Heinrich ließ den Mut nicht sinken. Im Bunde mit den Grafen Gerhard von Holstein und Heinrich von Schwerin fiel er in die Uckermark ein, zwang Templin zu erneuter Huldigung und drang bis Stettin vor. Kurz darauf focht er im Bunde mit seinem Schwager, dem Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, wider den Erzbischof von Magdeburg und den Herzog Otto von Lüneburg um die bischöflich halberstädtischen Lehnen in der Altmark. So bald hier bald dort mit blitzartiger Schnelligkeit erfolgreiche Schläge führend, — dies alles geschah im Herbst 1320 — behauptete er auch im nächsten Jahre das Feld. Für den Fall, daß der Dänenkönig Christoph zu Gunsten der Pommern in den Kampf eingreifen sollte, versicherte er sich der Hilfe des jungen Königs Magnus

von Schweden und Norwegen, den Bund durch das Verlöbniß seines erst in zartem Knabenalter stehenden Sohnes Albrecht mit des Königs Schwester Euphemia besiegelnd. Den Fürsten Wizlaw von Rügen aber, der sich im Mai 1321 mit den pommerschen Herzögen verbündet hatte, ließ er bei Sülze und bei Ribnitz die Schärfe seines Schwertes spüren. Aber bald lähmte elender Geldmangel den weiteren Fortschritt seiner Unternehmungen. In seiner Not legte er Schatzungen auf die Güter der Geistlichen. Bischöfe und Äbte schritten jetzt mit Bann und Interdikt gegen ihn ein. Bischof Hermann von Schwerin ging sogar offen zu des Fürsten Feinden über (31. Dezember 1321). Im Frühjahr 1322 folgten seinem Beispiele die werleschen Bettern, längst unzuverlässige Bundesgenossen Heinrichs, da sie ihm ihre Ausdrängung aus der Herrschaft Rostock nicht vergessen konnten. Schon im Mai hatten sie sich zu Wordingborg dem König Christoph von Dänemark, dem soeben Fürst Wizlaw von Rügen als seinem Lehensherrscher gehuldigt hatte, verschrieben und ihm nach etwaigem Gewinn der Länder Schwaan, Ribnitz, Gnoien, Sülze, Marlow und Tessin deren Abtretung verheißen. Das edle Wild war gestellt. Fürst Heinrich, dem von seinen Verbündeten nur noch Graf Heinrich von Schwerin geblieben war, und auch dieser nur noch durch die Verpfändung der Länder Lenzen, Stavenow und Perleberg gehalten, lag krank in Sternberg darnieder. Da brachen von Parchim aus die verbündeten Feinde in sein Land, durchzogen es plündernd, brandschatzend, von Schwerin unverrichteter Sache ablassend und über die jetzt vollends niedergebrannte Mecklenburg, die eingenommene Rostenburg bei Warin bis nach Tessin und Gnoien vordringend. Einem so überlegenen Ansturm nicht vollends zu erliegen, gab es nur ein Mittel, das Heinrich zu seiner Rettung ergriff. Nachdem er durch Sonderfrieden den Grafen Nicolaus von Schwerin-Wittenburg (23. Juli) und den Fürsten Wizlaw von Rügen (2. August) von seinen Gegnern getrennt hatte, warf er sich mit aller Macht zu furchtbarem Strafgericht auf die verhassten Überläufer, seine werleschen Bettern. Jetzt lächelte dem Genesenen wieder der Sieg: in glänzendem Kampfe bei Frenzdorf brach er den letzten Widerstand der Werler (31. Dezember); aber des Sieges Lohn blieb ihm aus.

Der Kampf um das heilige römische Reich hatte bei Mühlendorf seine Entscheidung gefunden (28. September). Der siegreiche Ludwig der Bayer säumte nicht, das eröffnete brandenburgische Lehens seinem erstgeborenen Sohne Ludwig zu verleihen. Außer allen Feinden auch noch gegen die Macht des königlichen Vaters und Vormundes dieses kaum siebenjährigen Knaben seine brandenburgischen Eroberungen behaupten zu wollen, konnte Heinrich nicht in den Sinn kommen, zumal gerade jetzt auch die päpstlichen Straferlasse über ihn hereinbrachen. Er mußte von der Fortführung des Kampfes absteigen und eilte, sich mit seinen noch übrigen Feinden zu verfühnen. Von Bann und Interdikt hatte er sich rasch gelöst. Dann machte er mit dem Dänenkönig zu Nyköping auf Falster seinen Frieden, indem er die Länder Rostock, Gnoien und Schwaan als erbliches Lehens aus seiner Hand entgegennahm (21. Mai 1323). Im Juli folgten die

Friedensschlüsse mit den werleschen Herren und den pommerschen Herzögen. Gegen sovieler Feinde hatte er sich erfolgreich behauptet!

Doch die immer noch vom Fürsten Heinrich genährte Hoffnung auf Erhaltung der märkischen Erwerbungen sollte sich auch nach der Sühnung der alten Feindschaften nicht erfüllen, obwohl jetzt auch Papst Johann in den deutschen Streitigkeiten Partei ergriff und vom König Ludwig verlangte, daß er die Belehnung seines Sohnes mit der Mark zurücknehme. König Christoph von Dänemark, mit dem inzwischen auch Ludwig der Bayer durch Verlobung seines Sohnes mit dessen Tochter ein freundschaftliches Verhältnis angebahnt hatte, sprach als erwählter Schiedsrichter zu Ungunsten des Mecklenburgers (27. Dezember 1324). Und auch die Mannen und Städte der streitigen Länder entschieden sich für den Bayern. Ein letzter, fast verzweifelter Schritt, durch den Heinrich vom Papste die Belehnung mit der Mark erbat, war von vornherein aussichtslos; der Papst gab eine ausweichende Antwort. Endlich (24. Mai 1325) wurde der Streit durch die Grafen von Lindow im Vertrage an der Daber bei Wittstoc geschlichtet: Heinrich verzichtete auf alle seine Priegnitzer Eroberungen für 8000 Mark Silbers, anstatt deren ihm Grabow und Meyenburg verpfändet wurden. Außerdem durfte er, wie einige Tage später vereinbart wurde, die drei uckermärkischen Vogteien Jagow, Stolp und Liebenwalde bis zu ihrer Lösung mit 20000 Mark Silbers als Pfand in Händen behalten.

Alle diese langwierigen Kämpfe hatten also zum Ergebnis gehabt, daß Heinrich als dauernden Besitz nur sein um Stargard und die Herrschaft Rostock vermehrtes mecklenburgisches Erbland behauptete. Was er auf dem heißumstrittenen märkischen Boden noch in Händen hielt, waren nur Pfandrechte, die ihm wieder verloren gingen, sobald der Markgraf den festgesetzten Pfandschilling zahlte. Aber schon erspähte sein reger Geist eine neue Gelegenheit zur Machterweiterung. Das Aussterben des alten rügenischen Fürstenhauses war schon längere Zeit als bevorstehend erschienen. Schon König Erich von Dänemark hatte diese Möglichkeit ins Auge gefaßt (1310) und sich vom Fürsten Wizlav die Nachfolge zusichern lassen. Aber er war vor dem gestorben, den er zu beerben gedachte. Und als ein halbes Menschenalter später (1325) kurz nacheinander Jaromar, Wizlavs noch unmündiger Sohn, und Wizlav selber aus dem Leben schieden und der fürstliche Stamm damit wirklich erlosch, da war das Dänenreich unter Christophs Regierung schon so tief gesunken, daß man dessen zweifellose oberlehensherrlichen Rechte nicht mehr beachten zu müssen glaubte. Ohne weiteres ergriff Wizlavs Schwestersohn, der Herzog Bertislav von Pommern-Wolgast, auf Grund einer alten, ihm von Christoph noch vor dessen Thronbesteigung zuerkannten Anwartschaft und im Einvernehmen mit den Mannen und Städten des verwaisten Fürstentums dessen Herrschaft. Fast schon seiner Krone beraubt durch den das Königreich wieder zerkleisenden inneren Zwist, in dem der mächtige Graf Gerhard seine waffenfreudigen Holsten für die Rechte seines Mündels, des jungen Herzogs Waldemar von Schleswig, streiten ließ, war Christoph doch nicht gewillt, diese Verletzung der Lehenspflicht zu dulden. Vor Gerhards

siegreichen Waffen fliehend, hatte er eine Zuflucht in Rostock beim Fürsten Heinrich gefunden. Der stand den rügenischen Vorgängen nicht allein als nächster Nachbar, sondern auch dadurch nicht teilnahmlos gegenüber, daß er dem jungen Jaromar noch kurz vor dem Tode seine Tochter Beatriz verlobt hatte. Ihn und die Fürsten von Werle, Johann und Henning, die den König auf die dänischen Inseln zurückgeleiteten, gewann Christoph am 3. Mai 1326 durch Verpfändung der Inseln Daaland, Falster und Mön nicht allein zur Erneuerung ihres Bündnisses gegen seine Bedränger in den dänischen Landen; durch Belehnungen und Verpfändungen im Fürstentum Rügen sicherte er sich auch ihre Unterstützung gegen Wertislaw. Doch auch so genügten seine Kräfte nicht zur Wiederherstellung seiner Sache im dänischen Reiche. Um in Deutschland die Hände frei zu haben und weitere Hülfe für den Entscheidungskampf in Dänemark zu gewinnen, versöhnte er sich (24. Mai) mit Wertislaw und belehnte ihn feierlich mit der Herrschaft Rügen.

Aber das Verhängnis war nicht mehr abzuwenden. Am 7. Juni wählten die dänischen Stände den Knaben Waldemar zum König und den deutschen Grafen Gerhard zum Reichsverweser. Wertislaw, der eben erst dem König Christoph gehuldigt hatte, trug Waldemar und Gerhard ein Bündnis an. Gleich darauf ereilte den Treulosen der Tod (1. August); seine unmündigen Söhne wurden von Waldemar belehnt, während der abgesetzte Christoph die Herrschaft dem Mecklenburger Heinrich und den werleschen Fürsten zu gesamter Hand verließ. Als dies geschah, hatte Christoph seine Rolle in Dänemark schon vollends ausgespielt. Am 13. Juli hatte Fürst Heinrich auf der Insel Bogö zwischen Mön und Falster seine nutzlosen Anstrengungen für den gestürzten König durch einen Friedensschluß mit dem Grafen Gerhard beendet. Die mecklenburgisch-werleschen Hülfsstruppen waren in die Heimat zurückgekehrt; der durch ihre Unterstützung den verlorenen Thron wiederzugewinnen gedachte, weilte jetzt wieder als Flüchtling in Rostock. Die Verfügung, die dieser König ohne Land und Macht über das Fürstentum Rügen getroffen hatte, war völlig ohne Kraft und stürzte nur seine Bundesgenossen in einen neuen Kampf. Mit Waffengewalt drangen sie in die rügenische Herrschaft ein; aber der größte Teil der Vasallen hielt zu den Erben Wertislavs, besonders die Städte Stralsund und Greifswald wollten nicht mecklenburgisch werden und setzten sich im Bunde mit Anklam und Demmin zur Wehr. Endlich nach längeren wechselvollen, das Land verheerenden Kämpfen, in die auch Graf Gerhard von Holstein vorübergehend eingriff, kam am 27. Juni 1328 durch des Stettiner Herzogs Barnim Vermittlung der Friede zustande: Die mecklenburgischen Verbündeten durften die Länder Tribsees, Grimmen und Barth einstweilen behalten als in zwölf Jahren verfallendes Pfand für die Entschädigung von 31 000 Mark Silbers, um die sie ihre Ansprüche auf die Herrschaft fallen ließen. Sie teilten den errungenen Pfandbesitz in der Art, daß Heinrich das Land Barth, die Werler die Länder Grimmen und Tribsees und außerdem beide Teile je eine Hälfte der Abtei Neuenkamp erhielten. Vom

Schweriner Bischof erhobene Einwendungen fanden kein Gehör; das hinderte aber nicht, daß der Anspruch des Bistums auf den festländischen Teil der Herrschaft Rügen noch fast 50 Jahre lang — allerdings ohne Erfolg — aufrecht erhalten wurde.



Kapitel XIX.

Aufsteigen zu nordischer Machtstellung.

Unter Waffengeklirr und Kriegsgetümmel war Heinrich der Löwe in die Geschichte eingetreten. Es ist sein ganzes Leben hindurch sein treuester Begleiter geblieben. Und als er sich am Ende seiner unruhewollen und tatenreichen Laufbahn († 21. Jan. 1329) in Sternberg zur letzten Ruhe niederlegte, da gedachte er wohl, mit Werken des Friedens sein Erdenwallen zu beschließen; da trug er besonders für die Vollendung seiner jungen Ribnitzer Klosterstiftung Sorge. Aber die Kriegshändel hatten ihn auch da noch nicht freigelassen; er starb in kräftigem Mannesalter inmitten der Vorbereitungen eines vom Papste angestifteten neuen Kampfes wider den wittelsbachschen Markgrafen.

Sein Leben und Tun hat sich, sobald er zu kräftiger Männlichkeit erblüht war, in engstem Zusammenhang mit dem vorübergehenden Aufsteigen der dänischen Macht in Deutschlands Nordosten abgespielt. Sind auch keineswegs alle seine Erfolge allein aus dieser Verbindung entsprossen, so hat doch zweifellos die erneuerte dänische Machtstellung ihm die Grundlage geboten, auf der er seine Machtpolitik bis ans Ende seiner Tage durchführen konnte; hat neben dem aufkeimenden Hanseatentum in diesem kleinlichen Getriebe winziger Teilherrschaften überhaupt erst wieder den Samen einer zielvollen, über die unmittelbarste Umgebung hinausblickenden politischen Tätigkeit ausgestreut, indem sie den fast verloren gegangenen Zusammenhang mit den großen Welthändeln durch ihr gewaltfames Eingreifen in dies Stilleben wieder anknüpfte. Ist des Königs Erich in fühner Tat wie in klugem Rat gleich erprobter Feldhauptmann auch nicht an das Ziel gelangt, das ihm auf der Höhe seiner Kraft und seines unstillbaren Unternehmungsgeistes vorschwebte; hat er insbesondere die große Macht des deutschen Ostens, die durch die Möglichkeit der Zusammen-

fassung seiner mecklenburgischen Besitzungen mit der herrenlos gewordenen Mark Brandenburg eine Zeitlang schon in greifbare Nähe gerückt schien, nicht aufrichten können — den Ruhm, mit zäher Tatkraft und unerschütterlichem Mut aus der Kleinlichkeit der überkommenen Verhältnisse hinaus nach Zielen gestrebt zu haben, die es wert waren, Leib und Leben daran zu setzen, diesen Ruhm wird man ihm unverkümmert lassen müssen. Und ganz ohne Frucht ist sein Streben, ganz ungestillt sein Hunger nach Macht doch nicht geblieben: Mit den geringen Kräften, die ihm von Hause aus sein kleines mecklenburgisches Fürstentum nur zu Gebote stellte, die Verdreifachung seines Herrschaftsgebietes erlangt, sie in einer Zeit voller Stürme gegen Feinde ringsumher behauptet und sogar durch ausgedehnten Pfandbesitz in der Mark und im festländischen Rügen erweitert zu haben, ist die Leistung eines Mannes, der, getragen von einer größeren Machtfülle, den höchsten Aufgaben der Geschichte gewachsen gewesen wäre. Überragt wurde er unter den norddeutschen Fürsten dieser Zeit wohl nur von seinem Nachbar, dem großen Holsteiner Gerd, der den Dänen einen neuen König gab, in Wirklichkeit aber selber über sie herrschte und zum ersten Male die beiden meeresumschlungenen Länder und daneben Jütland und Fünen in seiner Hand vereinigte.

Die Anfänge einer neuen, über die bisherige Enge und Zersplitterung der Territorialverhältnisse hinausgreifenden Machtbildung, wie sie Heinrich seinen beiden unmündigen Söhnen, dem annähernd elfjährigen Albrecht II. und dem kaum dreijährigen Johann hinterließ, waren aber belastet mit einer erdrückenden Bürde von Schulden, die sich im Laufe der unaufhörlichen Kriege und Fehden turmhoch angehäuft hatten. Um die Geldnot zu kehren und seine Kriege führen zu können, hatte der Fürst von dem gefährlichen Mittel der Verpfändung einen sehr ausgiebigen Gebrauch machen müssen. Fast alle Schlösser und Vogteien sollen so als Pfänder in die Hände Adelliger gekommen sein. Und auch die Städte, obwohl erst kürzlich die beiden mächtigsten unter ihnen mit Waffengewalt bezwungen waren, wußten gleich der Ritterschaft durch die andauernde Geldnot des Fürsten ihren Einfluß zu steigern. Wagten es doch nach Heinrichs Tode sogar die Ribnitzer, den nach letztwilliger Bestimmung des verbliebenen Fürsten in ihrer Stadt begonnenen Bau des Klarissinnenklosters niederzureißen. Und die Geistlichkeit hatte ja schon Heinrichs Bestrebungen, sie zur Steuerleistung heranzuziehen, offenen Widerstand entgegengesetzt und erlangt, daß der Fürst von seinem Vorhaben abstand.

Es war gewiß keine leichte Aufgabe, die dem von Heinrich noch kurz vor seinem Tode eingesetzten Vormund seiner minderjährigen Kinder, seinem getreuen Bundesgenossen Heinrich von Schwerin, mit seinem Beirat von 16 ritterlichen Vasallen und den Räten von Rostock und Wismar zugefallen war. Wenn er sein Werk gleich damit begann, den in Wismar am Mecklenburger Tor gelegenen befestigten Fürstenhof der Stadt um 1000 Lübische Mark und gegen Überlassung eines Hofes bei der Georgenkirche zu verkaufen, so war damit die Richtung seiner Tätigkeit in doppelter Hinsicht gekennzeichnet: neben der Beschaffung der dringend notwendigen

Geldmittel zielte dieser Handel besonders auf die Beseitigung einer Veranlassung zu häufigen Streitigkeiten und damit auf die Sicherung eines freundschaftlichen Verhältnisses mit der Stadt, die der vormundschaftlichen Regierung als Sitz angewiesen war.

Noch dringender fast als im Innern war die Herstellung friedlicher Verhältnisse nach außen geboten. Was konnte alle Arbeit für die Beschaffung neuer materieller Grundlagen der Herrschaft frommen, wenn man beständig fürchten mußte, daß die ungeklärten, zum Teil sogar unfreundlichen Beziehungen zu den Nachbarherrschaften, wie sie der so plötzlich aus seinem kampfreichen Leben abgerufene Fürst Heinrich zurückgelassen hatte, durch einen jäh hereinbrechenden Krieg alles wieder vernichten würden? Schon rüsteten sich die werleschen Herren offen für eine Fehde, in der sie ihre gerechten Ansprüche auf die Führung der Vormundschaft mit den Waffen zur Geltung zu bringen gedachten. Schon suchten sie mecklenburgische Vasallen auf ihre Seite herüberzuziehen. Da galt es, ohne Säumen durch Regelung der auswärtigen Beziehungen den Frieden zu wahren. Einen gewissen Rückhalt gewährte schon das von der Vormundschaft mit den Herzögen Erich und Albrecht von Sachsen-Lauenburg abgeschlossene Landfriedensbündnis. Die nicht unbedenkliche Stellungnahme zu Dänemark wurde durch den gerade jetzt vom Holsteiner Grafen Johann herbeigeführten Umschwung zu Gunsten des Königs Christoph erleichtert; von ihm konnte man nun die Belehnung mit der Herrschaft Rostock entgegennehmen, ohne Waldemars, des andern Königs Rache fürchten zu müssen. Nachdem Graf Johann sich mit seinem Vetter Berhard verständigt hatte, waren ja die beiden Holsteiner die eigentlichen Beherrscher des Königreichs. Besonders dringend erheischten aber die gespannten Beziehungen zur Mark Brandenburg eine Regelung; sie zu erlangen war das Opfer der Pfandämter Meyenburg, Liebenwalde, Stolz und Jagow nicht zu teuer, zumal Markgraf Ludwig bei der Belehnung den Ländern Stargard, Lychen, Eldenburg (Lübz) und Wessenberg noch Ahrensberg und Strelitz hinzufügte.

Diese Vereinbarungen waren der Vormundschaft noch im Todesjahr Heinrichs des Löwen gelungen. Und auch die werleschen Vettern wurden bald darauf (20. Mai 1330) versöhnt, indem man sie wegen der entgangenen Vormundschaft und anderer Forderungen mit 3000 Mark Silbers entschädigte. So war durch des Grafen Heinrich von Schwerin einsichtsvolles Walten das Erbe seiner fürstlichen Mündel der gefährdeten Lage glücklich entzogen, in der es der Vater zurückgelassen hatte. Und als der junge Albrecht, zu seinen Jahren gekommen, am Pfingstfest 1336 zu Rostock seine Hochzeit mit der ihm schon seit 1321 verlobten Euphemia von Schweden feierte; als er darauf, von einem Schiffe der mächtigen Nachbarstadt Lübeck geleitet, mit seiner neuvermählten Gattin hinübersteuerte nach Schweden zum Krönungsfeste seines Schwagers Magnus, eine lange Reihe den ganzen Norden bewegender Ereignisse eröffnend, von denen seine frische, unbefangene Jugendlichkeit kaum etwas ahnen mochte, da war die durch seinen Vater vergrößerte Herrschaft nach innen und außen leidlich geordnet und gefestigt. Eines Übels nur hatte der Schweriner

Vormund nicht völlig Herr werden können, der eingewurzelten, unbändigen Fehdelust der Vasallen und des damit zusammenhängenden adeligen Räuberunwesens, das sogleich unter dem neuen, wegen seiner Jugend unterschätzten Herrn mit verdoppeltem Trotz sein Haupt erhob. Da griff der Achtzehnjährige mit fester Hand zu. Die Städte, namentlich Rostock und Wismar, Graf Günther von Lindow und die stargardischen Mannen halfen ihm treulich, die offene Auflehnung seines mecklenburgischen Adels zu dämpfen. Im Mai und Juni 1337 wurde die Hauptarbeit mit Brechen und Niederbrennen von Burgen getan. Im August wurden die Pleffenschen Gebrüder wieder zu Gnaden angenommen, nachdem sie die Burg Eichhof von den Zernins gekauft und versprochen hatten, mit ihr dem Fürsten zu dienen. Das ritterliche Fehdewesen mit Stumpf und Stiel auszurotten, konnte allerdings so schnell nicht gelingen. Das war einer viel späteren Zeit vorbehalten. Wie weit man jetzt noch von diesem Ziel entfernt war, zeigen die wieder und wieder geschlossenen Landfriedensbündnisse, unter denen der große Lübecker Bund vom 11. Januar 1338 endlich wieder nach langer Feindseligkeit die wendischen Seestädte mit den Fürsten zu gemeinsamem Wirken für den Frieden des Landes vereinigte. Immerhin erfreute sich das Land eines leidlichen Friedensstandes, bis der Kampf zwischen den beiden großen Häusern der Wittelsbacher und Luxemburger auch hier seine Wirkung äußerte.

So fremd und abge sondert wie in den vorausgehenden Jahrzehnten stand der deutsche Nordosten den Angelegenheiten des Reichs doch nicht mehr gegenüber, seitdem Ludwig der Bayer durch Verleihung der Mark Brandenburg an seinen Sohn die Macht seines jetzt kaiserlichen Wittelsbacher Hauses bis an die Elbe, ja mittelbar durch die brandenburgische Oberlehensherrlichkeit über Pommern bis an die Gestade der Ostsee vorge schoben hatte. Als daher die Feindseligkeiten zwischen seinem Hause und den in Böhmen und Mähren zur Herrschaft gelangten Luxemburgern zu offenem Kampf ausarteten, mußten die Wirkungen dieses das ganze Reich in zwei feindliche Heerlager teilenden Zerwürfnisses sich alsbald hier im Nordosten bemerkbar machen. Zwar hatte Kaiser Ludwig dem Sohne des Königs Johann von Böhmen, dem Luxemburger Karl, der ihm 1346 unter Mitwirkung des Papstes als Gegenkönig gegenübergestellt worden war, sehr bald das Feld räumen müssen; aber sein am 11. Oktober 1347 erfolgter Tod hatte den Kämpfen kein Ziel gesetzt. Karl IV., jetzt alleiniger römischer König, wandte sich gegen die wittelsbacherische Machtsstellung im Norden. Unmittelbar auf den Tod des Kaisers Ludwig führte er den ersten Schlag gegen die Mark (16. Oktober), damit zugleich die Stellung der schon länger der luxemburgischen Partei zugetanen mecklenburgischen Fürsten — hatte doch Johann, der jüngere der beiden fürstlichen Brüder, schon 1346 an dem unglücklichen Kampfe von Crécy in Karls Gefolge teilgenommen — befestigend, sie enger an seine Sache kettend: er löste das zwischen beiden Nachbarherrschschaften bestehende Lehensverhältnis, indem er Stargard und die übrigen brandenburgischen Lehnen der Fürsten von Mecklenburg zu unmittelbaren, erblichen Reichslehnen erhob. Die reichsfürst-

liche Stellung unseres Herrscherhauses, hierdurch erst eingeleitet, fand ihre Vollendung, als im nächsten Jahre Herzog Rudolf von Sachsen auf sein lehensherrliches Recht verzichtete und Karl IV. am 8. Juli zu Prag die Brüder Albrecht und Johann in aller Form zu Fürsten des Reichs und zu Herzögen von Mecklenburg erhob.

Nun erst begann der eigentliche Kampf um die Mark, glücklich eingeleitet durch das Auftreten des falschen Waldemar, der sich für den 1319 gestorbenen Markgrafen ausgab, mit seinem beispiellosen Erfolg bei den am alten Askanienhause noch in fester Treue hängenden Landesbewohnern. Auch viele Nachbärfürsten, darunter die Mecklenburger, fielen ihm rasch zu. Seine Echterklärung auf Grund einer von König Karl veranlaßten Untersuchung beantwortete die wittelsbachsche Partei durch die Wahl des Gegenkönigs Günther von Schwarzburg (30. Januar 1349). Als aber dieser schon nach wenigen Monaten, samt dem Markgrafen Ludwig von Karl IV. in Eltvile eingeschlossen, auf Reich und Königstitel verzichtete (26. Mai) und sogar Ludwig und das ganze Haus Wittelsbach sich mit dem luxemburgischen König vertragen, wurde die märkische Angelegenheit verworrenener denn je: Während Markgraf Ludwig auf Grund seiner Ausföhnung mit König Karl die Unterwerfung der Mark forderte, dachten die Parteigänger des falschen Waldemar, namentlich die mecklenburgischen und oberhächsischen Herzöge und die anhaltinischen Askaniern, nicht daran, ihren Schützling fallen zu lassen. Hatten sie sich doch schon (5. Mai) genau darüber geeinigt, in welcher Weise sie ihn einst beerben wollten. Auch das Eingreifen des tatkräftigen Dänenkönigs Waldemar Atterdag, des Schwagers des Markgrafen Ludwig, vermochte die Lage nicht so bald zu Gunsten der Wittelsbacher zu wenden. Schon auf Boel bei einem Landungsversuch von Herzog Albrecht auf die Schiffe zurückgejagt, suchte er über Pommern, wo ihm Herzog Barnim von Stettin verbündet war, sein Ziel zu erreichen. Im udermärkischen Strasburg aber, das er erobert hatte, trat ihm schon wieder derselbe mecklenburgische Herzog in den Weg und schloß ihn ein. Endlich machte ihm der zum Entsatz herbeieilende Ludwig der Römer, des Markgrafen jüngerer Bruder, Luft. Er wurde zwar vom Herzog Albrecht bei Oberberg vernichtend geschlagen, sodaß er nur mit wenigen entkam; aber der Dänenkönig hatte doch wieder freie Bahn und konnte, vereinigt mit den pommerschen Herzögen, bis vor Berlin rücken.

Als endlich (2. Febr. 1350) die streitenden Parteien sich einigten, ihre Sache zur Entscheidung des Königs Magnus von Schweden zu stellen, trat Karl IV. aus seiner bis dahin geübten Zurückhaltung hervor. Noch nach seiner Eltviller Versöhnung mit den Wittelsbachern hatte er erklärt, daß er Waldemar immer noch als den rechtmäßigen Markgrafen anerkenne (15. August 1349), sich aber der Sache nicht weiter angenommen. Nun aber der Schiedspruch eines fremden Fürsten ihm die Entscheidung aus der Hand zu nehmen drohte, lenkte er sofort ein. Noch anfangs Februar vereinigte er sich zu Banz mit dem Markgrafen Ludwig und dem König Waldemar. Hier fiel am 14. Februar des Pfalzgrafen Ruprecht

bei Rhein Schiedspruch, durch den Markgraf Waldemar für unecht erklärt und Brandenburg wieder dem Wittelsbacher Ludwig zuerkannt wurde. Eine Zeitlang suchten die um den falschen Waldemar gescharten Fürsten dessen Sache, die ja auch die ihre war, noch zu stützen. Bald aber knüpften die Mecklenburger Herzöge mit der Gegenpartei Verhandlungen an. Am 8. Mai versöhnte Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg sie zu Lübeck mit dem Dänenkönig. Und durch dessen Vermittlung kam am 23. Juni zu Friedland die endgültige Sühne zustande, in der die Wittelsbacher Markgrafen jeglicher Lehenshoheit über Stargard oder sonstige Teile Mecklenburgs entsagten und den Herzögen Stadt und Land Fürstenberg gegen die ihnen bis dahin aus der Vogtei Sagow zu zahlenden 200 Stück Geldes abtraten.

Als die Herzöge nicht übermäßig beschwert durch die kärgliche Beute, die ihnen der so erfolg- und hoffnungsreich begonnene märkische Kampf nach der unvorhergesehenen Wendung doch noch eingetragen hatte, wieder ins Land ihrer Väter heimkehrten, hatte dort ein unheimlicher Gast seinen Einzug gehalten. Von den Mittelmeergegenden ausgegangen, allmählich die Rhone herauf und den Rhein herabschreitend, war der schwarze Tod in die norddeutschen Küstenländer vorgedrungen. In Mecklenburg, wo die brandenburgischen Kämpfe — namentlich wegen der von jetzt an vielfach in Dienst genommenen fremden Söldner — nicht spurlos vorübergegangen waren, wo gleichzeitig mit den Schweriner Grafen geführte Fehden ihre Opfer gefordert hatten, vollendete die grausige Seuche, die in vielen Städten kaum den zehnten Teil der Einwohner verschonte, nahezu das Werk der Verwüstung, mag auch die Überlieferung, nach der in Lübeck an einem einzigen Tage 2500 und in Wismar — der Wahrheit näher — in einem Monat 2000 Menschen gestorben sein sollen, noch so sehr übertreiben. Und während diese Geißel Gottes alles Land weit und breit züchtigte, mit den tausendfältigen Schrecken des Todes den Wahn der Geißelbrüder und die Greuel der Judenverbrennungen verbindend, ging doch das kleine Menschenwerk ruhig seinen gewohnten Gang weiter, lagen die mecklenburgischen Herzöge im Bunde mit ihren werleschen Vettern in hizeriger Fehde mit den pommerischen Herzögen wegen ihrer rügenischen Pfandgüter. Und als wäre Mecklenburg schon zu mächtig geworden, gingen Albrecht und Johann gerade jetzt, ehe noch diese Fehde zu Ende geführt war, daran, die Herrschaft, die ihr Vater mit so großer Mühe errichtet und in so schweren Kämpfen behauptet hatte, wieder zu zertrümmern. So unbedingt herrschte zu jenen Zeiten der Teilungsgrundsatz. Hatte doch auch vor kurzem (1347) erst die Güstrower Linie des Hauses Werle eine neue Warener Linie abgezweigt.

Allerdings als Herzog Albrecht am 25. November 1352 seinen jüngeren, 1344 mündig gewordenen Bruder mit dem Lande Stargard und dessen Nebenländern, ferner mit den Ländern Sternberg und Eldenburg nebst der Ture und sämtlichen vom Markgrafen Ludwig für 18 000 Mark Silbers versetzten Pfandgütern abtheilte, da konnte er schon mit Bestimmtheit

auf einen wenn auch nicht gleichwertigen Ersatz rechnen, hatte ihn sogar schon zum Teil in Händen. Schon seit den vierziger Jahren hatte Albrecht auf die Erwerbung der Schweriner Grafschaft hingearbeitet. Und wirklich starb 1344 mit Heinrich III. die ältere und 1349 mit Nicolaus II. die Wittenburger Linie des gräflichen Hauses aus. Albrecht beanspruchte jetzt auf Grund eines mit Nicolaus geschlossenen Erbvertrages die Länder Wittenburg und Crivitz. Und obwohl der mit Tecklenburg abgeteilte Nicolaus III. und Otto I., die Brudersöhne und rechtmäßigen Erben Nicolaus II., sich widersetzten, war es Albrecht doch schon 1350 gelungen, die beiden Länder in seine Gewalt zu bringen, während sich in Boizenburg seine Vasallen, die Barnekows, festsetzten und von dort aus den Grafen schweren Schaden zufügten. Deren Lage verschlimmerte sich zusehends, seitdem des Herzogs Albrecht Kräfte durch Beilegung seiner märkischen Fehde frei wurden. Sein Erscheinen vor Schwerin (1351) und das Vordringen Sachsen-Lauenburgischer Mannen nach Wittenburg nötigte den in Gefangenschaft geratenen Grafen Otto I. zum Frieden. Für den Brautshaß seiner bei dieser Gelegenheit mit Albrechts gleichnamigem zweiten Sohne, dem späteren Schwedenkönig, verlobten einzigen Tochter Richardis mußte er das schon von den Mecklenburgern eingenommene Land Boizenburg zum Pfande setzen.

Die Fehde entbrannte von neuem, als Graf Otto I. im Oktober 1356 aus dem Leben schied. Diesmal nahm Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg die Partei des Grafen Nicolaus III. und seines Sohnes Otto, die er als die Erben des Verschiedenen mit der Grafschaft belehnt hatte. Herzog Albrecht aber, der das unzweifelhafte Erbrecht der beiden überlebenden Grafen durchaus nicht anerkennen wollte, ließ sich unter Mißachtung der ihm wohlbekannten oberlehensherrlichen Stellung des Lauenburgers wider alles Recht von Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg mit der Grafschaft belehnen. Darnach gewann er die Unterstützung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, indem er ihn mit der verheißenen Teilung der gemeinsamen Eroberungen förderte, warb Söldner und versuchte während der im Winter 1357/58 eintretenden Kampfspause auch den Kaiser seinen ungerechten Ansprüchen geneigt zu machen. Im März richtete er seinen Angriff wieder gegen die Stadt Schwerin, die sich trotz der unmittelbar vor ihren Toren von ihm errichteten Burg, trotz der Einnahme der Burg Plate und daraus entstehender Hemmung ihrer Zufuhr, tapfer hielt. Da griffen wieder die dänischen Dinge ein, den Mecklenburgern, wie kürzlich noch in der Mark, Hindernisse und Störung bereitend. Zwar eine an die mecklenburgische Küste gesandte dänische Flotte wurde am 2. Juli bei Poel von den Wismarschen geschlagen. Aber während Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg weit nach Südosten vordringend das von Werle-Güstrow an Mecklenburg verpfändete Plau einnahm (24. Aug. 1358) und die Grafen von Lindow-Ruppin die Dieze verwüsteten, mußte Herzog Albrecht sich rüsten, den ihm verbündeten Holsteiner Grafen und dem Herzog Erich von Schweden gegen Waldemar IV. Hülfe zu bringen. Anfangs September mit Nicolaus von Werle-Güstrow und statlichem

Heeresaufgebot über das damals schwedische Schonen ins Inselfreich vorgebrungen, erlitt er auf Seeland eine schwere Niederlage. Darnach kam es bald zu Friedensverhandlungen zwischen dem Dänenkönig und seinen Widersachern. Und auch nach Mecklenburg zurückgekehrt, nahm Herzog Albrecht den Kampf gegen die Schwerin-Tecklenburger Grafen nicht wieder auf, sondern bot ihnen die Hand zum Frieden, um durch Kauf zu seinem Ziele zu gelangen. Am 1. Dezember kam der Friede und eine Erbverbrüderung mit Graf Nicolaus zustande; die Mannen und Städte der Grafschaft leisteten dem Herzog und seinen Söhnen die Eventualhuldigung. Und am 7. Dezember wurde in Plüschow der Verkauf abgeschlossen: die Grafschaft sollte für 20 000 Mark Silbers in den Besitz der Herzöge übergehen. Das alte Schweriner Grafenhaus endete seine zweihundertjährige ruhmreiche mecklenburgische Laufbahn. Die beiden überlebenden Grafen fanden in der erheirateten Grafschaft Tecklenburg eine neue Heimat.

* * *

Das Eingreifen Albrechts in die nordischen Händel, zu dem seine Verschwägerung mit dem schwedischen Königshause die Veranlassung bot, hatte durch seinen Mißerfolg ein rasches Ende genommen. Es war nur ein Vorspiel zu weit bedeutsameren Vorgängen. Schon 1359 hat er, da König Waldemar die am Ende des Vorjahres vereinbarten Friedensbedingungen nicht hielt, den Holsteiner Grafen bei der Eroberung Fehmarns geholfen. Und als im nächsten Jahre nach dem plötzlichen Tode Erichs, des schwedischen Mitregenten, der Dänenkönig einen erneuten Versuch machte, das schmerzlich entbehrete Schonen mit Waffengewalt seinem Reiche zurückzugewinnen, finden wir Albrecht im Bunde mit seinem schwedischen Schwager Magnus. Aber bald, nachdem er mit Herzog Erich von Sachsen das Schiedsgericht über den Streit der beiden Könige übernommen hatte, wußte ihn der Däne auf seine Seite hinzuzuziehen, indem er ihn mit Erich versöhnte. Am 10. August verbanden sie sich vor Helsingborg, um ihren Ansprüchen an Magnus gemeinsam größeren Nachdruck zu geben.

Der Verlust Schonens an Dänemark, bei dem Magnus eine mehr als zweideutige Rolle gespielt hatte, brachte diesen schwächlichen König um den letzten Rest seines Ansehens im schwedischen Volke. Und jetzt, wo König Waldemar nach zwanzigjähriger, von nie rastender Tatkraft getragener Arbeit das bis in den Boden erniedrigte, zu einem Schatten herabgewürdigte Dänenreich wieder neu aufgebaut hatte, wo er nach einem fast mühelosen Erfolge über Schweden schon zu einem zweiten Schlage ausholte; jetzt wagte man in Schweden, seinen Stolz in unerhörter Weise zu verletzen. Der seit 1359 mit Waldemars Tochter Margaretha verlobte jüngere Sohn Magnus', Hafon von Norwegen, verlobte sich plötzlich um Fastnacht 1361, seiner älteren Verpflichtung vergessend und sich den ärgsten Feinden Dänemarks zuwendend, mit der Holsteinerin Elisabeth. Waldemar war nicht der Mann, eine solche

Herausforderung unbeantwortet zu lassen; im Juli ging er in See, nahm die Inseln Deland und Gotland nach schrecklichem Blutbad ein und plünderte die Schätze des reichen Wisby.

Dieser überraschende Schlag traf nicht allein Schweden; fast mehr noch wirkte er nach einer anderen Richtung: auf die Hansestädte. Ein halbes Jahrhundert war verflossen, seitdem König Erich Menved den Bund der wendischen Seestädte mit Waffengewalt auseinander gesprengt hatte. Durch seine Lahmlegung war auch die große Gemeinschaft der deutschen Handelsstädte von den Rheinmündungen bis zum Finnischen Meerbusen, die grade eben in der Bildung begriffen, der Welt schon Beweise eines sich kräftig regenden Zusammengehörigkeitsgefühls und eines einheitlich geleiteten festen Willens gegeben hatte, in den Hintergrund gedrängt und wieder in Verfall geraten. Aber mochte auch die Führerin Lübeck sich kampflos dem Dänen gebeugt haben, mochte sie den Bedrängnissen der Schwesterstädte, die von dem fremden Eroberer im Bunde mit den eigenen auf ihre rasch gewachsene Macht eifersüchtigen Fürsten einzeln bewältigt wurden, teilnahmslos zusehen und sich höchstens zu unzureichenden Unterstützungen mit Gelddarlehen bereit finden, die gemeinsamen Handelsinteressen bildeten doch ein so festes Band, daß der einmal gefundene Zusammenhang zwischen den Städten des wendischen Bundes nicht völlig wieder verloren gehen konnte; auch nicht in der schweren Zeit, da des Königs Erich Hand ihren politischen Zusammenschluß zerrissen hatte. Mitten in der Zeit, da Kostocks schwerer Kampf gegen die Übermacht der Fürsten schon begonnen hatte (1312), führten die wendischen Seestädte gemeinsame Verhandlungen mit Norwegen, die zum Abschluß eines Handelsvertrages gediehen. Lübeck aber, das sich bald wieder im Bunde mit seinen alten Genossinnen zusammenfand, war nicht umsonst dem Dänenkönig so weit entgegengekommen. „Das geriet ihnen zu großem Nutzen“, sagt der Chronist Detmar so bezeichnend für die Denkungsart seiner Zeit. Reiche Handelsprivilegien im dänischen Herrschaftsgebiet belohnten die Stadt, die ihre Kräfte, wenig gestört durch die Kämpfe der anderen, auf den Ausbau ihres weitverzweigten Verkehrs konzentrieren konnten. Und was Lübeck so von der Gunst des Königs an Privilegien gewann, das kam bald ja auch den Nachbarstädten zugute, je nachdem sie ihren Frieden mit dem nordischen Inselreiche machten. Und als dann wieder der jähe Umschwung eintrat, das von Erich Menved errichtete Herrschaftsgebäude durch Mangel an innerem Halt zusammenstürzte und deutsche Volkskraft, der von dem großen Holstengrafen geöffneten Bahn folgend, Schleswig, Jütland und weithin die Inseln überströmte, da erwuchs auch daraus eine neue mächtige Anregung dem Handel unserer Küstenstädte.

So knüpften sich die für kurze Zeit zerrissenen Fäden wie von selber wieder an. Um die Mitte des Jahrhunderts stand die alte große Gemeinschaft der deutschen Handelsstädte der Nord- und Ostsee wieder da, nicht mehr — wie vor fünfzig Jahren — als der Keim eines erst werden Wollenden, sondern schon fester, bestimmter mit einem alle seine Glieder gemeinsam

umfassenden Namen: die deutsche Hanse. Und in ihrem Mittelpunkt stand wie früher der engere Bund der wendischen Städte, Lübeck an der Spitze.

Das Verhältnis der deutschen Handelsstädte zu Dänemark nahm doch allmählich einen anderen Charakter an, seitdem das Land in Waldemar Atterdag wieder einen König gewonnen hatte, der seine gesunkene Macht mit allen Mitteln wieder auf die alte Höhe zu bringen trachtete. Seine Eroberung Schonens, wo der Heringsfang Jahr für Jahr viele Tausende von Angehörigen der deutschen Handelsstädte in ihren eigenartig entwickelten festen Niederlassungen (Witten) zusammenführte, berührte geradezu eine Lebensfrage der hanfischen Bundesglieder. Und nur zu bald zeigte sich, daß von der Zähigkeit des neuen Herrschers die alten Vorrechte selbst mit Aufwendung der größten Opfer nicht zu erlangen waren. Jetzt war dem unaufhaltsam vordringenden Eroberer gar das alt-ehrwürdige Wisby als leichte Beute in den Schoß gefallen! Hatte die Stadt auch längst die überragende Bedeutung eingebüßt, die sie einst als Mittelpunkt des deutschen Handels im ganzen Ostseegebiet und darüber hinaus innehatte, so war sie doch zweifellos immer noch einer der allerwichtigsten Plätze des Hanfabundes, der Vorort der livländischen und schwedischen Bundesglieder.

Die Zeit der Verhandlungen war jetzt vorüber. Wollte der junge Bund nicht unmittelbar nach seinem Wiedererstehen abermals zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, so mußten Taten geschehen. Das hanfisch-schwedisch-norwegische Bündnis gegen Dänemark wurde unmittelbar aus diesen Vorgängen geboren. Die Holsteiner Grafen, die alten Feinde Dänemarks, hielten auch jetzt zu seinen Gegnern; der Krieg war da. Die hanfische Flotte erschien der Verabredung gemäß im Sund vor Helsingborg. Zwölf Wochen lang wartete sie vergeblich auf die Schweden und Norweger. Da wurde sie Mitte Juli 1362, entblößt von der mit der Belagerung der Feste beschäftigten Mannschaft, von Waldemar entscheidend geschlagen.

Die Opfer, die dies verunglückte Unternehmen gefordert hatte, zogen andere nach sich. In Lübeck büßte der Bürgermeister Johann Wittenborg, der die hanfische Flotte geführt hatte, seine Niederlage mit dem Kopfe. Und in Schweden offenbarten Magnus und Hakon gegenüber dem von ihnen verschuldeten Unglück ihre ganze Haltlosigkeit, indem sie sich jetzt ihrem glücklichen Feinde in die Arme warfen: Hakon wandte sich, nachdem seine holsteinische Braut auf der Fahrt über die Ostsee in die Hände der Dänen gefallen war, wieder seiner ersten Verlobten zu und heiratete die elfjährige Margarethe von Dänemark (9. April 1363). Damit fügten die beiden Könige ihrer Stellung selber den schwersten Schlag zu. Schon als die holsteinische Verlobung geschlossen wurde (1361), hatten sie sich so tief demütigen müssen, ihren Mannen der Reiche Schweden und Norwegen ausdrücklich Aufkündigung des Gehorsams und offenen Aufruhr zu gestatten, falls sie das Verlöbniß nicht hielten. Jetzt gaben sie ihnen die Gelegenheit, von diesem Zugeständnis Gebrauch zu machen. Des großen Gerd von Holstein Sohn, Heinrich der Eiserne, schien dem schwedischen Reichsrat der geeignete Mann, in diesen wirrenvollen Zeiten die Zügel der Herrschaft zu ergreifen. Der aber schlug die angetragene Krone aus und

wies die schwedischen Gesandten an Herzog Albrecht von Mecklenburg, dessen Söhne als Neffen des Königs Magnus ihr ohnehin am nächsten standen.

Herzog Albrecht war jetzt nicht mehr der „gerupfte Vogel“, als den er sich nach Antritt seiner Herrschaft selbst dargestellt haben soll. Mit den Städten, in deren Bekämpfung sein Vater einen guten Teil seiner Kraft verbraucht hatte, stand er von Anfang an auf gutem Fuße. Mit ihrer Hilfe war es ihm rasch gelungen, dem Troß und der Fehdelust des unbotmäßigen Adels Schranken zu setzen, „einen guten Frieden über das ganze Land zu machen“, wie der Chronist Detmar berichtet. Darnach hatte die von des Kaisers Huld verliehene Herzogswürde sein Ansehen gehoben und die vor kurzem erst (1359) erfolgte Übergabe der käuflich erworbenen Grafschaft Schwerin seine Macht gesteigert. Und welche Aussicht tat sich jetzt mit einem Schlage für ihn und sein Haus auf? Zu der angebotenen schwedischen Krone konnte sich, wie die Dinge lagen, wohl leicht die norwegische gesellen. Dazu war sein ältester Sohn Heinrich als Gatte Ingeborgs, der ältesten Tochter Waldemars, der nächste am dänischen Throne, seitdem Waldemars einziger Sohn Christoph aus dem Leben geschieden war. Die Möglichkeit, alle drei Kronen des Nordens noch auf den Häuptern seiner Söhne zu sehen, lag nicht gar so fern!

Einer so verführerisch glänzenden Aussicht vermochte Albrecht, der sich selber als den Neubegründer des alten Dbotritenhauses, als Wiederhersteller der Herrschaft Niclots fühlte, nicht zu widerstehen. Da von seinen Söhnen der älteste wegen seiner dänischen Thronansprüche von vornherein auschied, fiel die Wahl der schwedischen Gesandten auf den zweiten, den mit der Schweriner Gräfin Richardis vermählten etwa 25 jährigen Albrecht. Eine neue deutsche Macht mußte nun bald in die Kämpfe des Nordens eingreifen, den überraschend schnellen Fortschritten Dänemarks ein neuer Widerstand sich entgegenstellen. Es ist kaum zu verstehen, daß die Hansestädte die Gunst dieses Augenblickes nicht sofort ergriffen, um die von Waldemar erlittene Scharte auszuweken. Ihr durch den Schlag bei Helsingborg gelähmter, vorübergehend der Auflösung naher Bund hatte die Zeit mit unfruchtbaren Verhandlungen hingebracht. Und als im Juni 1363 der Mecklenburger Herzog mit Bündniserbietungen an sie herantrat, hatten sie anscheinend noch nicht erkannt, daß ihr fauler Waffenstillstand und immer noch erstrebter Friede mit dem gewalttätigen und in seinem Machtgefühl die Verträge mißachtenden Waldemar ihnen auf die Dauer mehr Schaden zufügen mußte, als ein frischer, entschlossener Krieg.

Immerhin war es für Albrecht von unschätzbarem Werte, daß sein Verhältnis zu den Städten trotz der Ergebnislosigkeit der Verhandlungen ein freundliches blieb. Dadurch und durch ein mit den werleschen Fürsten auf fünf Jahre geschlossenes Landfriedensbündnis war doch für Ruhe und Frieden in seiner mecklenburgischen Herrschaft gesorgt, als er anfangs November mit stattlicher Heeresmacht, geleitet von seinem Sohne, dem jungen Schwedenkönig, vom Holstengrafen Heinrich, vom Fürsten Lorenz von Werle und vom Grafen Günther von Lindow-Ruppin aus der

Warnowmündung nach der in undurchdringlicher Ferne verborgenen schwedischen Küste hinübersteuerte. Es waren nicht viele und außer dem Holstengrafen nur mindermächtige Bundesgenossen, die er für den bevorstehenden Kampf um die Größe seines Hauses um sich geschart hatte. Aber ihre Freundschaft erhöhte doch dem verlassenen und der Leitung seines erstgeborenen Sohnes Heinrich anvertrauten Heimatlande die Sicherheit, und Graf Heinrich gewährte dazu noch durch Öffnung seines Schlosses Kalmar eine sichere Landungsstelle und einen ersten Stützpunkt auf Schwedens Boden. Von dort erreichte der Zug schon am 29. November Stockholm. Die Hauptstadt des Reichs, damals von überwiegend deutscher Bevölkerung bewohnt, huldigte schon tags darauf dem jungen Albrecht als ihrem Herrn. Und am 18. Februar 1364 hob ihn der Reichstag zu Upsala feierlich nach alter Sitte als den erwählten König auf den Morastein, nachdem Magnus in aller Form für abgesetzt erklärt worden war.

Magnus und Hakon waren der Ladung nach Upsala nicht gefolgt. So mußten die Waffen den Spruch des Reichstags bekräftigen. Alles ging einen guten Gang. Bald nach Mitte März war schon fast das ganze Land dem neuen König unterworfen. Über 150 schwedische Ritter waren gefangen genommen, von den festen Plätzen nur Warberg und Swanholm noch unerobert. Magnus und Hakon, Flüchtlinge im Lande ihrer Väter, konnten nicht an weiteren Widerstand denken. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen, und Ende Juli einigten sich in Fönköping die beiden um Schwedens Krone streitenden Könige dahin, daß Albrecht das Reich beherrschen, Magnus aber Westgotland mit dem Königstitel auf Lebenszeit behalten sollte. Da aber Hakon nicht anwesend war, konnte der Friede noch nicht zustande kommen. Der Waffenstillstand wurde verlängert und für den nächsten Sommer ein Tag in Aussicht genommen, auf dem Hakon seine Zustimmung geben und der Friede geschlossen werden konnte. Der junge Albrecht benutzte die in Schweden eingetretene Ruhe, um auch Finnland unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Aber während er das ferne Abo belagerte, während sein Vater und die verbündeten deutschen Fürsten, von denen Heinrich von Holstein für seine treuen Dienste mit dem Pfandbesitz von Gotland belohnt worden war, wieder in der Heimat weilten, konnte Magnus der Versuchung nicht widerstehen, eine letzte Erhebung zur Wiederherstellung seiner Herrschaft zu wagen. Den Waffenstillstand brechend, fiel er mit Hakon an der Spitze eines norwegischen Heeres in Westermannland ein bis an das Westufer des Mälarsees vordringend. Dort in Arboga riefen beide am 27. Februar 1365 den Erzbischof, die Ritterschaft und die Geistlichkeit des Erztifts Upsala zum Kampf gegen die fremden Eindringlinge auf. Ihr Ruf wurde wohl gehört, aber er weckte ihnen ein widriges Echo. Die Anhänger König Albrechts, voran die deutsche Bürgerschaft von Stockholm, ergriffen das Panier ihres abwesenden Herrn. Bei Enköping am Mälär schlugen sie am 3. März die Vertragbrüchigen vernichtend. Magnus kehrte als Gefangener in seine einstige Hauptstadt Stockholm zurück. Und Hakon, der nur mit genauer

Not dem gleichen Schicksal entging, floh über Norwegen an den dänischen Hof.

Sein Schwiegervater Waldemar, der eine Zeitlang geschwanzt zu haben scheint, wie er sich zu den schwedischen Thronwirren stellen sollte, war leicht für die Sache der gestürzten Könige gewonnen. Nun die Mecklenburger Schweden und Finnland in der Hand hielten, mit Westgotland schon in Unterhandlung standen und vielleicht sogar Schonen bedrohten, konnte er nur noch vom Kampfe gegen sie die Behauptung oder Verstärkung seiner schwedischen Stellung erhoffen. Verhandlungen, die er darüber vorher mit Herzog Albrecht angeknüpft hatte, waren fehlgeschlagen. So brach er, begleitet von Hakon und seinem stets getreuen Helfer, dem Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, anfangs 1366 in Schweden ein und drang bis zu dem wichtigen Kalmar vor, während Hakon die Insel Deland mit der Feste Borgholm gewann. Da legte sich Herzog Albrecht für seinen Sohn ins Mittel. Zu Kalholm auf der Insel Laaland schloß er am 28. Juli mit Waldemar einen Vertrag, durch den er ihm gegen Anerkennung und Unterstützung seines Sohnes im übrigen Schweden nicht allein die Insel Gotland mit Wisby, sondern noch bedeutenden Landgewinn in Westgotland und Smaland zusicherte. Er hat damit die Sache seines Sohnes nicht gefördert. Hätte König Albrecht diesen Vertrag besiegelt, der beträchtliche Teile altschwedischen Landes dem dynastischen Interesse des Hauses Mecklenburg opferte, so hätte er selber das kaum geknüpfte Band mit dem schwedischen Volk zerrissen, seinem Königtum jeden Boden entzogen. Ohnehin erschien ja seine Herrschaft, die der Stütze deutscher Kriegsmänner nicht entraten konnte, vielen Schweden als Fremdherrschaft. So wich er klüglich dieser Klippe aus, verharrte im Kampfe gegen Dänemark und machte, gefördert durch die Opferwilligkeit der ihm zugetanen Schweden, Fortschritte in Westgotland, eroberte sogar Ende 1367 die Insel Deland mit Borgholm zurück.

Ob es jedoch den mecklenburgischen Fürsten gelingen würde, mit ihrer aus Mecklenburgern, norddeutschen Bundesgenossen und abenteuerlustigen Kriegs- und Lehensleuten, sowie einem Teile des Schwedenvolkes zusammengesetzten, nicht sehr einheitlichen Kraft gegen die in der Hand eines Waldemar vereinigte, durch Magnus und Hakon noch verstärkte Macht Dänemarks dauernd das Feld zu behaupten, erschien ihnen wohl selber zweifelhaft. Sie suchten durch Gewinnung neuer Bundesgenossen ihre Stellung zu festigen. Und gerade jetzt war bei den Städten endlich die Überzeugung durchgedrungen, daß die schwächliche, friedensfelige Haltung, die sie erst kurz vor Waldemars Eingreifen in den schwedischen Thronstreit ihren Waffenstillstand mit Dänemark zu einem wirklichen Friedensschluß gestalten ließ, nicht das Mittel war, sich diesem König gegenüber eine ehrenvolle Unabhängigkeit zu wahren. Allerlei vertragswidrige Bedrückungen des Handels und Gewalttätigkeiten gegen die Städte wollten trotz wiederholter Klagen beim König Waldemar kein Ende nehmen. Den schon gelockerten Bund schmiedete die gemeinsame Not wieder fest zusammen; gerade seine entlegeneren Glieder in Ost und West, die preußischen

und die süderseeischen Städte, die sich zuerst kühl zurückgezogen hatten, waren jetzt die Ersten, die auf ein kräftiges Vorgehen hindrängten. Und während sich die Städte — abgesehen natürlich von Rostock und Wismar — in den schwedischen Thronhändeln bisher neutral verhalten hatten, war das Bündnis mit Mecklenburg der selbstverständliche Weg, seitdem im November 1367 die in Köln versammelten Hanser sich zum Kampfe gegen Waldemar entschlossen hatten. Doch bevor die Hansestädte am 20. Februar 1368 ihr Bündnis mit den Mecklenburgern schlossen, hatten diese sich schon (25. Januar) mit den Grafen Heinrich und Klaus von Holstein für den bevorstehenden Entscheidungskampf vereinigt. Und sogar der jütische Adel schloß sich dem Bunde gegen den eigenen König an.

Waldemar hatte durch seinen unerträglichen Übermut eine gewaltige Koalition gegen sich auf die Beine gebracht. Seine Feinde fühlten sich schon so stark, daß sie Verabredungen über die Teilung des dänischen Reiches trafen. Und während sich das Unwetter rings um sein Reich immer drohender zusammenzog, tat Waldemar das Allerunbegreiflichste: er verließ sein Land im Augenblick der höchsten Gefahr (6. April), um unter den deutschen Fürsten Bundesgenossen zu werben. Unmittelbar darauf eröffneten die Hanser den Kampf. Die um Ostern (9. April) am Gellande, der Südspitze der Insel Hiddensee, versammelte Flotte der Ostseestädte drang in den Sund ein. Am 2. Mai eroberten sie Kopenhagen. Von da reichten sie dem in Schonen einrückenden König Albrecht die Hand: Falsterbo, Skanör, Ystad, Cimbrishamn, Lund und Malmö waren bis zum Juli gewonnen. Im August und September erkämpften die Städte mit Herzog Albrecht und Graf Heinrich ähnliche Erfolge auf Mön, Falster und Laaland, während gleichzeitig Graf Klaus mit seinen Holsten und den aufständischen Süten deren Halbinsel bis an die Nordspitze unterwarf. Gegen Ende des Jahres lag das ganze Dänenreich den Verbündeten zu Füßen, nur das feste Helsingborg hielt sich noch. Auch Waldemars norwegischen Bundesgenossen hatte der starke Arm der Städte gebeugt. Von Marstrand aus hatten seit dem April die niederländischen Hanser das langgestreckte Küstenland mit Raub und Brand so furchtbar verwüstet, daß König Hakon schon am 24. Juni um Frieden bat.

Inzwischen hatte auch über Waldemars Bemühungen in Deutschland ein Unstern gewaltet. Zwar gelang es ihm, mit dem reichen Kronschatze, den er bei seiner Flucht nicht im Stich gelassen hatte, den Mecklenburgern, denen durch ihr rasches Aufsteigen ohnehin unter manchen Nachbarn Eifersucht erwachsen war, Feindschaft zu erregen. Aber seine pommerschen Freunde wurden anfangs November bei Damgarten von dem wegen Krankheit in die Heimat zurückgekehrten Herzog Albrecht mit Hilfe der werleschen Vettern so entscheidend geschlagen, daß sie nicht allein sogleich Frieden, sondern bald auch ein Bündnis mit Mecklenburg schlossen und sich sogar zur Heeresfolge über See verpflichteten. Aber bald hatte der Unermüdlche eine neue größere und gefährlichere Koalition von achtzehn Fürsten gegen Mecklenburg zusammengebracht: Markgraf Otto von Brandenburg, die Herzöge Magnus von Braunschweig, Erich der Jüngere

von Lauenburg, Graf Adolf von Holstein an der Spitze, suchten sie zwar den Zusammenhang ihrer Fehde mit dem dänischen Kampfe abzuleugnen und gewannen dadurch wirklich die Neutralität der Städte. Aber zweifellos hat Waldemar seine Hand im Spiele gehabt, wenn ihm auch mit der Gesinnung dieser Bundesgenossen, die viel weniger ihm zu helfen als von der dänischen Beute einen Teil zu erlangen strebten, keineswegs gebient war.

Darüber war das Kriegsjahr 1369 angebrochen. Von seiner Krankheit noch nicht völlig hergestellt, hatte Herzog Albrecht den Unternehmungen auf dem nordischen Kriegsschauplatz fernbleiben müssen. Während sein ältester Sohn Heinrich mit den Hansen das feste Schloß Helsingborg besagerte, dessen Bezwingung man sich, gewizigt durch die trüben Erfahrungen des vorigen Krieges, als letzte Arbeit aufgespart hatte, hütete der Vater das bedrohte Stammland seines Hauses. Am 29. November 1369 erkämpfte er bei Roggendorf nicht weit von Gadebusch einen glänzenden Sieg über eine aus dem Lauenburgischen eingedrungene Feindeschar. Es war die letzte größere Waffentat dieses Kriegsjahres, denn tags darauf schloß der dänische Reichsrat einen Waffenstillstand mit den Hansestädten, nachdem ihnen schon Anfang September das Schloß Helsingborg übergeben war. Die Hansen hatten erreicht, was sie nur hoffen konnten; gleich auf den ersten Anlauf hatten sie die Herrschaft des Meeres gewonnen und hielten seit dem Fall Helsingborgs auch den Sund, die unentbehrliche Verbindung der Ost- und Nordsee, in der Hand; Dänemark lag gedemütigt am Boden. Den Kampf jetzt noch weiterzuführen, lag nur soweit in ihrem Interesse, als sie dadurch die Friedensbedingungen noch günstiger gestalten konnten. Die Fürsten aber waren nicht im Stande, ihre weitergehenden, auf Teilung des dänischen Reiches gerichteten Pläne ohne Unterstützung der Städte durchzuführen. So geschahen die längst schon neben den kriegerischen Unternehmungen geführten Verhandlungen am 24. Mai 1370 in Stralsund zu einem für die Hansen überaus günstigen Friedensschluß: Ihre erneuerten Handelsprivilegien gewannen eine sichere Stütze, indem ihnen nicht allein die Einkünfte der schonischen Schlösser Stanör, Falsterbo, Malmö und Helsingborg auf 15 Jahre überlassen, sondern sogar diese Schlösser selbst für diese Zeit überliefert wurden. Dadurch war die Herrschaft über den Sund in ihre Hand gelegt, die freie Fahrt zwischen beiden Meeren, ihr Lebensnerv, konnte ihnen fürs erste nicht wieder unterbunden werden. Allerdings Waldemars Bestätigung stand noch aus.

Indem die Hansestädte, denen es nicht auf Gewinn von Land und Leuten ankam, so ihre Handelsinteressen wahrten und sich zu einer ungeahnten, alles überragenden Machtfülle in den Meeren des Nordens erhoben, erkannten sie Dänemark in seinem alten Besitzstande, sogar Schonen einbegriffen, an und machten dadurch die weitergehenden Pläne der Fürsten zu Schanden. Sollten nun diese, sollte insbesondere Mecklenburg-Schweden den Kampf auf eigene Faust weiterführen und die schon in ihre Hände gekommenen Beutestücke, zum wenigsten doch das vielum-

strittene Schonen, zu behaupten suchen? In der That hatte man bei den Friedensverhandlungen der Städte diese Möglichkeit in Betracht gezogen: Der dänische Reichsrat hatte der Stadt Kopenhagen auch für den Fall der Fortdauer des Kampfes mit Mecklenburg sicheren Verkehr in Dänemark zugesagt; nur durfte die Stadt sich nicht an einem Angriff über See beteiligen, sondern ihren Landesherren nur im eigenen Lande und im Kopenhagener Hafen dienen. Und als um Johanni 1370 die zu Bahus mit Hakon von Norwegen geführten Verhandlungen nur zu einer Verlängerung des Waffenstillstandes bis 1375 gediehen, wahrte man den beiden mecklenburgischen Hansestädten in ähnlicher Weise eine Sonderstellung.

Als diese städtischen Verhandlungen mit den nordischen Gegnern zum Abschluß kamen, hatte Herzog Albrecht eben zu Boizenburg (19. Juni) in einem Friedensschluß mit Magnus von Braunschweig und Erich von Lauenburg die Früchte seines Roggendorfer Sieges geerntet. Jetzt band ihm keine überlegene festländische Gegnerschaft mehr die Hände, wenn auch Otto von Brandenburg noch nicht vom Kampfe lassen wollte. Die Fehde mit ihm schleppte sich noch einige Jahre hin, jedoch nur in Gestalt unbedeutender Grenzverheerungen und Räubereien, für deren Abwehr die von den Plessenschen Brüdern in Neustadt und Marnitz errichtete Grenzverteidigung ausreichte. War doch Brandenburg selber vom Kaiser ernstlich bedroht. Trotzdem hat Herzog Albrecht seine freigewordene Kraft nicht mehr für die Erklämpfung größerer Erfolge im Norden eingesetzt. Es war ja niemals das national-schwedische, sondern immer nur das mecklenburgisch-dynastische Interesse gewesen, was ihn in diesen Unternehmungen geleitet hatte. Und ob Schonen einem seiner Söhne als schwedisches Kronland gehörte, oder ob es einst seinem Enkel mit dem ganzen dänischen Reiche zufallen sollte, an der Entscheidung dieser Frage durch einen neuen Waffengang von immerhin zweifelhaftem Erfolge mitzuwirken, lag ihm gewiß sehr fern. Wenn nur einst beide Kronen sein Haus erhöhten! Warum sollte er fortfahren Dänemark zu bekämpfen, es zu verkleinern oder gar mit seinen alten fürstlichen Bundesgenossen — da ihm allein die nötige Kraft fehlte — die Eroberung und die daraus notwendig folgende, schon in Aussicht genommene Teilung eines Reiches zu erzwingen, das dereinst ohne alle weiteren kriegerischen Anstrengungen ungeteilt seinem Hause zufallen konnte? So schien er alle Veranlassung zu haben, dem von den Städten gegebenen Beispiel folgend, seine dänischen Eroberungen zurückzugeben, zumal König Waldemar bereitwillig seinen norwegischen Schwiegersohn preisgab und dem Sohn seiner ältesten Tochter Ingeborg, seinem und Albrechts jungem Enkel, sein Reich als alleiniges Erbe verhiess.

An demselben Tage (14. August 1371), an dem König Waldemar nach einem Kriege, der sein ganzes Reich zu vernichten gedroht hatte, seine Herrschaft durch die langen, schweren Kämpfe gewiß geschwächt, aber räumlich ungeschmälert ohne das geringste Opfer, allein durch ein unsicheres Versprechen wiedergewann, wurde auch der Kampf, den Hakon inzwischen mit König Albrecht fortgeführt hatte, durch einen Friedensschluß beendet.

Nicht ganz ohne Gefahr war dieser Kampf vorübergegangen, da die starke Opposition, die im schwedischen Adel gegen Albrechts Selbstherrlichkeit um sich griff, vereinigt mit dem steigenden Widerwillen, ja der offenen Empörung der niederen Volksmassen gegen den im Lande unter dem fremden König immer mehr Fuß fassenden mecklenburgischen und hollsteinischen Adel, den Unternehmungen des Norwegers zugute kam, ihn bis vor die Tore von Stockholm gelangen ließ. Hier wurde der Friede geschlossen. Und daß Albrecht in ihm noch so günstige Bedingungen erzielte, daß der endlich gegen Lösegeld freigelassene Magnus samt seinem Sohne Hakon allen Ansprüchen auf das schwedische Reich entzagten, hatte der dadurch auch von seinen Gegnern anerkannte Schwedenkönig augenscheinlich nur dem Umstande zu danken, daß er noch in letzter Stunde den Forderungen des einheimischen Adels entgegengekommen war, sich unter den Reichsrat gebeugt hatte.

Die schwedische Herrschaft des Mecklenburgers stand also keineswegs auf besonders sicheren Füßen, nachdem das kleine Stammland lange Jahre hindurch seine beste kriegerische Kraft für die Erlangung der Herrschaft im Norden, gleichzeitig nach zwei Königreichen blickend, aufgeopfert hatte. Die Größe dieser Doppelaufgabe stand doch in einem zu augenfälligen Mißverhältnis zu den verfügbaren Kräften, von denen man das Stammland ja nicht ganz entlösen durfte. Zwar hatte auch dieses unter seines Herzogs Albrecht bewährter Führung allen drohenden Gefahren getrotzt, hatte die Angriffe überlegener nachbarlicher Bündnisse siegreich abgeschlagen. Aber da es hier nur galt, vorhandenes zu erhalten, war es kein Wunder, daß die großen Zukunftshoffnungen, die so verführerisch aus dem Norden winkten, jedes andere Interesse in den Hintergrund drängten. So konnte es trotz aller über die deutschen Gegner davongetragenen kriegerischen Erfolge nicht ausbleiben, daß die Stellung der heimatlichen Herrschaft durch das so überwiegend auf den Norden gerichtete Denken der Fürsten Schaden litt. Aus dem Siege, den Herzog Albrecht bei Damgarten über die Pommern erfochten hatte, war zwar ein neues Bündnis auch für die Kämpfe über dem Meer geboren, jedoch nicht ohne Preisgabe des alten rügischen Pfandbesizes von Tribsees und Grimmen, aus dem Mecklenburg jetzt endgültig seinen Fuß zurückzog. Ähnlich hatte der Sieg von Roggendorf (1369) zwar die Ansprüche des Markgrafen Otto von Brandenburg abgewehrt, der nicht allein nach den in mecklenburgischen Pfandbesitz geratenen märkischen Landesteilen, sondern auch nach Stargard und Fürstenberg trachtete. Und Kaiser Karl IV., der für seinen Sohn Wenzel nach dem Besitze der Mark strebte, hat noch im Fürstenberger Vertrage (6. Juni 1373) für die Unterstützung bei diesem Vorhaben die märkischen Pfandrechte der herzoglichen Brüder Albrecht und Johann ausdrücklich anerkannt, Wenzel selber sie in seiner Eigenschaft als zukünftiger Markgraf durch förmliche Belehnung Albrechts mit Lenzen, Wittenberge und der ganzen Priegnitz, ausgenommen allein Stadt und Bistum Havelberg, bekräftigt. Als aber kurz darauf durch Vertrag mit dem Markgrafen Otto die Mark wirklich in den Besitz des luxemburgisch-

böhmischen Hauses gelangte, hatte es mit den mecklenburgischen Pfandrechten bald genug (1374) ein Ende. Wurden sie auch in aller Form Rechtsens von Kaiser Karl eingelöst, so war darum doch nicht minder eine lange gehegte Hoffnung auf Zuwachs eines wirklichen Territorialgewinns aus diesen Pfandschaften endgültig zerstört.

Was war aber dies Aufgeben von Hoffnungen, zumal gegen angemessene klingende Entschädigung, im Vergleich zu der schweren Enttäuschung, jetzt alles, was in Dänemark so klüglich und verheißungsvoll eingefädelt war, in ein Nichts zerrinnen zu sehen! So nahe der junge Herzog Albrecht als Sohn der ältesten Tochter Waldemars dem dänischen Königsthron stehen, so sehr fein auf nächster Verwandtschaft zum Träger der Krone beruhendes Erbrecht durch Waldemars feierlich gegebene Willensäußerung, in ihm seinen Nachfolger zu sehen, gestützt werden mochte; allein entscheidend war in dänischen Landen doch die Königswahl. Dieser Lage der Dinge Rechnung tragend, war Herzog Albrecht bemüht gewesen, für die dänischen Aussichten seines Hauses weitere Sicherungen zu gewinnen. Beim Fürstenberger Vertrage und später noch hatte er sein Verhältnis zum Kaiser, der auf seine Unterstützung bei der geplanten Erwerbung der Mark Brandenburg angewiesen war, geschickt benutzend, von diesem und vom König Wenzel wiederholt die Anerkennung der dänischen Thronanwartschaft, ja eine Zusage der Hülfleistung erlangt. Und in der That hat der Kaiser, sobald Waldemar (24. Oktober 1375) seine Augen geschlossen hatte, die Dänen gemahnt, den jungen Albrecht als ihren König anzunehmen. Aber weit mehr, als dies kaiserliche Eingreifen die mecklenburgischen Ansprüche fördern konnte, schadete es ihnen, daß der junge Herzog sogleich den dänischen Königstitel annahm; am meisten wohl, daß er mit den alten Feinden Dänemarks, den Holsteiner Grafen, ein enges Bündnis schloß und ihnen sogar das gerade erlebte Herzogtum Schleswig nebst dem südlichen Jütland und den Inseln Alsen, Laaland, Langeland und Fünen verhiß (21. Januar 1376). Das lief, wenn es auch, unter der Form einer Verpfändung geschah, auf eine Teilung des dänischen Reiches hinaus. Es konnte in der That keine unglücklichere Art geben, sich den Dänen für die Königswahl zu empfehlen, als diese mit der Aussicht auf eine Erneuerung der verhassten Herrschaft der Holsteiner.

Eines hätte die Aussichten der Mecklenburger noch verbessern können: ein entschiedenes Eintreten der Hansestädte, die sich im Stralsunder Frieden einen ausschlaggebenden Einfluß auf die dänische Königswahl gesichert hatten. Auch an sie hatte sich Herzog Albrecht in seiner alles berücksichtigenden Voraussicht gewandt; nicht minder aber der dänische Reichsrat und das norwegische Königspaar. Die Entscheidung stand bei der Hanse, deren gewaltige, über den Norden gebietende Machtstellung hierdurch zu deutlichstem Ausdruck kommt. Aber ihr Verhältnis zu Mecklenburg war gerade jetzt ein gespanntes, seitdem sie den Herzog im Kampfe gegen den Bund der deutschen Nachbarfürsten im Stich gelassen, seitdem sie weiter ihren Frieden mit dem Dänenreich ohne die Fürsten und mit völliger Außerachtlassung der Eroberungs- und Teilungs-

pläne derselben abgeschlossen hatte. Insbesondere war schon seit 1369 durch mecklenburgische Räubereien in dem an Lübeck verpfändeten Mölln eine gereizte Stimmung zwischen Herzog Albrecht und der Führerin der Hanse entstanden. Klagen über die gegenseitigen Schädigungen, nicht allein im Hinblick auf solche harmloseren Grenzzwischenfälle, sondern auf den ganzen in den Fragen der großen Politik seit einigen Jahren hervorgetretenen Zwiespalt, trugen nicht zur Verbesserung der Stimmung bei. Die Hauptsache war aber doch wohl, daß es der Hanse nicht erwünscht sein konnte, fast den ganzen Norden in der Hand eines Herrscherhauses vereinigt, die Ostsee in einen mecklenburgischen Binnensee verwandelt und die Stadt Lübeck fast von allen Seiten zugleich und aus nächster Nähe von dieser neuen Macht des Nordens bedroht zu sehen. Von Seiten der Hanse ist nichts geschehen, was die mecklenburgische Thronkandidatur in Dänemark hätte fördern können.

So stiegen die Aussichten Dafs, des andern Enkels Waldemars. Die Hanse, der die Förderung ihres Handels bei alledem im Vordergrund stand, hielt sich vorsichtig zurück, ihre endgültige Entscheidung hinauschiebend, gab aber auch kein Zeichen des Mißfallens an der eingetretenen Wendung. Die Dänen konnten ihres Einverständnisses sicher sein, als sie am 3. Mai auf dem Reichstage zu Slagelse den erst fünfjährigen Sohn des Königs Hakon von Norwegen und Margaretens zum König wählten. Und nun kam auch für die Hanse die Zeit, ihren Vorteil einzuheimsen: klüglich auf ihr Recht der Mitwirkung an der dänischen Königswahl verzichtend, durch dessen Ausübung leicht neue Zwistigkeiten mit einem Volke von so reizbarem Nationalstolz entstehen konnten, wandelte sie endlich (14. Aug. 1376) zu Kallundborg auf Seeland den bis dahin mit König Hakon nur bestehenden Waffenstillstand in einen wirklichen Frieden und erlangte zu den bestätigten älteren Handelsprivilegien in Norwegen noch neue Vorrechte. Dem von Waldemar unbestätigt gebliebenen Stralsunder Frieden wurde endlich durch Anhängung von Dafs großem Siegel die königliche Bekräftigung. Alles, was die Hansestädte im letzten Kriege errungen hatten, hielten sie, die einzigen unter den Bundesgenossen von damals, als neu befestigtes Gut in starker Hand.



Kapitel XX.

Zusammenbruch der nordischen Machtstellung Mecklenburgs.

Der erste schwere Schlag gegen die nordische Politik des Hauses Mecklenburg war gefallen; der erste, der nicht wieder gut zu machen war. Was immer vorher widriges geschehen war, stets, selbst als im letzten Augenblick der Städtebund versagte und die schon gereiften Früchte des großen Kampfes nicht geerntet werden konnten, hatte der lebhafteste Geist des Herzogs Albrecht mit wunderbarer Geschmeidigkeit einen anderen Weg gefunden, der ihm die gleichen Erfolge, womöglich noch auf eine vorteilhaftere Art verhieß. Von vornherein durch die nimmer rastende Arbeit seines Vaters, dessen Lebenswerk er mit einem Aufstieg zu ungeahntem Glanz krönte, auf eine breitere und sicherere Grundlage von wirklicher Macht gestellt, hatte er sich durch seine Freundschaft mit dem mächtigen Städtebunde und den starken holsteinischen Nachbarn, durch überaus glückliche und verheißungsvolle Familienverbindungen und nicht zum wenigsten durch eigene Tüchtigkeit auf eine Höhe erhoben, die ihre kräftigsten Wurzeln zwar immer noch in der heimatlichen Territorialherrschaft hatte, aber von hier aus weithin den Norden Europas überschatten zu sollen schien. Der Beinamen des „Großen“, mit dem man ihn gleich seinem gewaltigen holsteinischen Vorläufer Gerd schmückte, zeigt, welchen Eindruck das Aufsprießen dieses glänzenden Lebens aus dem für die Weltgeschichte bisher noch so unergiebigen Boden unserer Heimat auf die Nachwelt gemacht hat.

Und nun war seine letzte Berechnung, deren Erfüllung das ganze Gebäude seiner Hoffnungen, Pläne und Erfolge krönen sollte, der zuliebe er zur Zeit des Stralsunder Friedens willig seine weitergehenden, schon halb erfüllten Pläne zum Opfer gebracht hatte, zerronnen wie eine Seifenblase. Die Freundschaft der Städte war ihm nicht treu geblieben; der dänische Reichsrat und vor allem Margarete von Norwegen hatten geschickt seine frühere Stellung an der Seite des Hansebundes eingenommen; Lübeck hatte es zu hindern gewußt, daß die Nachbarherrschaft, deren Beziehungen zum Haupte der Hanse nur zu leicht durch allerlei zufällige Grenzreibereien gestört werden konnten, noch die zweite

der nordischen Kronen an sich zog. Nicht Mecklenburg-Schweden-Dänemark war die den Norden beherrschende Kombination geworden, sondern Norwegen-Dänemark. Margarete, die Seele der aus dem äußersten Norden sich ankündigenden kraftvollen Politik, war die eigentliche Herrin vom Nordkap bis zur Königsau. Schleswig war das einzige Opfer, das dieser erste große Schritt zur Vereinigung des Nordens in der Hand dieser echten Tochter Waldemars gefordert hatte. Die längst zwischen Nord und Süd schwankende Landschaft wandte sich endgültig dem deutschen Wesen zu.

Wohl bäumte sich Herzog Albrechts Stolz auf gegen die erlittene Niederlage. Während die Holstengrafen Schleswig an sich rissen, erschien er drohend mit einer starken Flotte vor Kopenhagen (September 1376). Er erlangte auch, daß man in Unterhandlungen mit ihm trat und einen Schiedsspruch in Aussicht nahm, aber an der vollendeten Tatsache wurde dadurch nichts geändert. Die Verhandlungen führten zu nichts, und mit den kleinen Mitteln der Anknüpfung mit unzufriedenen Gliedern des dänischen Adels, der Unterhaltung eines Kleinrieges gegen Dänemarks Küstenlandschaften und Seehandel war erst recht nichts zu gewinnen. Sie schädigten sogar noch die ohnehin schon getrübtten Beziehungen zur Hanse. Und als endlich der alte Herzog noch einmal zum Schwert greifen wollte, da raffte ihn (18. Febr. 1379) der Tod hinweg. Der das Haus Mecklenburg erhöht hatte wie keiner seiner Vorfahren, dem Glück und Erfolg geblüht hatten wie wenigen Sterblichen, mußte mitten in Mißerfolg und Niedergang von hinnen scheiden.

Aber wurde auch die überragende Vormachtstellung an der Ostsee nicht erreicht, so war doch nicht alles dahin, was er seinem Hause errungen hatte: die territoriale Abrundung durch die Grafschaft Schwerin, der allerdings der Verlust der brandenburgischen und pommerschen Pfandschaften gegenüberstand, die Erhebung zur Herzogswürde waren doch bleibende Gewinne. Noch zierte auch das Haupt seines zweiten Sohnes die schwedische Königskrone. Auch das war sein Werk; er hatte sie im Kampf erstritten und, gleich tüchtig in Taten des Krieges wie in friedlichem Raten und Wirken, bis jetzt erhalten helfen. Die Seele alles dessen, was in den letzten Jahrzehnten für die Größe des Hauses Mecklenburg geplant und erreicht war, schied mit ihm. Tatkraft, Entschluß, Zusammenhalt fehlten jetzt. Was er begonnen hatte, blieb unfertig liegen. Von seiner groß angelegten, durch Bündnisse mit Sachsen-Lauenburg und Braunschweig-Lüneburg verstärkten Rüstung gegen Dänemark wurde kein Gebrauch gemacht. Sein erstgeborener Sohn Heinrich ließ durch Anknüpfung neuer unfruchtbarer Verhandlungen alles im Sande verlaufen. Und der junge Albrecht, der immer noch den dänischen Königstitel geführt hatte, nannte sich seit 1381 nur noch „wahrer Erbe des Königreichs Dänemark“; eine traurige Erinnerung an das, was unwiederbringlich verloren war.

Erschreckend schnell aber ging es mit der schwedischen Herrlichkeit bergab. Der Niedergang war hier ja schon offenkundig, seitdem König

Albrecht sich dem Reichsrate hatte beugen müssen, um Hakons und des inneren Aufruhrs Herr zu werden (1371). Eine dauerhafte Grundlage hatte er auch durch dies sehr weitgehende Entgegenkommen seinem Königtum nicht schaffen können. Die von Norwegen drohende Gefahr war nur vorübergehend beschworen, da Hakon trotz des geleisteten Verzichts seinen Anspruch auf den schwedischen Thron aufrecht erhielt. Mit der Vereinigung der norwegischen und dänischen Macht wurde sie noch dringender, zumal auch im Innern die alte Mißstimmung der breiten Masse des schwedischen Volkes nicht schwand. Ihr waren und blieben die mit schwedischen Lehren begabten deutschen Gefolgsmannen ihres landfremden Königs nach wie vor „Raubvögel“ und die „Tyranen des Landes“, obwohl der schwedische Adel es mit ihnen, was Eindrängung in die Kronüter und harte Behandlung der Landbevölkerung betraf, zum mindesten aufnahm.

Unter wiederholten Plänkelleien mit Dänemark-Norwegen, die seit 1379 den Charakter von Kriegen annahmen, behauptete sich König Albrecht noch, ohne jedoch dauernde Vorteile zu erringen. Auch als Hakon im Mai 1380 starb, entstand nur vorübergehend Ruhe. 1384 nahm Albrecht den Kampf um Schonen wieder auf. Wessen er sich von seinen feindlichen Nachbarn zu versehen hatte, zeigte schon im folgenden Jahre der junge König Nlas von Dänemark-Norwegen mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit, indem er den Titel eines „wahren Erben von Schweden“ annahm. Die Aussicht, das damit angekündigte Ziel der Vereinigung der drei nordischen Kronen auf die Dauer hintanzuhalten, muß Albrecht selber wohl gering erschienen sein. Er bemühte sich eifrig um auswärtige Bündnisse; ohne Erfolg. Auch die Hoffnung, die gelegentlich der vertragmäßigen Rückgabe der schonischen Schlösser an Dänemark (1385) in lockende Nähe gerückt schien, die Unterstützung der Hansestädte zu gewinnen, führte nur zu einer schmerzlichen Enttäuschung. War ihm auch seit dem Tode seiner beiden Brüder Heinrich († 4. April 1383) und Magnus († im April 1385) die herzogliche Gewalt über Mecklenburg zugefallen, so konnte doch die Kraft dieses kleinen Landes, das für die nordischen Kämpfe ohnehin schon so viel hergegeben hatte, wenn auch gestützt durch weitere Kreise des norddeutschen Adels keineswegs ausreichen, das schwedische Königtum des mecklenburgischen Hauses gegen die von einem einheitlich zielvollen Willen geleiteten überlegenen Nachbarmächte und zugleich noch gegen den erklärten Widerwillen der Mehrheit des Schwedenvolks selber aufrecht zu erhalten.

Und dieser Widerwille gewann, wie schon einmal, immer mehr die Gestalt offener Auflehnung. Als König Albrecht, sein kläglich zusammengeschrumpftes Krongut wieder zu mehren, gegen das Testament des mächtigen Reichsdrosten Bo Jonsson einschritt (1386), das dem König die Verfügung über die rechtlich an ihn heimgefallenen Lehnen entziehen wollte, da erhoben sich auch die Großen des Reichs gegen ihn und machten gemeinsame Sache mit den niederen Volksmassen. Kampf gegen die deutschen Bedrücker wurde die allgemeine Losung. Und nun, als sich das Schicksal des Nordens vollenden wollte, schien plötzlich durch einen Todes-

fall eine ganz neue Lage der Dinge hereinzubrechen. Mit dem Tode des jungen Königs Olaf († 3. August 1387) lebten die dänischen Erbansprüche des jüngeren Herzogs Albrecht wieder auf; im norwegischen Erbreich war König Albrecht als Sohn der Eufemia der einzige Erbberechtigte, während jedes Anrecht der Königin Margarete erlosch. Noch niemals hatten sich dem Hause Mecklenburg so glänzende Aussichten geboten! Aber es fehlte an der Kraft, sie in Tatsachen zu verwandeln. Das Ganze ging vorüber wie ein Wetterleuchten, das den jähen Zusammenbruch der mecklenburgischen Machtstellung im Norden nur mit grellem Licht erhellte. Dänemark und Norwegen hielten an Margarete fest, und die schwedischen Reichsräte, die Testamentsvollstrecker des reichen Bo, riefen sie zur Hülfe gegen ihren eigenen König auf, trugen ihr selbst die Herrschaft über Schweden an.

Für König Albrecht scheint es zum Verhängnis geworden zu sein, daß er seine Gegnerin, den „König Hosenlos“, wie er sie genannt haben soll, unterschätzte. Im Winter 1388/89, als der Kampf schon begonnen hatte, weilte er monatelang in Deutschland. Am 24. Februar 1389 erzielte den mit Verstärkung Zurückgekehrten sein Schicksal. Bei Falköping zu hitzig angreifend, erlitt er eine schwere Niederlage und geriet mit seinem Sohne Erich und anderen deutschen Fürsten und Herren in die Gefangenschaft der Feinde. Im Turm der schonischen Feste Lindholm wartete seiner und Erichs das Schicksal seines einstigen Gegners Magnus.

Inzwischen hatte in dem der nordischen Kämpfe wegen vielfach sich selbst überlassenen Mecklenburg doch eine Zeitlang eine feste Hand gewaltet. Herzog Heinrich III. hat das von seinem Vater geplante und vorbereitete Werk eines letzten entscheidenden Kampfes um die dänische Krone nicht zu dem seinen gemacht; die Heimat scheint ihm dringendere Aufgaben gestellt zu haben, denen er seine ganze Kraft widmete. Die öffentliche Sicherheit im Lande mußte unter der Unruhe der Zeit wohl sehr gelitten haben, wenn der Herzog selber, wie berichtet wird und wie auch sein Beinamen „der Henger“ andeutet, in seiner unermüdblichen Verfolgung der das Land verderbenden Räuber, mochten sie ritterlichen oder niederen Standes sein, nicht nur des Amtes des Richters sondern auch des Henkers waltete; wenn er trotz des Murrens der Geistlichkeit selbst die in die Kirchen geflüchteten Böhewichter nicht verschonte. Als aber nach seinem und seines jüngeren Bruders Magnus I. Tode bald auch (Mitte 1388) der niemals gekrönte Erbe Dänemarks, Albrecht IV., eines frühen Todes verblieb, da war das Land so gut wie verwaist. Der Schwedenkönig, als mecklenburgischer Herzog Albrecht III., der jetzt noch allein übrige erwachsene männliche Sproß des Schweriner Hauses, hatte sich bei aller eigenen schweren Bedrängnis noch persönlich seines Heimatlandes angenommen. Nun war er samt seinem Sohne der Gefangene seiner mißachteten Gegnerin geworden. Niemand konnte wissen, auf wie lange, da Margarete als Bedingung der Befreiung den Verzicht auf die schwedische Krone forderte.

Des König-Herzogs Ohm, Johann von Mecklenburg-Stargard, fand, als er in dieser schweren Zeit zur Regentschaft im Reiche Schweden und im Herzogtum Mecklenburg-Schwerin berufen ward (26. August 1390),

fast schon das ganze Königreich in den Händen Margaretens. Nur die Hauptstadt Stockholm mit ihrer starken deutschen Bürgerschaft war dem deutschen König auch im Unglück treu geblieben und widerstand mit Mut und Ausdauer den Angriffen der Dänen. Konnten deren Erfolge überhaupt noch eingedämmt werden, so konnte das nur durch kräftige Unterstützung der treuen Stadt geschehen. Dorthin eilte der Stargarder Herzog sogleich im Herbst mit jugendlichem Feuer, seines vorgerückten Alters nicht achtend. Und während er mit seiner Flotte der einzigen noch ungebeugten Burg des Deutschtums im skandinavischen Norden zusteuerte, begann sich das westliche Becken der Ostsee zu beleben mit einer eigenartigen Bundesgenossenschaft, die auf eigene Rechnung und Gefahr einen Freibeuter- und Raperkrieg gegen Dänemark eröffnete. Schon einmal, als es sich um die Durchfechtung der mecklenburgischen Erbfolge in Dänemark handelte, hatte man sich in kleinerem Maßstabe dieses Mittels bedient. Es war mit seinen piratenhaften Auswüchsen, gegen die die Hansestädte sofort Front machten, bald wieder verschwunden. Als man aber jetzt ohne Einschränkung allen denen, die auf eigene Faust gegen Dänemark Krieg führen wollten, die mecklenburgischen Häfen als sichere Zufluchtsorte öffnete, geschah damit der erste Schritt zu einer Entwicklung, die auf Jahrzehnte über die Meere des Nordens eine verhängnisvolle Unsicherheit herbeiführte.

Gewiß, die kriegerische Kraft des mecklenburgischen Stammes war trotz der starken Anforderungen der letzten Jahrzehnte noch keineswegs erschöpft. Und auch an Bereitwilligkeit, sie in diesen immerhin fernliegenden nordischen Händeln einzusetzen, fehlte es durchaus nicht. Da Johanns Fahrt nach Stockholm der erwünschte Erfolg versagt war, schlossen im Mai 1391 die See- und Landstädte, die Ritterschaft Mecklenburgs und der Bischof von Schwerin mit ihm und seinen Söhnen ein enges Bündnis. Das kleine Land zauderte nicht, die große Gefahr eines Krieges gegen die drei Kronen des Nordens, die ja nun tatsächlich vereinigt waren, auf sich zu nehmen, bis es die Befreiung des Königs Albrecht und seines Sohnes erzwungen haben würde. Auch unter denen, die jetzt immer deutlicher in Erscheinung tretend auf dem Meere ihr verwegenes Parteigängertreiben übten, waren die Mecklenburger sehr zahlreich: Bernebur, Ketelhodt, Heinrich v. d. Lühe, Arnd Stuke, Henneke und Berthold vom See, Henning Manduvel, Marquard Preen, Boffe von dem Kalende und anderen mecklenburgischen Abelsgeschlechtern angehörige Namen überwiegen stark unter ihren Führern. Aber auch von weither, aus allen deutschen Küstenlandschaften, waren verwegene Gesellen herbeigeströmt, durch die Aussicht auf Abenteuer und vielfach mehr noch durch die Möglichkeit, reiche Beute zu machen und ungestraft ihrem gewohnten Räubergewerbe nachzugehen, angezogen. Eine buntgemischte Gesellschaft, in der vom Abeligen bis zum Bürger und Bauern, vom ehrlichen Kriegsmann bis zum gemeinen Seeräuber, alle Abstufungen vertreten waren und die Möglichkeit einer reinlichen Scheidung dieser beiden Hauptbestandteile von vornherein ausgeschlossen schien. So wurden sie, bald zu größeren Unternehmungen in starken Flotten vereint, bald einzeln auf Plünderung oder Raub ausgehend, nicht

allein für die dänisch-nordischen Inseln und Küstenlandschaften, sondern bald auch für den friedlichen Handel eine Zuchtrute. Die Hansen, deren Handel besonders schwer bedroht und geschädigt wurde, sahen sich zu Abwehrmaßregeln gezwungen, wobei sie nicht lange fragten, ob die in ihre Hände Gefallenen nicht etwa doch ehrliche Kriegersleute waren. Die rauhe Seejustiz heischte ihre Opfer. Ihr galten sie alle gleich, die auch der Volksmund zusammenfaßte unter dem gemeinsamen Namen der Vitalienbrüder als eine Genossenschaft, die — sei es durch Kapern von Feindesgut, sei es durch schonungslose Veraubung von Freund und Feind — sich den Lebensunterhalt beschaffte und weithin die Meere unsicher machte.

Nochte der friedliche Handel der Städte immerhin leiden, Mecklenburg hatte jedenfalls einen beträchtlichen Zuwachs an Macht gewonnen; drohend stand es da durch die Entfaltung seiner gesamten Kraft und durch die ihm von allen Seiten zugeströmten Scharen entschlossener, kampf- und raubgewohnter Männer, vor deren verheerenden Plünderungen die nordischen Gegner bald nirgends mehr sicher waren. Mit ihrer und der mecklenburgischen Seestädte Hülfe war schnell eine starke Flotte zusammengebracht, an deren Spitze der bejahrte Herzog Johann mit seinem gleichnamigen Sohne im August 1391 abermals nach Stockholm hinübersegelte. Nach Brandschätzung der Inseln Bornholm und Gotland nahm man, vor Stockholm angelangt, mit leichter Mühe eine der beiden Schanzen, mit denen die Königin inzwischen der Stadt die Seezufuhr abgeschnitten hatte. Die Uneinnehmbarkeit der zweiten, auf einer Klippe gelegenen Schanze führte zur Wiederaufnahme der Verhandlungen. Die scheiterten an den hohen Forderungen, die Margarete für die Befreiung des Königs Albrecht und seines Sohnes stellte. Und nun (1392) begann das Treiben der Vitalienbrüder alles bisher Dagewesene in den Schatten zu stellen. Zwar schlug der Versuch der Städte Rostock und Wismar fehl, ihre hanfischen Genossen zur Verhängung einer Handelsperre über die skandinavischen Reiche zu bringen und damit einen auf die Dauer gewiß unwiderstehlichen Druck auf die Königin auszuüben. Auch die Drohung, daß die Helfer des Königs jetzt jeden angreifen würden, der die Dänen durch Zufuhr unterstützte, bewog den Hansebund nicht, auf seine fruchtbringenden skandinavischen Handelsbeziehungen zu verzichten. Als aber dann das entfesselte Piratenwesen sich mit unheimlicher Raschheit über die Meere des Nordens ausbreitete, als eine Schar von 1500 Vitalienbrüdern an der schwedisch-estnischen Küste erschien, andere sich im Sundeeck festsetzten und diese Hauptlebensader des hanfischen Verkehrs durch Ausnutzung jeder sich bietenden Raubgelegenheit zu unterbinden drohten; als im nächsten Jahre der jüngere Herzog Johann von einem Streifzuge nach Bornholm zwölf erbeutete preußische Schiffe heimbrachte, und als gar eine starke Flotte dieser verwegenen Gefellen unter Führung von zwei Verwandten des Königs Albrecht in die Nordsee eindrang, das stolze Bergen nach furchtbarer Plünderung niederbrannte (22. April 1393) und die Einwohnererschaft dem gefangenen König zu huldigen zwang, — da hatte sich auch die Vorsichtsmaßregel der Hansen, die zum Schutz ihres Handels

das Fahren in größeren Geschwadern angeordnet hatten, längst als völlig unzureichend erwiesen. Sie hatten so schweren Schaden gelitten, daß sie den Dingen unmöglich weiter Lauf lassen konnten. Jetzt endlich verhängten sie die von den mecklenburgischen Seestädten längst geforderte Handelsperre und zwangen dadurch die Königin, sich zu Friedensverhandlungen zu bequemen. Aber nur widerwillig und in Verschleppungskünften ihr Heil suchend, gab Margarete der Vermittlung der Hansestädte, an der sich bald der Hochmeister des Deutschen Ordens beteiligte, Raum; die Erneuerung der hanfischen Handelsperre, die abenteuerliche Verproviantierung der enger belagerten und vom Hunger bedrohten Stadt Stockholm im Winter 1393/94, Fortschritte der Mecklenburger in Finnland, die Niederbrennung der Stadt Malmö und die Eroberung Wisbys mit einem Teil der Insel Gotland durch des Mecklenburgers Albrecht von Pöckatel Vitalienbrüderschar machten sie endlich dem Frieden geneigter. Nach langwierigen Verhandlungen brachte der 26. September 1395 dem König Albrecht und seinem Sohne Erich die Befreiung. Sechs und ein halbes Jahr waren sie die Gefangenen der Königin gewesen, und nach drei Jahren sollte der König es wieder werden, wenn er das ausbedungene Lösegeld von 60000 Mark Silbers nicht zahlte; oder die tapfere Stadt Stockholm, die inzwischen als Pfand überliefert war, sollte in die Hand der Königin gegeben werden.

So war die Befreiung Albrechts und seines Sohnes doch durchgeführt, ohne daß Margarete den von Anfang an geforderten Verzicht auf die schwedische Krone erlangt hatte. Das war vor allem gewiß die Wirkung der hingebungsvollen Arbeit, mit der sich Johann von Stargard in seinem hohen Alter der bedrängten brüderlichen Nachkommenschaft angenommen hatte, mochte es ihm auch nicht beschieden sein, diese Frucht seines Wirkens reifen zu sehen. Sein jugendlicher Kampfesmut hatte ihn in einem Kriegergrabe in nordischer Erde seine letzte Ruhestätte finden lassen. Wie es scheint, war er der eine der beiden fürstlichen Führer jener verwegenen Vitalienbrüderfahrt nach der nordischen Küste, der bei der Eroberung der Stadt Bergen den Soldatentod fand.

Margarete hatte den ausdrücklichen Verzicht Albrechts jetzt missen können, war sie doch tatsächlich die Herrin Schwedens. Auch die noch ungebeugte Hauptstadt Stockholm mußte ihr über ein kurzes zufallen, da die Zahlung des hohen Lösegeldes so gut wie ausgeschlossen war. Und die Insel Gotland hatte sie bis zum Friedensschlusse durch ihren schwedischen Hauptmann Sven Sture unter ihre Herrschaft gezwungen; nur Wisby hielt sich hier noch zu den Mecklenburgern. Ein schwacher Rest ihrer einstigen schwedischen Herrlichkeit! Die war unwiederbringlich dahin, der beibehaltene königliche Titel nur noch ein leerer Schall, eine wehmütige Erinnerung an bessere Tage; die Aufrechterhaltung der Herrschaftsansprüche über das Königreich nur eine ungefährliche Theorie, da die ohnehin schon übermäßig angespannten Kräfte des kleinen Mecklenburger Landes sie unmöglich zur Tat werden lassen konnten.

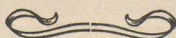
Und doch, einen letzten Versuch zur Wiederherstellung der verlorenen nordischen Herrschaft wagten die Mecklenburger noch. Auf Gotland hatte Sven Sture mit den dort zahlreich eingemisteten Vitalienbrüdern gemeinsame Sache gemacht. Diese Freibeuter waren auch nach dem Friedensschluß die Geißel der nördlichen Meere geblieben. Stellten die Mecklenburger hier die Ordnung wieder her, so konnten sie nicht allein den Dank der Hansestädte gewärtigen, sondern diese Gelegenheit zu erneutem Fußfassen im Machtgebiet Margaretens benutzen, die soeben in herausfordernd vertragswidriger Weise ihren schon in Norwegen und Dänemark gewählten Großneffen, Erich den Pommern, auch in Schweden zum König wählen lassen. Im Herbst 1396 brach Herzog Erich, des Königs Albrecht Sohn, geleitet von seiner Gemahlin Sophie von Pommern-Wolgast nach Gotland auf. In kurzem bewältigte er Sven Sture, der sich darnach in seine Dienste begab, und gewann die Herrschaft über die ganze Insel. Jetzt selber durch die Vitalienbrüder verstärkt, gedachte er auf dem schwedischen Festland Fuß zu fassen. Aber sein Anschlag gegen Stockholm, den im Juni 1397 Sven Sture mit starker Flottenmacht unternahm, scheiterte an der Wachsamkeit der hanseischen Befehlshaber, die die Stadt noch als Pfand bewahrten. Und als er gleich darauf (26. Juli) eines plötzlichen Todes starb, wurde mit ihm wohl die letzte schwache Aussicht des Hauses Mecklenburg auf Erneuerung seiner einstigen nordischen Machtstellung zu Grabe getragen, wenn auch die Hoffnung immer noch nicht ersterben wollte.

Zwar dem Namen nach herrschte jetzt Erichs junge Witwe über Gotland; in Wirklichkeit aber war alle Gewalt in der Hand Sven Stures vereinigt, der das nur kurze Zeit unterbrochene, wilde Piratentreiben von neuem entfesselte. König Albrecht kam in die üble Lage, dem Hochmeister des Deutschen Ordens, als dieser endlich gegen die unerträglichen Schädigungen seiner Städte Vorkehrungen verlangte, seine Ohnmacht eingestehen zu müssen. Und als er sich schließlich doch entschloß, seinen Neffen Johann auf die Insel zu senden, da konnte dieser dort nichts ausrichten. Es gelang ihm nicht, der zügellosen Räubermassen Herr zu werden, geschweige denn ihre Kraft dem neuen, gegen die vereinigten nordischen Reiche geplanten Unternehmen dienstbar zu machen. Es war ihm nur noch beschieden, den letzten Rest der mecklenburgischen Herrschaft im Norden versinken zu sehen.

Die Hansen ließen sich nicht für ein Unternehmen gewinnen, das sie für aussichtslos halten mußten. Sie übergaben vertragsgemäß, da das ausbedungene Lösegeld nicht bezahlt worden war, am 29. September 1398 die Stadt Stockholm der Königin Margarete. Schon vorher hatte der Hochmeister Konrad von Jungingen sich gezwungen gesehen, in diese Dinge einzugreifen. Rücksicht auf das Haus Mecklenburg konnte ihn nicht mehr bestimmen, die unaufhörlichen Schädigungen seiner emporblühenden Handelsstädte durch die gotländischen Piraten noch länger ruhig zu dulden, seitdem der schon im Jahre 1395 mit einer Vitalienbrüderflotte von Wismar ausgesegelte junge Herzog Albrecht von Mecklenburg-Stargard ihn in

Livland im Bunde mit dem Bischof von Dorpat bedrängt hatte; seitdem nach unfruchtbarern Vermittlungsversuchen des Herzogs Erich ihm auch noch die stargardischen Brüder Johann und Ulrich abgesagt hatten. Als endlich der Hochmeister im März 1398 mit der starken Flottenmacht seiner Städte ausbrach, um selber das Raubwesen in Gotland auszurotten, erfüllte sich das Schicksal der Insel rasch: die Raubburgen wurden gebrochen, Wisby ergab sich am 5. April, und Herzog Johann überließ die Insel dem Orden unter der Bedingung einer näheren Übereinkunft mit dem König Albrecht. Der wand sich noch eine Weile, bis er sich nach vielen nutzlosen Verhandlungen am 25. Mai 1399 herbeiließ, die Insel für 30000 Nobel, von denen 20000 als Eroberungskosten abgerechnet wurden, dem Orden zu verpfänden.

Lange konnte er sich mit der gewählten Form der Verpfändung die Fortdauer seines Besitzes nicht mehr vortauschen. Auch als die Königin Margarete jetzt mit ihren Herrschaftsansprüchen über die Insel hervortrat, verstand es der machtlose Mann, der sich immer noch mit dem schwedischen Königstitel schmückte, mit den ihm eigenen Verschleppungskünsten den schemenhaften Schein seiner nordischen Herrschaft noch Jahre hindurch aufrecht zu erhalten. Aber endlich mußte doch der Schein vor der harten Wirklichkeit der neugestalteten Machtverhältnisse des Nordens erblaffen. Am 25. November 1405 machte König Albrecht endlich zu Flensburg seinen Frieden mit den drei Reichen, gegenüber deren in einer Hand vereinigter Macht seine Aussicht auf den allerbescheidensten dauernden Erfolg längst geschwunden war, und begab sich aller Ansprüche auf die vielumstrittene Insel.



Kapitel XXI.

Häusliche und nachbarliche Händel.

Mit der Machtstellung des Hauses Mecklenburg im skandinavischen Norden war es aus. Was Heinrich der Löwe eingeleitet und auf ihm fußend Albrecht der Große in überraschend glücklichem Aufstreben jenseits der Ostsee aufgebaut hatte, war unter den Händen ihrer Nachkommen jäh zusammengebrochen. Und jetzt waren auch die letzten Überbleibsel der einstigen Herrlichkeit dahingegangen, ohne einen Rest zu hinterlassen, wenn man nicht Albrechts inhaltslos gewordenen Königstitel als solchen ansehen

will. Aber auch diese Erinnerung an die verlorene Größe mußte ja mit dem Träger des Titels dahinschwinden. Es widersprach doch zu sehr der Natur der Dinge, daß dies ausgedehnteste der drei nordischen Reiche gewissermaßen als Anhängsel der kleinen mecklenburgischen Herrschaft fortbestehen sollte. Auch wenn König Albrecht mehr von der Art seines Vaters oder seines Großvaters an sich gehabt hätte, konnte ein solches Verhältnis unmöglich von Dauer sein. Das einzige, was seinem Königtum vielleicht Dauer hätte verleihen können, wäre ein entschiedenes Einlenken in national-schwedische Bahnen gewesen. Wie war aber das möglich, wo die eigentliche Stärke seiner Stellung auf der überschüssigen kriegerischen Kraft Mecklenburgs und seiner niederdeutschen Nachbarlandschaften beruhen blieb und dadurch den Schweden stets der gehässige Schein der Fremdherrschaft vor Augen stand? Wo der schwedische Adel ihn zum Werkzeug seines Eigennuzes zu erniedrigen trachtete, und er der breiten Masse des schwedischen Volkes stets der mit schelen Augen angesehene Fremdling blieb?

Die leichtfertige Sorglosigkeit Albrechts hatte es dann, als seine Stellung im Schwedenvolk nicht mehr den nötigen Halt fand, nicht verstanden, von der sich ihm im deutschen Norden anbietenden Kraft rechtzeitig den geeigneten Gebrauch zu machen. Erst als seine Sache schon verloren war, als ihm und seinem Sohne Erich der Turm von Lindholm reichliche Gelegenheit bot, über die Vergänglichkeit irdischer Macht nachzudenken, mußte sein Stargarder Ohm diese Kraft zu entfesseln. Da aber war es schon zu spät. Es gelang nur, den beiden königlichen Gefangenen die nackte Freiheit zu retten; das stolze Reich jenseits der Ostsee war und blieb verloren.

Solange der Stargarder Johann I. die Leitung in Händen hatte, entbehrte dies Ringen um die verlorene Krone bei aller Vergeblichkeit keineswegs einer entschiedenen Größe: der jugendliche Kampfesmut des greisen Fürsten, die Opferwilligkeit des kleinen Landes, das tatkräftige Eintreten der Seestädte Rostock und Wismar für die Sache ihrer Fürsten ungeachtet der schwierigen Lage, in die sie dadurch zu ihren hansischen Bundesgenossen gerieten; das Erstehen einer neuen die Ostsee beherrschenden und bald in die Nordsee und den atlantischen Ozean übergreifenden deutschen Seemacht neben der Hanse; die vielen mecklenburgischen Adelligen, ja Glieder des herzoglichen Hauses als Führer dieser so schnell hervorgezauberten Macht der Vitalienbrüder und ihre kühnen Unternehmungen in den Meeren und Küstengebieten des Nordens; das sind wohl die hervorstechendsten Züge in dem farbenreichen Bilde dieser waffenstarrenden Zeit, das mit so handgreiflicher Deutlichkeit die gewaltige Kraft vor Augen führt, die im Schoße Niederdeutschlands beschlossen war. Fast schien es, als sollten sich die Zeiten erneuern, da das wilde Piratentum der mecklenburgisch-wendischen Küstenländer der alten dänischen Seegewalt spottete, da anstatt des Ackers das Meer, der unerschöpfliche Hort von Beute und Raub, gepflügt wurde.

Aber unerschüttert, wenn auch nicht ungeschädigt, harrte das gewaltige Gegengewicht des Hansebundes seiner Zeit. Sein Machtwort gebot den Kämpfen Einhalt. Mecklenburg schied sich von den Vitalienbrüdern, die nun als echte Seeräuber, als „Gottes Freunde und aller Welt Feinde“, wie sie selber von sich sagten, ganz frei von den Rücksichten ehrlicher Kriegsführung ihr Gewerbe desto ungebundener fortsetzten. Der Name Klaus Störtebeker lebt noch heute in der Erinnerung des Volkes.

Die Geburtswehen einer neuen Zeit fingen an die alte Welt zu rütteln. Schon waren die Ritteraufgebote des Mittelalters in den Schatten gestellt von den Söldnerheeren. Die zähe und doch leicht bewegliche Masse des Fußvolks hatte schon in mehreren Schlachten über die schwerfälligen Panzerreiter triumphiert. Und wie in den endlosen französisch-englischen Verwicklungen das Söldnerwesen rasch entartete zu den zügellosen Soldkompagnien, die von Raub und Plünderung lebend das Land weit über den eigentlichen Kriegsschauplatz bis tief nach Süddeutschland hinein aufs Grausamste ausfogen und verheerten, so hatte jetzt auch auf den Meeren des Nordens Mecklenburgs Vorgehen ein gleiches Freibeutertum entfesselt. Es war Mecklenburgs Verhängnis, daß gerade in dem Augenblick, wo der skandinavische Norden zusammengeschweisft wurde zu einem einheitlichen starken Machtfaktor, wo Pulver und Blei und die drohende Donnerstimme des groben Geschüzes aller Orten neue Möglichkeiten der Machtbildung ankündigten, — daß gerade jetzt Mecklenburg nach kurzem Wandeln auf den Höhen der Weltgeschichte erschlaft und müde zurückank in das dumpfe Stilleben seiner territorialen Enge.

Aber was von der kriegerischen Kraft des zähen Stammes noch übrig war, das sammelte sich auch jetzt nicht in der Stille, um später für große Dinge bereit zu sein. In dem wiederermachenden Raubwesen, in inneren Fehden und kleinlichen Händeln der Nachbarschaft verzehrte es sich weiter. Die Schule zügelloser Gewalttätigkeit, die das mecklenburgische Volk in den Vitalienbrüdern so lange vor Augen gehabt hatte, durch die so viele seiner Söhne aus dem Adel, dem Bürger- und Bauernstande hindurchgegangen waren, bewirkte, daß die innere Friedlosigkeit wieder dräuend ihr Haupt erhob, als der große nordische Kampf endlich geschlichtet war. Bald war unter solchen kriegerischen Unruhen das reiche Doberaner Kloster so weit heruntergekommen, daß Papst Bonifazius IX. Schritte tat, durch die seine Schuldenlast erleichtert, seine Güter wieder in Kultur kommen sollten (10. Mai 1402).

Die größere Kraft und nach außen drängender Unternehmungsgeist war jetzt bei der Stargarder Herrschaft. Die Herzöge Johann II. und Ulrich, die 1397 ihren vom eigenen Kapitel bedrängten bischöflichen Bruder Rudolf mit Waffengewalt auf dem Schweriner Stuhl befestigt hatten, wußten gleichzeitig die traurige Verwahrlosung auszunutzen, der das seit kurzem in die Hände des Markgrafen Jobst von Mähren gekommene brandenburgische Land preisgegeben war. Aber das schon gewonnene Boizenburg wurde ihnen von Jobstens Schwager und Pfand-

träger, dem Markgrafen Wilhelm von Meißen wieder entrisen, der um Martini 1398 verheerend ins Stargarder Land einfiel. Schon schien ihnen auch Strelitz verloren gehen zu sollen. Da wandte sich abermals das Kriegsglück. Am Katharinentag (25. November) 1399 erfochten die Herzöge am Karrenberge bei Neuenjund, nahe den Grenzen ihres Landes, einen glänzenden Sieg über die Märkischen. Prenzlau und die ganze Uckermark fielen in die Gewalt der Feinde Brandenburgs, denen sich die pommerischen Herzöge zugesellt hatten. Zu alledem im Westen noch vom Erzbischof von Magdeburg bedrängt und treulos verlassen von seinen mächtigsten Vasallen, den Grafen von Lindow-Ruppin, die gleich den Briegnitzer Quitzows gemeinsame Sache mit dem Feinde gemacht hatten, mußte Markgraf Jobst auf Frieden denken. Und es glückte ihm in dem dreijährigen Landfrieden, den er am 27. August 1401 mit den Stargarder Herzögen schloß, diese nicht allein von seinen Feinden zu trennen, sondern sie sogar auf seine Seite hinüberzuziehen. Durch einen Jahresfold von 400 Schock böhmischer Groschen gewann er sie als Verteidiger der Briegnitz. Bald darauf band er die Brüder noch fester an sich, indem er sie auf sechs Jahre zu Hauptleuten der Briegnitz bestellte.

Dies Übereinkommen, das den Markgrafen um eine schwere Sorge erleichterte, verwickelte das Stargarder Brüderpaar auf lange Zeit in das trostlose Wirrsal des durch endlose innere Fehden und durch die fortwährenden Angriffe äußerer Feinde darniederliegenden Nachbarlandes. Und während die Stargarder im Solde des Markgrafen den Kampf mit ihren bisherigen Bundesgenossen aufnahmen, liefen sie gar noch Gefahr, die Feindschaft ihrer Schweriner Vettern auf sich zu ziehen. Auch bei denen hatte der heillose Zustand der Mark wohl die Erinnerung an die einstmals an dies Land sich knüpfenden Pläne ihres Hauses wieder aufleben lassen. Und nun traten ihnen gerade in der Briegnitz die Stargarder in den Weg, ihre Herrschaft von Süden umklammernd und ihnen den Zugang zu dem jetzt wieder hoffnungsvoll winkenden Ausbreitungsgebiet versperrend. Als bald nach dem Friedensschluß zwischen dem Markgrafen und den Stargardern hatten König Albrecht und sein Neffe und Mitregent, Herzog Johann IV., ihre Briegnitzer Stellung scharf hervorgekehrt: die Stadt Putlitz hatte ihnen unter Bezeugung ihrer Lehensherrlichkeit über die gleichnamige märkische Herrschaft (16. Oktober 1401) huldigen müssen für den Fall, daß das Haus der Gänse aussterben würde. Der Gegensatz zwischen beiden herzoglichen Häusern verschärfte sich noch weiter: Die Schweriner hatten schon die werleschen Herren als Bundesgenossen wider die Schirmherren der Briegnitz gewonnen. Aber die Seestädte Rostock und Wismar verhinderten den drohenden Ausbruch des Kampfes. In dem durch ihre Vermittlung herbeigeführten Schwaaner Vergleich (18. Juli 1404) fanden sich endlich die Schweriner mit der Stellung der Stargarder in der Briegnitz ab gegen Anerkennung ihres Erbrechts auf das den Stargardern verpfändete Lenzen.

Indessen hatten die Stargarder Herzöge sich in der Mark zu behaupten gewußt. Dietrich von Quitzow war in ihre Gefangenschaft

geraten, und auch den Magdeburgern hatten sie bei Tremmen und bei Brandenburg empfindliche Schlappen beigebracht. Aber im Herbst 1406 fiel Herzog Johann den Quizows in die Hände. Ein bei grimmiger Winterkälte gewagter Fluchtversuch aus dem Schlosse Plauen schlug fehl. Darnach ins Schloß Bügow (Oranienburg) übergeführt, gewann er erst Weihnachten 1407 die Freiheit wieder durch Auswechslung mit Johann von Quizow, der vor kurzem auf einer Streife ins Stargardische des Herzogs Ulrich Gefangener geworden war.

So fand die stargardische Statthalterschaft über die Priegnitz einen wenig rühmlichen Abschluß; sie hatte dem herzoglichen Brüderpaar nichts eingetragen als unfruchtbare Kämpfe. Die Schweriner konnten von Glück sagen, daß sie der vorübergehend drohenden Gefahr, in diese Dinge verwickelt zu werden, entgangen waren. Ihre Blicke waren damals wohl noch allzusehr vom skandinavischen Norden gebannt. Dazu war es wohl nicht über jeden Zweifel erhaben, daß die ohnehin geschwächten Kräfte der kleinen Herrschaft unter allen Umständen in der gleichen Richtung wirken würden. Wenigstens erhob König Albrecht schwere Vorwürfe gegen seinen Brudersohn Johann, dem er außer Räubereien seiner Mannen und unverhüllten Feindseligkeiten Schuld gab, daß unter seiner Begünstigung sein Feind Jasper Gans von Putlitz und andere Brandenburger die Länder Erivitz, Silesen und Mecklenburg durchstreift und Travemünde beraubt hatten. Das mußte, abgesehen von dem eigenen Schaden, neue Vorstellungen der Lübecker hervorrufen, die ohnehin unausgesetzt über die Unsicherheit der mecklenburgischen Straßen Beschwerten führten. Die Verstimmung über die selbständige, nur auf den eigenen Vorteil bedachte Haltung der stolzen Stadt in den nordischen Verwicklungen wirkte bei König Albrecht noch nach. Dazu war er mit Recht ungehalten, daß die Lübecker während seiner Gefangenschaft, um die Unsicherheit der Meere durch verbesserte Binnenlandsverbindungen auszugleichen, eigenmächtig den Delvenau-Graben zwischen Elbe und Stecknitz ausgebaut hatten (1391). Nur mit Herzog Erich von Lauenburg hatten sie sich darüber ins Einvernehmen gesetzt, obwohl diese wichtige schiffbare Wasserstraße, die sie sowohl mit Hamburg wie mit dem niederdeutschen Salzemporium Lüneburg in nähere Verbindung brachte, eine Strecke lang bei Boizenburg als Grenzfluß auch Mecklenburgs Boden berührte. Verhandlungen, die durch Vermittlung von Kostock und Wismar eingeleitet wurden, verliefen ergebnislos. Erst als der König, der eigenen, so jammervoll zerbrochenen Kraft nicht mehr vertrauend, der drohenden Haltung der Stadt begegnete, indem er den mit ihr in Fehde liegenden werleschen Herren den Durchzug durch seine Herrschaft freigab; erst als Balthasar von Werle und Barnim von Pommern-Barth in mehreren, schließlich allerdings blutig zurückgeschlagenen Raub- und Plünderungszügen das Gebiet der Stadt verheert hatten, lenkte diese endlich ein: Indem sie dem König Albrecht und seinem Neffen für jede auf dem Graben verfrachtete Last Salz einen Zoll von 6 Pfennigen zugestand (22. Oktober 1402), versicherte sie sich deren friedlicher Haltung, um die Fehde gegen die übermütigen Angreifer desto nachdrücklicher weiterführen zu können.

Von Sternberg aus, das ihnen die Stargarder Herzöge zu dem Behufe eingeräumt hatten, verheerten die städtischen Söldner im Herbst 1404 das werlesche Land um Parchim und Büstrow, bis Fürst Balthasar, den drohenden Fall seiner Hauptstadt abzuwenden, sich zu Friedensverhandlungen bequeme.

Die Kosten der schweren Fehde und dadurch herbeigeführte neue Steuerforderungen ließen die Unzufriedenheit mit dem aristokratischen Regiment, die längst in den Seestädten gährte, in Lübeck zu hellen Flammen emporlodern. Der Rat, der sich bis dahin aus einer beschränkten Zahl patrizischer Geschlechter ergänzt hatte, lenkte vorübergehend ein. Als er sich aber weigerte, die Anteilnahme der Bürgerschaft an der Ratswahl als ständige Einrichtung einzuführen, mußte er im Frühjahr 1408 vor der drohenden Haltung der Bürger größtenteils aus der Stadt weichen. Ein neuer von der Bürgerschaft auch aus den Ämtern erwählter Rat nahm mit dem Ausschluß der Sechzig die Leitung des Stadtwesens in die Hand.

Das von Lübeck gegebene Beispiel konnte nicht ohne Wirkung auf die mecklenburgischen Hansestädte bleiben, zumal hier ähnliche Verhältnisse in die gleichen Bahnen drängten. Zögernd bewilligte Zugeständnisse, mit denen in Wismar wie in Rostock der Rat der Volksstimmung entgegenkam, erwiesen sich als unzureichend, als die Führer der Lübecker Bewegung erschienen, die Bevölkerung der Nachbarstädte nach dem an der Trave erprobten Rezept zu bearbeiten. Als bald erstanden auch hier Bürgerausschüsse, Hundertmänner, neben dem allmählich auch den Ämtern zugänglich gemachten Räte. Schon im November 1409 traten die Ratsjendeboten beider Städte mit allem Nachdruck für den Lübecker neuen Rat ein. Und als des Königs Ruprecht Spruch gegen ihn entschied, seinen Ungehorsam mit der Reichsacht ahndend, antworteten die drei Städte mit einem Bündnis, das der Zurückführung des alten Rats in die Reichsstadt mit Waffengewalt wehren sollte (20. April 1410). So stark war in Wismar der Widerwille gegen die alten Verhältnisse, daß die Herzöge Johann und Albrecht, des früheren Schwedenkönigs Sohn, als sie dort zu Gunsten des alten Rats einzuschreiten versuchten, eilends aus der Stadt fliehen mußten, um ihr Leben zu retten. Trotzdem blieb die Neuordnung nicht lange von Bestand. Als auch Ruprechts Nachfolger, König Sigismund, zu Gunsten des alten Lübecker Rats entschied; als der stolzen Stadt darob die Führung des Hansebundes entglitt und ernstliche Schwierigkeiten mit Dänemark entstanden, unterwarf sie sich endlich. Am 16. Juni 1416 wurde der alte Rat feierlich in die Stadt eingeholt. Wismar und Rostock, die treu an der Seite der Führerin verharrten und sich selbst durch das Zerwürfniß mit dem Hansebunde nicht von ihr hatten abdrängen lassen, folgten bald diesem Beispiel: Wismar schon am 30. Juni; für die den Herzögen zugefügte Schmach zahlte die Stadt ein Sühnegeld von 10000 Mark lübisch. Rostock, das mit Vertreibung des alten Rates und mit Gütereinziehung viel radikaler vorgegangen war, erst im nächsten Jahre unter Zahlung einer Buße von 6000 Mark sundisch. In Gegenwart der Herzöge wurde in beiden Städten der alte Rat und mit ihm die alte Verfassung wiedereingeführt.

Während dieser Vorgänge war König Albrecht am 31. März 1412 in seinem Lieblingsitz Gadebusch verschieden. Seitdem er aus der schwedischen Gefangenschaft ins Land seiner Väter heimgekehrt war, hatte er seine Hand zu keinem größeren Unternehmen mehr erhoben, hatte, von dem großen Mißerfolge seines Lebens innerlich gebrochen, die Verwicklung in Krieg und Fehde mit einer gewissen Angstlichkeit vermieden, die seltsam abstach von der wüsten Draufgängerei und der unersättlichen Schlagefreudigkeit dieser Zeit. Wenn er dadurch seinem Lande wenigstens Ruhe vor den unaufhörlichen Räubereien und Plackereien verschafft hätte! In dessen war es ihm doch gelungen, in der Delvenau-Angelegenheit und in den brandenburgischen Verwicklungen seine Stellung zu wahren, ohne sein Schwert in die Wagschale geworfen zu haben. Und endlich, wenige Jahre vor seinem Hinscheiden, als der Stern seiner Stargarder Vettern in der Priegnitz schon erblichen war und die unglückliche Mark Brandenburg im tiefsten Abgrunde innerer Zerrüttung vollends zu versinken drohte, da hatte es der König noch erreicht, daß Jasper Gans von Putlitz ihn und den Herzog Johann als seine Lehensherren anerkannte (27. Dezember 1408).

Es war ein letzter bescheidener Erfolg gewesen kurz vor dem völligen Umschwunge, den das Erscheinen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern in der Mark hervorrief. Zunächst als Stellvertreter und oberster Hauptmann des Königs Sigismund hatte dieser mit seinem starken Gefolge fränkischer Ritter die Auffsässigkeit und Fehdelust des Landadels zu bändigen, durch Abschluß von Bündnissen mit den Nachbarfürsten und durch Errichtung eines großen Landfriedens dem Raube zu wehren gesucht, durch den in unablässig wiederholten Plünderungszügen das Brandenburger Land zu verwüsten, dem Adel der Nachbarlandschaften längst zur lieben Gewohnheit geworden war. Die Herzöge von Stargard und die Herren von Werle band er außerdem noch durch Dienstverträge an sich, dergestalt die Mark, die eben noch den Nachbarn in der Runde als lockende Beute erschienen war, wieder zur führenden Territorialmacht des deutschen Nordostens erhebend.

Und gerade jetzt schien auch in Mecklenburg ein etwas frischerer Zug sich regen zu wollen. Schon zu Lebzeiten seines königlichen Ohms war Herzog Johann IV. in manchen Dingen seine eigenen Wege gegangen, hatte sich mit dem aufruhrentsprofessenen neuen Lübecker Rat in ein engeres Verhältnis eingelassen (19. Nov. 1409), indem er gegen eine nur bei Nichterfüllung des Vertrages zurückzahlende Anleihe von 500 Mark lübisch und einen Jahresfold von 100 Mark die Befriedung der mecklenburgischen Straßen und die Bewahrung der Stadt vor Schädigung aus seinem Lande auf sich nahm. Durch Albrechts Tod dachte er, aller hemmenden Rücksichten ledig, die uneingeschränkte Verfügung über die ganze Herrschaft in seine Hand zu bekommen: er riß die Vormundschaft über den jungen Albrecht, des Königs minderjährigen Sohn, an sich. Aber er konnte sie nicht behaupten. Unter Vermittlung der Städte Rostock, Wismar und Schwerin ward sie der Königin-Witwe Agnes zuerkannt, er selber mit einer Entschädigung von 2200 Mark lübisch abgefunden.

Gleichwohl scheint die Einigkeit, die von den Zeiten des Königs her durch manche Mißhelligkeit getrübt war, im Schweriner Hause wieder eingelehrt zu sein. Wenigstens war es ein Akt längst nicht mehr gekannter gemeinsamer Fürsorge für das Land, als Herzog Johann und Königin Agnes (19. Aug. 1412) der Stadt Lüneburg für ihren Handel mit Salz und anderem Kaufmannsgut den Weg durch das mecklenburgische Land nach Wismar durch allerlei Vergünstigungen wieder in Erinnerung brachten und durch Gewährung der Anlage einer Wasserstraße weitschauende Hoffnungen an ihn knüpften. König Albrecht war es einst zufrieden gewesen, von den Gefällen des Lüneburg-Lübecker Salzhandels einen Teil in seine herrschaftliche Kasse zu leiten, mochte darüber dem Lande ein blühender Handelszweig verloren gehen. Jetzt dachte man weiter; es galt, dem drohenden Lübecker Salzhandelsmonopol vorzubeugen, dem mecklenburgischen Lande die Verbindung mit der reichen Lüneburger Salzherzeugung nicht abschneiden zu lassen, vielmehr seinen Anteil am Handel mit diesem kostbaren Gute zu erhalten oder wiederzugewinnen und für die Zukunft zu sichern. Und gewiß bedurfte das Land wie die Herrschaft aller Fürsorge für das Gedeihen des Wirtschaftslebens in einer Zeit, da die Mehrzahl der Vogteien verpfändet, der durch die Lasten vergangener, die Kräfte des Landes weit übersteigender Kämpfe zerrüttete Wohlstand durch endlose Fehden und unausrottbaren Straßentraub vollends zu Grunde gerichtet wurde.

Die Landfriedensbündnisse, so oft sie in diesen unruhervollen Zeiten geschlossen wurden, brachten hierin keinen Wandel. Ihre unaufhörliche Erneuerung zeigt nur, wie ohnmächtig man dem Übel gegenüberstand, das durch sie bekämpft werden sollte. Auch im benachbarten Brandenburg hielt die Ruhe, die des Hohenzollern Friedrich starke Hand durch Bändigung der Quizow, Putlitz, Rochow und anderer auffässiger Vasallen erzwungen hatte, nur so lange vor, als er im Lande weilte. Kaum hatte er sich nach Konstanz begeben, wo er auf dem Konzil, das durch den Märtyrertod des Böhmen Johann Huß eine traurige Berühmtheit erlangt hat, von Kaiser Sigismund mit der Markgrafschaft Brandenburg und der Kurwürde erblich belehnt wurde (30. April 1415), da kehrten die, denen er indessen den Schutz seiner neu errungenen Herrschaft anvertraut hatte, in wilder Fehde die Waffen wider einander: die Stargarder Herzöge im Bunde mit ihrem Bruder, dem Bischof Rudolf von Schwerin, wider die werleschen Herren Balthasar, Wilhelm und Christoph. Die Fehde griff rasch um sich und auch ins Brandenburgische hinüber; nicht allein die Schweriner Herzöge Johann und Albrecht, sondern auch Otto und Kasimir von Pommern-Stettin ergriffen die Partei der Stargarder. Und wenn Balthasar von Werle auch den Ritter Heinrich Moltke von Teutenwinkel gefangen nahm und den Unglücklichen der erhofften reichen Schatzung wegen im Stock zu Tode marterte, so wog es doch viel schwerer, daß sein Vetter Christoph von Werle-Waren den Stargardern in die Hände fiel. Die überlegene Macht der von allen Seiten andringenden verbündeten Feinde trieb Werle in die Arme Brandenburgs. Balthasar eilte nach Berlin zu dem eben aus Konstanz zurückgekehrten neuen Kurfürsten und nahm von ihm seine

Herrschaft zu Lehen (21. Oktober 1415). So hatte der Herr des Landes, mit dessen Trümmerstücken noch vor kurzem die Schweriner wie die Stargarder Herzöge ihre Macht zu mehren gedachten, jetzt selber einen Fuß auf Mecklenburgs Boden gesetzt. Das Erscheinen eines Mannes hatte die Dinge hier rasch in ihr Gegenteil gewandelt. Und wie Kurfürst Friedrich von seinem kaiserlichen Herrn mit der Schlichtung des großen, noch aus den Zeiten der Vitalienbrüder stammenden Schadenersatzanspruches (10000 Mark) des Lübecker Bürgers Johann Glüsing wider die darüber der Reichsacht verfallenen Städte Rostock und Wismar betraut wurde, so ward er fast gleichzeitig durch die Flucht und Lehenshuldigung des Werlers der gegebene Schiedsrichter in den mecklenburgisch-werleschen Streitigkeiten.

Zwar der Fehde sogleich ein Ziel zu setzen, gelang auch ihm nicht. Wohl ließ Herzog Ulrich von Stargard von der Belagerung des Schlosses Saage ab, als der Kurfürst seinen neu gewonnenen Vasallen in seinen starken Schutz nahm. Aber Balthasars Klagen über anhaltende Befehdung verstummten auch im folgenden Jahre noch nicht. Und dabei hatte er selber nicht übel Lust, die Fehde, sobald ihm die Umstände dafür günstig schienen, wieder zu erneuern und den Kurfürsten Friedrich zu tätigem Eingreifen zu verlocken. Derweil schmachtete sein Vetter Christoph immer noch in der Gefangenschaft. Selbst als er Stadt und Land Röbel mit dem Schlosse Wredenhagen den mecklenburgischen Herzögen beider Linien abtrat (8. März 1416), taten sich ihm die Tore seines Kerkers noch nicht auf. Erst nach langwierigen Bemühungen des Markgrafen; erst nachdem Balthasar im Juni 1417 zu Konstanz vor dem kaiserlichen Hofgericht Klage erhoben hatte, kam es am 16. Oktober 1417 in Rostock zu einer Verständigung zwischen beiden Parteien: alle Zwietracht sollte fünf Jahre lang ruhen und Christoph endlich gegen Zahlung von 4000 Mark fundisch die Freiheit wiedergewinnen.

Erklärlich genug, wenn jetzt endlich ein Zug von Friedseligkeit durch das Land ging. Hatte doch Balthasar von Werle außer allen seinen vielen Feinden noch mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg zu schaffen bekommen und dazu die sich mehr und mehr verschärfende nordisch-schleswig-holsteinische Verwicklung ihn und andere mecklenburgische Herren in Mitleidenschaft gezogen! Die ruhmgefrönte Königin Margarete, die Beherrscherin der drei nordischen Reiche, hatte es bei allen Erfolgen doch nicht vermocht, das Herzogtum Schleswig aus seiner lange vorbereiteten und 1386 wirklich vollzogenen Verbindung mit dem Holsteiner Grafenhanse, durch die das alte dänische Kronlehen immer inniger mit dem deutschen Leben verwuchs, wieder zu lösen und fest an das Dänenreich zu fetten. Herzog Ulrich von Stargard hatte sich bemüht, den Streit durch einen Vergleich beizulegen. Aber als nach der Königin Tode ein schärferer Wind zu wehen begann, wirkte er an dem Nyborger Lehensgericht mit, durch dessen Spruch die jungen Söhne Herzogs Gerd VI. des Herzogtums verlustig und dessen Heimfall an die dänische Krone erklärt wurde (Juli 1413). Und als Margaretens Nachfolger und Großnefte, König Erich der Pommer, ein Sohn Herzogs Wartislav VII.

von Pommern-Stolpe und Mariens von Mecklenburg, zur Durchführung dieses Spruches den Kampf eröffnete, der in zwanzigjähriger wechselvoller Dauer den Zusammenhang des einstmals dänischen Herzogtums mit der deutschen Grafschaft nur befestigte, da schien Herzog Johann von Mecklenburg-Schwerin die dänische Partei ergreifen zu wollen, indem er gegen die Holsteiner eine gerade jetzt besonders unbequeme Schulforderung geltend machte. Seinen jungen Vetter Albrecht aber, der inzwischen zu seinen Jahren gekommen war, beherrschte der Gedanke an die einstige königliche Würde seines Vaters. Bis an sein Lebensende hat er den Titel des wahren Erben der Reiche Schweden und Norwegen geführt. Nun die beiden meerumschlungenen Nachbarländer den Kampf mit der nordischen Union entschlossen aufnahmen und außer manchem Zuzug aus anderen deutschen Landen auch Balthasar von Werle sein oft erprobtes Schwert für sie in die Wagschale warf, da mochte der junge Albrecht wohl die Zeit gekommen glauben, die Worte seines Titels in die Tat umzusetzen. Am 28. März 1417 verbündete er sich den Holsteinern zu Kriegshülfe mit seiner ganzen Macht. Und wirklich führte er 200 Helme herbei. Aber seine hochfliegenden Hoffnungen, die ihn schon von eroberten Dänenschlössern träumen ließen, schwanden nur zu rasch dahin, als er sich von König Erich mit gewaltiger Macht in Schleswig eingeschlossen sah. Schon nach 3 Tagen (18. Juli) übergab er ihm die Stadt und entzog sich der Gefangenschaft durch das Versprechen, nie wieder feindselig gegen den König und die drei Reiche auftreten zu wollen.

Das so ruhmlos beendigte dänische Unternehmen hatte sich eigenartig mit den werlich-mecklenburgischen Händeln gekreuzt: Von denen, die hier feindlich gegen einander standen, kämpfte ein Teil dort Schulter an Schulter gegen den dänischen König. Das mußte die Kampfesstimmung gegen einander unter den nahe verwandten Häusern gewiß mildern, wenn es nicht schon geschehen war durch das Hinscheiden der auf mecklenburgischer Seite in die Fehde am schwersten verwickelten drei stargardischen Brüder, die rasch nach einander vom Tode dahingerafft wurden. Schon den Rostocker fünfjährigen Stillstand hatte keiner von ihnen mehr erlebt. Ihn hatten die Schweriner Herzöge im Namen ihrer nachgelassenen unmündigen Stargarder Vettern mit abgeschlossen, nachdem am 8. April 1417 Herzog Ulrich als letzter der Brüder vorzeitig an Gift verschieden war. Indem so die Schweriner und die Stargarder Herrschaft durch die Vormundschaft des Schweriner Vetternpaares über Herzog Ulrichs hinterlassene Waisen wieder in eine engere Verbindung kamen, schien sich auch bei den Werlern das Bewußtsein der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit mit den Mecklenburger Häusern wieder kräftiger zu regen. Aus alten Chroniken der Klöster Dobbertin und Neuenkamp in Vorpommern hatte Balthasar die Gewißheit des Ursprunges seines Hauses aus dem alten königlichen Geschlecht gewonnen, dem ja auch die mecklenburgischen Herzogshäuser entsprossen sein mußten. Seitdem Bischof Otto von Havelberg diesen Nachweis in feierlicher Urkunde

bestätigt hatte (4. Mai 1418), nahmen die Herren von Werle, wie sie sich bis dahin bescheiden genannt hatten, den Titel Fürsten von Wenden an. Und nur wenig später (27. Oktober) vollendeten sie zu Rostock ihre Annäherung an das stammverwandte Herzogshaus, indem sie mit ihm ein Bündnis und eine Erbverbrüderung eingingen. Indem für den Fall des Aussterbens des Mannesstammes, das im werleschen Hause zumal im Hinblick auf die unheimlich reiche Todesernte unter den Stargardern vielleicht schon für eine nahe bevorstehende Zeit besorgt werden mußte, ein Teil den andern beerben sollte; indem die darauf folgenden Eventualhuldigungen der beiderseitigen Mannen und Städte die glücklich gewonnene Einigung bekräftigten, warf das kommende Ereignis der Wiedervereinigung des alten Dbotritenerbes seine Schatten voraus.

Es war kein Akt rein dynastischer Hauspolitik, der diese Wiedervereinigung jetzt so bestimmt ins Auge faßte und vorbereitete. Auch die Bevölkerung dieser benachbarten, fast in wirrem Gemenge liegenden und daher so dringend auf einander angewiesenen Länder war des ewigen Haders und der blutigen Bruderkriege müde. So war unter den Mannen und Städten dieser Herrschaften das Gefühl der Zusammengehörigkeit wieder lebendig geworden. Sie waren es, die Bündnis und Erbverbrüderung durch ihren Rat und vermittelnde Handlung hatten herbeiführen helfen. So stark war in jenen Zeiten das Friedensbedürfnis, daß sogar der alte Gegensatz zwischen Städten und Ritterschaft vorübergehend schwand, daß Rostock und Ribnitz sich mit der Ritterschaft beider Lande auf fünf Jahre zu gegenseitiger Hülfe verbanden (28. März 1418). So gewann in dem viel geplagten Lande der Gedanke des Friedens endlich wieder die Oberhand zur gleichen Zeit, als auf der See, durch die holsteinisch-dänischen Kriegsläufte entfesselt, das Vitalienbrüderwesen wieder auflebte und Wismar von einer Flotte dieser vermegenen Gefellen bedroht wurde (27. März 1418).

Das schönste, dauerhafteste und segensreichste Werk, das der Geist des Friedens zu wirklicher Vollendung brachte in jener Spanne Zeit, die sich so wirkungsvoll, aber nur gar zu rasch vorübergehend heraushebt aus dieser Wüste von Zank, Streit, Fehden, Kriegen und anderen Widerwärtigkeiten, war doch die Errichtung der Rostocker Universität. Weit über die Grenzen Mecklenburgs hinauswirkend, war in ihr für dies ganze noch so ärmliche Kolonisationsgebiet, dem es an der nötigen Ruhe gefehlt hatte, um selbst über die Grundlagen der von den deutschen Siedelern vor mehreren Jahrhunderten in diese Lande getragenen materiellen Kultur wesentlich hinauszukommen, „ein leuchtendes Gestirn“ aufgegangen. Die Stadt- und Stiftsschulen, die bis dahin dem Lande den allernotdürftigsten Bedarf an höherer Bildung vermittelt hatten, fanden nun doch in der Nähe einen Halt, einen Mittelpunkt fruchtbarer Anregung, von dem das noch so seltene Gut geistiger Kultur auch unmittelbar auf den in dieser Hinsicht fast noch jungfräulichen Boden dieses Landes einzuwirken begann. Welcher Unterschied war es doch: wer sich vorher höhere Bildung zu eigen machen wollte, fand dafür auf deutschem Boden nur an den

wenigen älteren Universitäten Prag, Wien, Erfurt, Köln, Heidelberg und Leipzig Gelegenheit. Noch ferner in welschen Landen strahlte der Ruhm der alten Bildungsstätten Bologna, Padua und Paris. Gewiß konnte es diese jüngste Alma mater, an deren Errichtung wir die Herzöge Johann und Albrecht mit dem Schweriner Bischof und der Stadt Rostock schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1418 einträchtig zusammenwirken sehen, nicht den altberühmten Stätten der Geistespflege gleichthun oder gar deren Ruhm verdunkeln. Aber welcher Gewinn war es doch, daß nun auch in diesen Landen, dieser „wüsten Stätte der Unwissenheit und Irrtümer“, wo die durch die üblichen Landesteilungen aufs äußerste geschwächte Macht und Leistungsfähigkeit des Fürstenstandes nach der rasch vorübergegangenen schwedischen Herrlichkeit wieder weit davon entfernt war, um sich her die Dase seiner Bildung und glänzender Kunstbetätigung hervorzuzaubern, wie sie spätere, glücklichere Zeiten sahen; wo im Adel das wüste Fehleben eine rohe, oft grausame, sich über die Rechte anderer skrupellos hinwegsetzende und jeder Verfeinerung abholde Gewaltthätigkeit großgezogen hatte; wo der Bürgerstand namentlich der Seestädte wohl Handel und Gewerbetätigkeit zur Blüte gebracht, Wohlstand und Luxus in einer Weise entfaltet hatte, deren Übermaß schon öfter die weisen Stadtväter durch Mahnungen und Verbote entgegengetreten waren, aber für eine höhere geistige Kultur sich kaum Anknüpfungspunkte fanden; wo vor allem der Geistlichkeit bei ihrer rohen Unwissenheit, Trägheit und Verweltlichung jede Fähigkeit fehlte, einer aufwärts gerichteten Entwicklung den Weg zu weisen; — daß in einem solchen Lande sich jetzt eine neue Quelle des Wissens und des Fortschritts aufthat, die alsbald — so dringend war das Bedürfnis — über dreihundert Jünger der Wissenschaft um sich scharte.

Und doch, ganz spurlos waren an diesem verlorenen Winkel die geistigen Regungen der Außenwelt nicht vorübergegangen. Durch seine beiden Hansestädte stand er mit ihr doch in zu lebhafter Verbindung. Und hier, in Wismar, war es, wo schon gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts das Auftreten kezerischer, wahrscheinlich aus England eingeführter wilkifitischer Lehren dem Papst Urban VI. gefährlich genug erschienen war, um durch Entsendung seines Nuntius mit einem ermahnenden Schreiben dagegen einzuschreiten (25. April 1382). Und in Rostock hatte nicht lange nachher (1404) eine Bürgerin, die gegen die Lehre der Kirche von Fegefeuer, Ablass und Heiligenverehrung aufgetreten war, standhaft den Feuertod erduldet. Waren die Gedanken, die auf eine Reformation der alten Kirche hindrängten, in diesen Gegenden wirklich schon so mächtig geworden, daß Papst Martin V., als er den Bitten der herzoglichen, bischöflichen und städtischen Beförderer nachgebend, am 13. Februar 1419 zu Ferrara die Errichtung der Rostocker Universität genehmigte und ihr alle gewährten Privilegien bestätigte, darum allein die theologische Fakultät ablehnte? Mochte aber das Widerstreben der Kurie gegen die Errichtung dieser Fakultät auch erst nach langen Jahren (1432) überwunden werden, eine Stätte reichen Segens wurde

darum doch sogleich dem Lande diese neu geschenkte Hochschule, die von den Herzögen und dem Schweriner Bischof als ihrem Kanzler mit Freiheiten und Privilegien freigebig ausgestattet und von der Stadt durch die Errichtung von zwei Kollegiengebäuden und die Anweisung einer Jahresrente von 800 rheinischen Goldgulden tatkräftig gefördert, am 12. November 1419 feierlich eröffnet werden konnte.

Während hier ein Werk des Friedens zu glückverheißendem Ende geführt wurde, hatten an anderer Stelle die nicht völlig ausgerotteten Wurzeln des Unfriedens wieder üppiges Unkraut emporstrecken lassen. Wie ein drohendes Wetterzeichen hatte schon gegen die Wende des Jahres 1418/19 die Tat des Brandenburger Markgrafen über die Lande geleuchtet, als er den jungen Stargarder Herzog Johann III., den Sohn Johanns II., mitten im Frieden hatte aufheben und im Schloß Tangermünde gefangen setzen lassen. Was den Markgrafen zu solcher Gewalttat verleitet haben mochte, ist nicht bestimmt überliefert. Es kann wohl nur sein Streben gewesen sein, der Mark die vorherrschende Stellung wiederzuverschaffen, die sie einst — in den besten Zeiten der Askavier — im deutschen Nordosten namentlich als Oberlehensherrin über Pommern und Stargard innegehabt hatte. Sein Verhalten gegen die Herrschaft Werle hatte schon den Weg vorgezeichnet, den er zu gehen gedachte. Er hatte die Bedrängnis der kleinen Herrschaft erfolgreich benutzt, sie durch seine neu aufgerichtete Oberlehensherrlichkeit an sich zu binden. Aber der leicht erungene Gewinn schien seinen Händen wieder entgleiten, die steigende, bis zur Erbverbrüderung getriebene Anlehnung der Herrschaft an die beiden Mecklenburger Häuser ihn der Früchte seines wohlüberlegten Vorgehens berauben zu sollen. Jetzt aber, wo er die seit 1350 in aller Form aufgegebenen markgräflichen Lehensansprüche auf das Land Stargard wieder aufleben ließ, hatte er sich bei Zeiten ein wirksames Druckmittel gesichert.

Schon einmal hatte der unruhig vorwärts drängende brandenburgische Ehrgeiz die Territorien des Nordostens einander zu gemeinsamer Abwehr in die Arme getrieben. Diese Tat des Markgrafen, die die von Brandenburg drohende Gefahr allen Nachbarn mit handgreiflicher Deutlichkeit vor Augen führte, hatte die gleiche Wirkung. Alsbald waren die Mecklenburger und Werler durch Bündnisse mit den Pommern, Lauenburgern, Holsteinern und Braunschweigern geeint, und gegen Ende des Jahres (1419) erschienen die Herzöge Johann und Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, Erich von Lauenburg und Otto von Stettin mit mehr als tausend Gewappneten im Felde. Aber schon vor dem Städtchen Stralsburg, gegen das sie ihren ersten Angriff richteten, erlahmte ihre Kraft. Die Donnerbüchsen und Blieden der wohlbewehrten Stadt spielten den stürmenden Pommern übel mit und erschreckten sie durch die furchtbaren Verstümmelungen, die ihre Steingeschosse anrichteten. Und als auf der anderen Seite der Stadt die von Rostock und Wismar mit dem Kriegsvolk des Herzogs Johann sich abmühten, die Mauer ohne Leitern mit Hilfe ihrer in dieselbe eingestoßenen Dolche zu erklimmen, erging es ihnen nicht viel besser. Mit Schimpf mußten die Belagerer abziehen. An

Tangermünde, wo sie den Stargarder Johann hatten befreien wollen, wurde nicht mehr gedacht.

Als Kurfürst Friedrich, in die Marken zurückgeeeilt, im Felde erschien, war die Gefahr schon vorübergezogen. Er konnte den Mißerfolg seiner verbündeten Feinde nur noch vervollständigen, indem er im Februar 1420 an der Elbe das der Mark schon so oft durch Räubereien lästig gewordene Schloß Gorlosen einnahm und bald darauf an der Oder den Pommern die Stadt Neu-Angermünde entriß. Im Mai durch ein Bündnis mit Lübeck und Hamburg verstärkt, gewann er das feste Dömitz und nötigte durch solche Erfolge seine Feinde zum Waffenstillstand und zu Friedensverhandlungen. Eine zu Perleberg am 23. August 1420 durch Herzog Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg herbeigeführte Sühne nahm einen Schiedspruch in Aussicht, durch den der Streit auf nächsten Johannis zu Perleberg endgültig geschlichtet werden sollte. Aber der Schiedspruch kam nicht zu Stande. Johann von Stargard, der auf Bürgerschaft und auf Huldigung aller seiner Mannen und Städte seiner Gefangenschaft entledigt werden sollte, blieb im Tangermünder Turme.

Indessen war doch auf beiden Seiten der gute Wille vorhanden, aus dem Waffenstillstand einen wirklichen Frieden hervorgehen zu lassen. Am 9. August 1421 traf der Markgraf zu Perleberg mit den Herzögen Johann und Albrecht von Schwerin wie mit den Fürsten Wilhelm und Christoph von Wenden neue Vereinbarungen über die Herbeiführung des Schiedspruches. Die Kräfte, die durch den Waffenstillstand frei geworden waren, suchten inzwischen nach anderweitiger nutzbringender Betätigung: In schönster Eintracht unternahm im Frühjahr 1422 eine große Schar Briegnitzer und Mecklenburger Vasallen, die Rohr, von dem Kroge, Quizow und viele andere mit Reimar von Plessen auf Marnitz, Runo von Restorf auf Bolz, Gottschalk von Kleinow u. a. einen räuberischen Streifzug bis tief ins Lauenburgische, wo sie, von Lübeck und Hamburg vom Rückwege abgeschnitten, sich in die Hände des Herzogs Erich ergaben. Und während den Hansestädten hier im großen betriebener Raub zu schaffen machte, dessen Urheber sie erst nach ernstern Drohungen und unter lästigen Bedingungen vom Lauenburger Herzoge ausgeliefert erhielten, war nach kurzer, von den Hanfen vermittelter Waffenruhe der Kampf der Dänen und Holsten um Schleswig längst wieder entbrannt, blühte auf der See das Freibeuterwesen der neuen Vitalienbrüder weiter. Ende März rüstete sich Lübeck, seine Schiffe zur Befreiung der Nordsee an die Küste von Friesland zu senden, während Wismar mit Rostock und Stralsund in der Ostsee gegen die in Kiel eingensifteten Piraten die Wacht hielt.

Endlich kam wenigstens eine volle Ausöhnung des Schweriner Hauses mit dem markgräflichen zu Stande. Herzog Albrecht, der nach seines Veters Johann kurz vorher (16. Oktober 1422) erfolgtem Tode die Vormundschaft über dessen hinterlassene noch ganz junge Söhne, Heinrich und Johann, übernommen hatte, trat in ein enges verwandtschaftliches Verhältnis zum Markgrafen Friedrich, indem er dessen Tochter Margarete zur Ehe nahm und anstatt einer Mitgift von 10 000 rheinischen

Gulden die in den letzten Kämpfen verlorengegangenen Schlösser Gorken und Dömitz zurückerhielt. Aber kaum hatte er zu Pfingsten 1423 in Tangermünde mit der zehnjährigen Markgräfin das Beilager gehalten, da folgte er schon seinem Better allzufrüh in den Tod nach. Von beiden mecklenburgischen Häusern war jetzt nur noch ein einziger erwachsener Mann übrig. Und der, Johann III. von Stargard, war immer noch der Gefangene des Markgrafen.



Kapitel XXII.

Wiedervereinigung der mecklenburgischen Herrschaften.

In so schwerer Zeit war es ein Weib, in dessen Hände die Geschichte Mecklenburgs gelegt wurden. Katharina, die Tochter des Herzogs Erich IV. von Sachsen-Lauenburg, war als Witwe Johanns VII. von Werle-Güstrow die Gemahlin Johanns IV. von Mecklenburg-Schwerin geworden. Schon in der ersten Zeit ihrer zweiten Ehe war ihr schweres beschieden gewesen: Wegen zu naher Verwandtschaft samt ihrem Gemahl dem Kirchenbann verfallen, erlangten sie erst nach langen Monaten vom Papst Martin V. die Lösung vom Banne und die Anerkennung ihrer Ehe. Und als auch diese Ehe schon nach wenigen Jahren durch den Tod des Gatten geschieden, als die zum zweiten Male zur Witwe gewordene Fürstin kaum ein Jahr später durch das Hinscheiden des Herzogs Albrecht genötigt wurde, die Bürde der Vormundschaft über ihre beiden unmündigen Söhne, Heinrich IV. und Johann V., auf sich zu nehmen, da bestand wohl zwischen der Schweriner Herrschaft und den benachbarten Territorialherrschaften Friede und Freundschaft. Aber was wollte das in einer Zeit besagen, wo das allgemeine Faust- und Fehderecht seinen Höhepunkt erlangt hatte, wo ungeachtet des Friedensstandes unter den Landesherrschaften die Vasallen durch fortgesetzte Raubeinfälle hinüber und herüber mit größtem Erfolg den Kriegszustand zu verewigen, ihn zu dem normalen Verhältnis zwischen den Nachbarherrschaften zu gestalten wußten?

Wohl war die starke Hand des hohenzollerischen Markgrafen des Räuberwesens unter dem Abel des ihm zugefallenen Kurfürstentums Herr geworden. Nun aber den raublustigen Priegnitzern das Sengen und

Brennen in der Heimat verwehrt wurde, suchten sie desto häufiger die benachbarten mecklenburgischen Lande heim. Gerade jetzt unternahm wieder Badow, der Vogt des Bischofs von Halberstadt, mit Klaus von Königsmark einen Plünderungszug ins Land Neustadt. Und nur wenige Wochen später streifte Jasper Gans von Putliz mit den Rohrs und Schulenburgs bis an die Nordspitze des Schweriner Sees, überall das Vieh und was ihnen sonst brauchbares in die Hände fiel mit sich fortführend.

Solche räuberische Fehden mochten zwischen Brandenburg und Mecklenburg, die ja oft genug und bis in die allerneueste Zeit die Waffen mit einander gekreuzt hatten, noch erklärlich erscheinen. Mit dem Fürstentum Wenden bestand aber nun schon lange ein friedliches Verhältnis, ja mehr als das: ein enges Bündnis, eine Erbverbrüderung, die, durch feierliche Huldigungen bekräftigt, nach menschlichem Ermessen in nicht zu langer Zeit zu einer wirklichen Vereinigung werden mußte. Und doch, auch hier die gleichen nachbarlichen Räubereien hinüber und herüber. Auch hier die hervorragendsten Führer der Ritterschaft und die den Fürsten am nächsten stehenden Bediensteten, wie der Marschall Heinrich Malkan, der Wredenhagener Vogt Boban Flotow, der Goldberger Sachim Linzow, der Stavenhagener Herbot Rodenbefe, der Plauer Albert Rodenbefe, Angehörige der Familien Hahn, Boß, Vardenflet, Stalbon, Oldenburg, Fineke, Levekow, Dessin, Drake, Malkan, Kampß, Restorff und viele andere, die in den ersten Jahren der Vormundschaft Katharinens räuberisch das Mecklenburger Land bis an den Schweriner See, bis nach Moidentin vor Wismar und bis in die Vogtei Bukow durchstreiften.

Ähnlich lagen die Dinge mit allen übrigen Nachbarherrschaften. Katharina konnte ihrer, gestützt auf den Beirat des Ritters Matthias Arckow, des Lehensmannes Otto Bieregge und der Städte Rostock und Wismar, unter denen ihr der Ritter Matthias als Vogt von Schwerin am nächsten stand, nicht Herr werden. Die mecklenburgische Ritterschaft hielt sich schadlos, indem sie gleiches mit gleichem vergalt und durch Raubzüge über die brandenburgische, wendische, lauenburgische, pommerische Grenze das Verlorene möglichst vermehrt wieder einzubringen suchte oder auch dem andern Teil freundnachbarlich zuvorkam. Es kam die Zeit der fast unablässigen Tagleistungen zwischen den Nachbarherrschaften, auf denen fast nichts verhandelt wurde als Raub und Gewalttat hin und her über die Grenzen, wo man lange Schadenberechnungen aufstellte und mit einander verglich, sich gegenseitige Unterstützung in der Bekämpfung des Übels verhiß, die entstandenen Schuldforderungen aber möglichst unbeglichen ließ. Sie mögen sich untereinander ja auch meist ausgeglichen haben. Und wenn diese Tagungen auseinander gegangen waren, begann das alte Spiel der gegenseitigen Räubereien von neuem, wenn es überhaupt inzwischen geruht hatte.

Es war äußerst schwierig, die adeligen Räuber zu den Verhandlungen zu bringen. So schleppten sich vielfach die gleichen Entschädigungsforderungen dauernd unbefriedigt von Tagleistung zu Tagleistung. Bisweilen geschah es auch, daß die Landverderber die friedliche Beilegung

ihrer Streitigkeiten schroff zurückwiesen und hartnäckig auf ihrem angemessenen Recht der Selbsthülfe beharrten. Es lohnt nicht und ist auch ganz unmöglich, die aus diesen Verhältnissen hervorgegangenen verwickelten Beziehungen der Nachbarterritorien ins einzelne gehend und erschöpfend darzustellen. Die Tatsache, daß diese Zustände unaufhörlicher nachbarlicher Beraubungen und meist überaus unfruchtbarer, zum Überdruß sich wiederholender Verhandlungen darüber durch das ganze 15. Jahrhundert gedauert haben, mag das bestätigen. Es war die Zeit, da nach manchem im Laufe der verflossenen Jahrhunderte schon Errittenen an dem damals noch in großer Zahl über alle Teile unseres Landes verbreiteten Bauernvolk, das ja weit mehr als die durch Wall und Mauer vor dem äußersten geschützten Städter die Kosten dieser Zustände zu tragen hatte, das Werk roher Verwüstung seine ersten großen, traurigen und bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder gutgemachten Erfolge verzeichnen konnte. Durch die immer und immer wiederholten Überfälle ritterlichen und anderen Raubvolks ihres Viehes und anderer fahrender Habe beraubt, bei der Verteidigung ihres Gutes erschlagen, vor dem Anblick der — wer weiß wie oft? — vernichteten Habe, der brennenden Hofstätte fliehend, begann die Bauernbevölkerung dünner zu werden. Eine Menge einst blühender Dörfer ist in diesen Zeitläuften wüst geworden, viel mehr als man denkt. Es war schon mehr als ein Vorpiel der Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, ein erster Akt allgemeinerer Verödung unseres Landes seit der deutschen Wiederbesiedelung, mit allem was daraus folgte ein entscheidender Wendepunkt in der Agrargeschichte unseres Landes, deren wesentlichsten Inhalt von nun an durch Jahrhunderte das selbstmörderische Werk der Entrechtung und Zugrunderichtung des Bauernstandes ausmacht.

Die Unruhen, wie sie die unablässigen nachbarlichen Räubereien mit sich brachten, die daraus geborenen ärgerlichen, so oft wiederholten und fast immer ergebnislosen Verhandlungen, bei denen oft noch die edlen Missetäter von ihren Landesfürsten in Schutz genommen und der gerechten Bestrafung entzogen wurden, bargen einen gefährlichen Zündstoff in sich, an dem nur zu leicht wirkliche Kriege entbrennen konnten. Auch Katharinen haben die über solche Dinge oft genug mit Brandenburg geführten Verhandlungen nichts eingetragen. Das einzige Greisbare, was sie von ihnen mit nach Hause brachte, waren drückende Verpflichtungen, die sie zur Versorgung von Herzog Albrechts noch im Kindesalter stehender Witwe übernehmen mußte, und die Vererbung einer nach acht Jahren zu schließenden Ehe zwischen der Markgrafentochter Dorothea und dem jungen Herzog Heinrich oder dessen Bruder Johann (6. Dezember 1423). So dachte sie, wenigstens selber zum Schutz und zur Befriedung ihres Landes alles zu tun, was in ihrer Macht lag. Zu dem Ende erwählte sie (6. Mai 1424) aus der Zahl ihrer Lehensmannen elf Räte, deren besonderer Fürsorge sie die acht Bezirke, in die sie ihre Herrschaft eingeteilt hatte, anvertraute: dem Marschall Wiprecht von Lütow zu seinem Pfandamt Grabow noch die Länder Gorlosen, Dömitz und Wittenburg; Bogtei und Land Boizenburg wurde Kersten von Halberstadt, Grevesmühlen dem Ritter Bernd von

Plessen und Klaus Sperling überwiesen; Ritter Matthias Ugekow, die rechte Hand der Herzogin, übernahm zu der von ihm als Amtmann verwalteten Schweriner Vogtei noch die Neustädter und die Gadebuscher, das Leibgedinge der Königin Agnes; die Vogteien Crivitz und Mecklenburg, die sich längst im Pfandbesitz der Stralendorffs befanden, nebst Bukow, der Burg Eichhof und dem Lande Zelesen wurden dem Ritter Heinrich von Stralendorff und seinem Bruder Wike unterstellt; endlich die Vogtei Schwaan dem Otto Bieregge, das Land Rostock dem Henneke von Kardorf, die Vogtei Gnoien dem Kadeke von Kardorf und Heinrich Moltke von Strietsfeld. Zu diesen elf ritterschaftlichen Räten traten noch je zwei Ratsglieder der Städte Rostock und Wismar, miteinander einen Landesrat bildend, an dessen Aufgaben und Beratungen auch der Schweriner Bischof durch Bevollmächtigte teilnehmen wollte. Jeder der elf Hauptleute sollte zunächst in seinem Bezirk Land und Einwohner befrieden, beschützen und beschirmen. Mannen und Städte sollten ihnen dabei helfen, Ungehorsame zum Gehorsam gezwungen werden. Das mochte für kleinere örtliche und weniger gefährliche Friedensbrüche ausreichen; zur Bekämpfung größerer, ausgedehntere Landschaften oder gar das ganze Land bedrohender wurde ein Zusammenwirken der einzelnen Bezirke ins Auge gefaßt. Wie ernst es der Herzogin mit diesen Dingen war, betätigte sie durch ihre Mitwirkung: bald streiften berittene Kommandos ihrer Knechte durchs Land, Wege und Stege vor dem Raubgesindel zu sichern.

Während Katharina noch hoffen durfte, dem Übel durch solche Maßnahmen, durch eine besonders darauf zugeschnittene, für zwölf Jahre festgesetzte Landesordnung mit Erfolg begegnen, es wenigstens in gewisse Grenzen bannen zu können, war die Stargarder Herrschaft in viel höherem Grade gefährdet. Hier war die gereizte Stimmung gegen die Mark Brandenburg noch in voller Blüte, da Herzog Johann seiner Gefangenschaft immer noch nicht ledig geworden war. Die darin liegende beständige Bedrohung des Friedens wurde noch verschärft durch den römischen König Sigismund, der gerade jetzt an dem Zustandekommen eines gegen den Markgrafen gerichteten großen norddeutschen Bundes mit Einschluß Dänemarks und des deutschen Ordens arbeitete. Mit besonderem Eifer gingen die Pommernherzöge, die den Verlust des Uckerlandes noch immer schmerzlich empfanden, auf diesen Plan ein. Am 15. September 1423 kam ein Bündnis zwischen ihnen, Dänemark und dem Orden zustande. Es war kein Wunder, daß Herzog Heinrich von Stargard, der — noch sehr jugendlich — seit dem Tode seines Schweriner Veters und Vormundes Albrecht sich der Regierung seiner Herrschaft angenommen hatte, nach dieser Seite Anschluß suchte. Am 1. Mai 1425 schloß er zu Demmin auch im Namen seines gefangenen Veters auf zehn Jahre mit den pommerschen Herzögen und den Fürsten Christoph und Wilhelm von Wenden ein Bündnis, das am 27. Januar 1426 zu Berchen erneuert wurde. Es hat dem Mecklenburger Lande kein Heil gebracht. Die Raubzüge der Priegnitzer zwar, die nun mit erneuter Heftigkeit über die ganz unbeteiligte Schweriner Herrschaft hereinbrachen, richteten wohl schweren Schaden an, prallten aber doch bald

an dem erfolgreichen Widerstand Matthias' von Arckow ab, der ihren Führer, den jungen Achim Gans von Putlitz, nebst manchen Rittern gefangen nahm. Aber desto kläglicher endete der Rachezug, den die wendischen Fürsten hiernach mit mecklenburgischer Unterstützung unternahmen. Schon hatten sie die Gegend von Wittstock verwüstet. Da wurden sie auf dem Rückzuge von Markgraf Friedrichs Sohn Johann bei Pritzwalk ereilt und völlig geschlagen (25. August 1428). Helmold von Pleffen auf Lübz ergriff sogleich mit seinen 40 Lanzen die Flucht. Fürst Christoph von Werle-Waren erlitt mit vielen tapferen Rittern den Tod, während sein Vetter Wilhelm nur durch die Aufopferung seines Marschalls Heinrich von Malzan und des Rostocker Bürgermeisters Hermann von der Na der Gefangenschaft entging.

Auch die Pommern hatten sich des Besitzes der Stadt Prenzlau, deren sie sich gleich zu Beginn der Feindseligkeiten durch Verrat bemächtigt hatten, nicht lange erfreuen dürfen. Als sie endlich den Kampf aufgaben und bald darauf Heinrich von Stargard und Wilhelm von Wenden zu Templin den vorausgegangenen Waffenstillstand durch eine volle Versöhnung mit den Markgrafen krönten (19. Juni 1427), wurde für die mecklenburgischen Herrschaften außer schönen Worten nichts erreicht, nicht einmal die Befreiung des gefangenen Stargarders. Den hatte man ausdrücklich von der vertragsmäßig festgesetzten Loslassung aller Gefangenen ausgeschlossen. Da wurde er endlich mürbe. Nach achtjähriger Gefangenschaft erkaufte er seine Freiheit (28. Juni), indem er sich mit all seinem Land und Leuten als Lehensmann des Markgrafen bekannte und auf die Erbhuldigung verzichtete, die einst die Prenzlauer den Stargarder Herzögen auf dem Karrenberge geleistet hatten. Markgraf Friedrich hatte endlich erreicht, was er schon vor langen Jahren durch die Gefangennahme des Stargarder Herzogs zu erzwingen dachte.

Die Tüchtigkeit, mit der der junge Markgraf Johann die Sache seines vielfach abwesenden kurfürstlichen Vaters geführt hatte, hätte allein diese Fehde wohl nicht zu so raschem und glücklichem Abschluß gebracht, wenn die Ereignisse des Nordens nicht hineingespielt und beträchtliche Kräfte der verbündeten Feinde Brandenburgs abgezogen hätten. In den anhaltenden Kämpfen, die Dänen und Holsteiner um den Besitz von Schleswig schon so lange führten, hatte die Hanse ihre abwartende, öfters friedlich vermittelnde, zuletzt (15. Juni 1423) sogar zu einem Bündnis der wendischen Städte mit dem Dänenkönig gediehene Haltung nicht länger aufrecht erhalten können. Das zumal durch des Königs Sigismund Parteinarbeit für den König Erich erneut den deutschen Norden bedrohende Übergewicht des Dänenreiches, die schweren Schädigungen des Handels, allerlei Übergriffe der Dänen, ihre Münzverschlechterung hatten endlich eine entschiedene Wendung der Hanse gegen Dänemark bewirkt. Am 22. September 1426 war ihre Teilnahme am Kriege gegen das nordische Reich beschlossene Sache, nachdem der König ihr vermittelndes Eintreten für Holstein, an dessen Unterwerfung unter Dänemark mitzuwirken ihr nicht in den Sinn kommen konnte, schroff zurückgewiesen hatte. Und nur wenige Tage später

(27. Sept.) kam das Bündnis der wendischen Städte mit den Holsteinern zum Abschluß. Sogleich begannen die Rüstungen. Aber über den kriegerischen Unternehmungen der Hanse waltete ein Unstern von dem durch die Stürme und das Unwetter des Spätherbstes verhinderten Auslaufen der in der Wismarschen Bucht gesammelten großen Flotte an bis zu dem vergeblichen Sturm auf Flensburg im nächsten Frühjahr und jener unheilvollen Niederlage im Sunde, die den Verlust der von Frankreichs Westküste heransiegelnden salzbeladenen Baienflotte nach sich zog.

Wie die übrigen Bundesstädte, so hatten auch Rostock und Wismar schwere Opfer für die groß angelegten Kriegsunternehmungen gebracht. Nun diese völlig fehlgeschlagen, reiche Mittel nutzlos vergeudet waren, brach der alte Ingrim der Handwerksämter gegen die herrschenden Geschlechter, der vor zehn Jahren sein schon begonnenes Werk wieder hatte fahren lassen müssen, mit elementarer Gewalt hervor. Der Wollenweber Klaus Jesup, der schon in der schnell vorübergegangenen Zeit des „neuen“ Rats in den Jahren 1411 und 1413 das Bürgermeisteramt bekleidet hatte, sammelte am Tage des heiligen Lorenz (10. Aug. 1427), des Schutzpatrons der Stadt Wismar, seine Anhänger um sich und brachte durch das Gerücht, die Stadt sei in Gefahr, eine ungeheure Aufregung hervor. Man schrie über Verrat; einige Tore seien schon acht Tage lang offen gelassen, damit die bei Sternberg gemeldete Ansammlung Bewaffneter in die Stadt eindringen könne; Mitglieder des Rats wurden des Einverständnisses mit dem Dänenkönig beschuldigt; ja man wollte schon verdächtige Bewaffnete am Strande gesehen haben!

Der Bürgermeister Johann Banzkow war dieser Lage nicht gewachsen. Als Klaus Jesup mit seinem Anhang diese schweren Anschuldigungen vor dem Rat wiederholte, übergab Banzkow ihnen die Schlüssel der Stadt, damit sie selber für deren Sicherheit sorgten. So wurde Jesup der wirkliche Herr der Stadt. Um ihn sammelten sich die Ämter und Bürger, die sich mit einander verschworen, die Verräter von Flensburg und vom Sunde zur Verantwortung zu ziehen. Gegen den Rat als solchen wollte man nichts unternehmen, jedoch wählte man zur Führung der Verhandlungen mit ihm einen sechsunddreißigköpfigen Ausschuß — 24 Bürger und 12 aus den Ämtern —, der bald den nach Kirchspielen im gleichen Verhältnis gewählten Sechzigern Platz machte. Auf seinen Anhang in den Ämtern gestützt und durch den Terrorismus, den er durch die erregten Pöbelmassen ausübte, wußte Jesup die Sechziger mehr und mehr in seine Hand zu bringen. Er erlangte von ihnen nicht allein die Einsetzung eines engeren Ausschusses zur Ausarbeitung einer Satzung, sondern auch die Einwilligung, daß der Satzungsentwurf außer den Sechzigern auch der Gesamtheit der Bürger wie der Ämter zur Genehmigung vorgelegt werden sollte. So hielt er die Volksmassen, auf denen seine Macht beruhte, unausgesetzt in Atem. Und als endlich der Entwurf vor der Versammlung der Ämter verlesen wurde, erhob das zahlreich eingelassene lose Volk einen wilden Tumult, zieh den Vorleser des Verrats und bedrohte ihn mit gezückten Messern. Nur mit Mühe wurde Blutvergießen vermieden.

Die Kraftprobe war im Sinne Jesups ausgefallen, die Schreckensherrschaft der niederen Volksmasse, der er sich bediente, befestigt. Jetzt konnte man geradeswegs auf das Ziel, die Bestrafung der angeblichen Verräter, losgehen. Die noch widerstrebenden Sechziger wurden durch Einschüchterung dazu gebracht, die Sache der Bürgerschaft vorzulegen. Und schon am nächsten Tage (24. Sept.) wurde unter dem Druck der auf dem Markte mit Panzer und Wehr unter den Kleidern versammelten Ämter nebst ihrem Anhang die Verhaftung des Ratsheeren Heinrich von Haren durchgesetzt. Der erste Bürgermeister Johann Banzlow entging diesem Schicksal noch, da sich zwei aus den Sechzigern für ihn einsetzten. Als er sich aber am nächsten Tage durch die Flucht in Sicherheit zu bringen suchte, wurde er nahe vor dem Mecklenburger Thor eingeholt und gefesselt in die Stadt zurückgebracht. Jetzt war auch sein Schicksal besiegelt. Nach einem Gerichtsverfahren, dessen — wie es scheint — regelrecht beobachtete Form diesen Mord nicht beschönigen kann, wurde er am 18. November auf dem Markte enthauptet, nahe der Stelle, wo Heinrich von Haren schon am 31. Oktober auf die gleiche Art den Tod erlitten hatte.

Indessen waren auch in Rostock die Dinge in Fluß gekommen, nicht in der gewaltfamen und blutigen Art wie in Wismar, aber trotzdem mit viel rascheren entscheidenden Ergebnissen für die Stadtverfassung. Auch an der Warnow war der Ausschuß der Sechziger — 30 aus der Kaufmannschaft und 30 aus den Ämtern — wieder aufgelebt. Er knüpfte an den alten Bürgerbrief von 1408 an und erneuerte ihn in der Art, daß fortan die Geschlechter völlig vom Rat ausgeschlossen sein sollten. Als er aber vom Rat die Besiegelung dieses neuen Bürgerbriefes verlangte, flohen alle vier Bürgermeister aus der Stadt (Mitte Oktober). Damit hatte das letzte Stündlein des alten Rates und der alten Stadtverfassung geschlagen. Ein neu erwählter Rat eröffnete seine Tätigkeit mit der Bestätigung der neuerrungenen bürgerlichen Freiheiten (22. Febr. 1428).

Auch in Wismar kehrte die Bewegung, nachdem die ersten unschuldigen Opfer gefallen waren, ihre Spitze deutlich gegen den Rat. Um ihrer eigenen Sicherheit willen mußten die Führer nach Befestigung ihrer Macht streben. Die konnten sie aber nur durch den Sturz des alten und Errichtung eines neuen, den Bürgern und Amtsmeistern zugänglichen Rates erlangen. Das Mittel dazu fand man endlich in dem Bündnis, das von der Hanse 1423 mit dem Dänenkönig geschlossen, jetzt längst durch den ausgebrochenen Krieg außer Geltung gesetzt war. Man entblödete sich nicht, den Rat deswegen des Hochverrats zu bezichtigen. Der Herzogin Katharina, vor die diese Klage gebracht wurde, mag die Gelegenheit, das längst in ihren Seestädten auf die tiefste Stufe gesunkene landesherrliche Ansehen wieder zu heben, nicht unwillkommen gewesen sein. Am 3. Januar 1428 erschien sie mit ihrem Vormundschaftsrat in der Stadt und sah dort mit eigenen Augen, wie Jesup durch den Schrecken vor seinem bewaffneten Anhang zu herrschen wußte. Tags darauf war alles geregelt. Am 11. Januar wurde der alte Rat, den man nicht einmal zu den Verhandlungen zugelassen hatte, schimpflich aus dem Ratsstuhl

gewiesen, den darnach der neugewählte, aus 16 Bürgern und 8 Amtsmeistern bestehende Rat einnahm. Er leistete der anwesenden Herzogin, auf deren Wink dieser dem alten Rat trotz seiner demütigen Bitte nicht erlassene Stuhlwechsel vor sich ging, sogleich den Huldigungs Eid. Und auch in Rostock schien die neue Ordnung der Dinge die Billigung der Herzogin finden zu sollen. In ihrem Namen erklärte Ritter Bernd von Plessen nach gerichtlichem Verfahren die entwichenen Ratsglieder, da sie dem Dänenkönig die Stadt Rostock verschrieben hätten, aller ihrer Lehen und Eigen im Lande verlustig (16. Jan.).

So leicht, wie es jetzt den Anschein hatte, sollte die Volkspartei der Städte doch nicht triumphieren. Das vergossene Blut Unschuldiger neben viel anderer Ungerechtigkeit schrie gen Himmel. Jedenfalls hatte der neue Rat zu Wismar keinen leichten Stand. Die Gewaltmittel, mit denen er sich endlich durchgesetzt hatte, konnten ihm doch nicht das Ansehen verschaffen, dessen sich einst die Alten erfreut hatten. Jetzt mußten beide Städte dem immer noch nicht beendeten Krieg der Hanse gegen Dänemark verdoppelte Anstrengungen widmen. Lübeck schaute sogar schon nach der Kriegshülfe der sächsischen, westfälischen und märkischen Städte, namentlich auch des mächtigen Köln aus. Und während die verstärkten Rüstungen des Dänenkönigs, ja ein anfangs 1429 als unmittelbar bevorstehend gemeldeter Angriff desselben auf die im Wismarschen Tief liegenden Schiffe und auf Poel zu erhöhter Bereitschaft der Seewehr und zu Maßregeln zum Schutz der Küste nötigten, wurden die Städte gleichzeitig von der Landseite her durch die Stargarder, Werler und Pommern, König Erichs Bundesgenossen, beunruhigt. Und gerade jetzt begannen die Blut- und Gewalttaten verderbliche Folgen zu gebären. Johann Banzkows Söhne hatten sich, nachdem ihr unglücklicher Vater von Galgen und Rad, auf die seine Verurteilung lautete, zum Schwerte begnadigt war, noch am Hinrichtungstage jeder Ansprache an die Stadt wegen dieser Bluttat begeben. Aber in Lübeck, dem jüngeren der Söhne, war die Stimme des Bluts mächtiger als die Rücksicht auf seine eidlich bekräftigte Urfehde. Alle Gewalten, von denen er eine Sühne der schrecklichen Tat erhoffen durfte, ging er an. Die Wirkung seiner Bemühungen zeigte sich bald: am 4. Oktober 1428 verhängte König Sigismund die Reichsacht über die Stadt. Und am 4. April ergingen zugleich zwei Briefe der heiligen Feme, der eine vom Grafen Heinrich zu Waldeck, der andere vom Freigrafen Kurt Kube zu Sachsenhausen, Genugthuung verlangend und mit dem freien Gericht drohend. Die Sache begann ernst zu werden. Der wismarsche Rat trat unter Vermittlung Lübecks und der Herzogin Katharina in Verhandlungen mit Lübecke Banzkow und dem Grafen von Waldeck. Und nun traf noch ein neues kaiserliches Mandat ein, das unter schweren Drohungen die ganze Neuerung im Stadtwesen verwarf und die Herzogin sowie Lübeck mit der Vollstreckung betraute.

Dem jetzt von allen Seiten gegen die Stadt heranziehenden Unwetter allein und von allen Freunden verlassen zu trohen, wäre Wahnwitz gewesen. Nach langwierigen Verhandlungen gelang es der Herzogin Katharina,

derselben Fürstin, die noch vor kurzem an dem Siege der Volksbewegung über den alten Rat entscheidend mitgewirkt hatte, im Verein mit den verbündeten Städten Lübeck, Hamburg, Stralsund und Lüneburg, die Stadt zur Nachgiebigkeit, d. h. zur Preisgabe aller freiheitlichen Errungenschaften dieser stürmischen Zeit zu bewegen. Als mit dem 19. März 1430 der Tag der Sühne angebrochen war, erschien die Herzogin wieder mit ihren Söhnen in Wismar. Die Stadt bot ein anderes Bild als bei der letzten Anwesenheit der Fürstin: keine einschüchternden Aufzüge bewaffneter Volkshaufen, wie sie damals die Herzogin erschreckt hatten! Dies Werk gerechter Vergeltung durchzuführen, bedurfte es nicht der Gewaltmittel, die einst der Herrschaft der aus der Masse Emporgehobenen den Weg hatten bahnen müssen. Und als nun unter den Augen der Fürstin der einst von ihr selber in herb verletzender Feierlichkeit eingesetzte neue Rat dem alten Geschlechterrat den Stuhl wieder einräumen mußte, aus dem dieser einst mit Schimpf und Schande verwiesen war; als die Sechziger entsetzten und der abgesetzte Rat im Namen der Stadt den Söhnen und Angehörigen der beiden Enthaupteten auf öffentlichem Marktplatz Abbitte tat; als die beiden geschmückten Särge in feierlichem Opfergang mit Seelenmessen in der Marienkirche zu Grabe geleitet und darnach drei Pilgersfahrten nach St. Ewald zu Thann im Elsaß, nach Rom und nach St. Jago di Compostella, die Errichtung einer Sühnekapelle zu St. Marien und eines steinernen Kreuzes am Orte der Bluttat und endlich die Entschädigung der Söhne Banzkows mit 600 rheinischen Gulden für die bei Verfolgung ihres Rechts aufgewandten Kosten angeordnet wurde, — da waren zwei Tage der Versöhnung über die Stadt dahingegangen, die dem schon so lange von Parteikämpfen erschütterten Gemeinwesen nach schweren Zeiten endlich wieder den inneren Frieden schenkten. Die Herzogin aber hatte auch aus diesem neuen Umschwung der Dinge wieder eine Stärkung des landesherrlichen Ansehens zu gewinnen verstanden: Jetzt huldigten ihr nicht allein die wiedereingesetzten Glieder des alten Rats, sondern auch alle Bürger und Einwohner leisteten ihr den Eid der Treue.

Schwerere Anstrengungen erforderte jetzt noch die Entwirrung der Rostocker Angelegenheit. Hilfsgesuche der geflüchteten Ratsherren gaben der Herzogin die Gelegenheit, auch hier einzugreifen. Aber ihr erster Anschlag ging fehl; als sie die Halsstarrigkeit der Stadt durch Anwendung von Zwangsmaßregeln zu brechen, im August 1430 mit einem Heere vor Rostock erschien, gelang ihr die beabsichtigte Überrumpelung nicht. Die Stadt war rechtzeitig vom Fürsten Wilhelm von Wenden gewarnt worden. Die Herzogin konnte nur Warnemünde niederbrennen und den Zugang zum Hafen durch versenkte Schiffe sperren. Die Rostocker Sendeboten aber, die gerade zu Nyköping an den Friedensverhandlungen der Hanse mit Dänemark teilnahmen, beeilten sich, einen Separatfrieden zu schließen. Darnach gab ihnen König Erich 300 Krieger mit. Und an den Verwüstungen, die jetzt von Rostock aus an den umliegenden Dörfern, Höfen und Städten verübt wurden, ersah die Herzogin bald, welchen starken Rückhalt die Stadt gewonnen hatte. Ihr blieb nichts übrig, als mit ihr

Frieden zu schließen, den neuen Rat anzuerkennen und dem alten jeglichen Schutz und Geleit in ihrem Lande zu versagen (15. Oktober). Und nur wenige Tage später (21. Oktober) erging auf die von Rostock in der Bedrängnis des herzoglichen Überfalls eingereichte Klage ein Befehl des Königs Sigismund an Herzog Kasimir von Pommern-Stettin, die Stadt gegen alle Feindseligkeiten, die ihr wegen des mit dem Dänenkönig geschlossenen Vergleichs, namentlich durch Beschädigung des Warnemünder Hafens zugefügt waren, in Schutz zu nehmen. Die Stadt hatte keinen Feind mehr zu fürchten, als auch Wartislav und Barnim von Pommern Frieden mit ihr geschlossen hatten (24. November) und kurz darauf Kasimir sein kaiserliches Mandat verkündete, wobei er besonders die wegen Rostocks Sonderabkommen mit Dänemark erzürnten Hansestädte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar und Stralsund, sowie die entwichenen Ratsglieder ermahnte, sich bis zur Fällung des kaiserlichen Urteils aller Feindseligkeiten zu enthalten.

Rostock hatte auf der ganzen Linie gesiegt! Aber sein Erfolg hielt nicht lange vor. Schon hatte auch der alte Rat sich klagend an den römischen König gewandt, und dieser hatte nun doch die Städte Stralsund und Wismar beauftragt, von der Stadt die Wiedereinsetzung des alten Rats zu fordern. Rostock suchte sich hinter dem älteren, an Kasimir gerichteten kaiserlichen Mandat zu verschanzen. Aber es half wenig; am 23. März 1431 verhängte Sigismund über die widerspenstige Stadt die Reichsacht, die bald zur Aberacht verschärft wurde. Und nun folgten Schlag auf Schlag neue widrige Entscheidungen: Abt Balduin vom Lüneburger Michaeliskloster erkannte als Beauftragter des Baseler Konzils auf Wiedereinführung des alten Rats. Die Appellation der Stadt an den Papst wurde vom Konzil unter Verhängung des Interdikts verworfen. Papst Eugen IV. selber entschied gegen sie. Und zum Überflus hatte das kaiserliche Hofgericht auf die Klage der Brüder Joachim und Heinrich Witte wegen der Vertreibung und Beraubung ihres Vaters, des inzwischen verstorbenen Bürgermeisters Heinrich Witte, nochmals Acht und Aberacht auf die Stadt gehäuft.

Die Lage der Stadt hatte sich in kurzem fast in ihr Gegenteil verkehrt. Jedermann war berechtigt, ihr und ihrer Bürger Gut anzugreifen, wo immer er es fand. Und die vertriebenen Ratsglieder säumten nicht, von Wismar und Lübeck aus von dieser Befugnis ausgiebigen Gebrauch zu machen. Die Pfarrer der vier Kirchen hatten die Stadt verlassen, doch kam das Verbot aller gottesdienstlichen Handlungen nicht zu voller Durchführung, da Bedrohung und Einschüchterung von der zurückgebliebenen Geistlichkeit Übertretungen erzwang. Und wenn auch fürs erste niemand daran dachte, zur Vollstreckung von Acht und Aberacht die Stadt selber anzugreifen, so war es doch schon schlimm genug, daß sich in dieser immerhin unsicheren Lage niemand in ihrer Nähe finden ließ, der ihr zur Stütze hätte dienen können. Die Hansestädte grollten noch immer, weil Rostock sie bei den dänischen Friedensverhandlungen im Stich gelassen hatte. Jetzt suchten sie, nachdem Rostock ihr Vermittlungsanerbieten schroff zurückgewiesen hatte, sogar den Dänenkönig, mit dem sie inzwischen endlich

zum Frieden gelangt waren (17. Juli 1435), zu veranlassen, ihrer treulosen Bundesgenossin seine Reiche zu verschließen, bis sie sich den Geboten von Kaiser und Papst unterworfen hätte. Und auch an ihrer Herzogin Katharina konnte, trotz des mit ihr so schnell wiederhergestellten Friedens, die unglückliche Stadt keinen Halt finden. Ihr Verhältnis hatte sich durch diesen Frieden eher verschlechtert als verbessert. Gleich nach seinem Abschluß hatte Katharina schon bitter geklagt (14. Nov. 1430), er sei ihr nur durch die Drohung abgepreßt worden, daß Rostock sich sonst ganz unter fremde — jedenfalls dänische — Herrschaft begeben und ihr Land durch feindliche Einfälle schonungslos verwüsten würde.

So war es nur noch König Erich von Dänemark, von dem die Stadt trotz seiner den Hansestädten gegebenen gegenseitigen Zusage Rückhalt und Schutz erwarten durfte. Aber auch er konnte dem Fortgang des Unheils nicht steuern, konnte nicht verhindern, daß das Baseler Konzil (28. Sept. 1436) der Universität den gewünschten Fortzug aus der gebannten Stadt freistellte, daß (1437) Kaiser Sigismund strenge Befehle zur Vollstreckung der Acht an Erzbischof Balduin von Bremen sowie die Herzöge Wilhelm von Braunschweig und Adolf von Schleswig erließ, daß endlich der deutsche Orden und die livländischen Städte mit Feindseligkeiten drohten. Auch das brachte die steifnackigen Rostocker noch nicht zum Einlenken. Da brach ihre letzte Stütze: König Erich, längst bei seinem Volke in Haß und Verachtung gesunken, war endlich vollends gestürzt. Der dänische Reichsrat, der ihm in aller Form von Lübeck aus Treue und Gehorsam auf sagte (24. Juni 1439), verpflichtete sich zwei Tage später den Hansestädten, vom 10. August an mit Beschlagnahme der Rostocker Güter vorzugehen, wenn die Stadt bis dahin nicht den Befehlen des Kaisers und der Kirche Folge geleistet hätte. Da gab die Stadt ihren nutzlosen Widerstand auf. Durch Vermittlung der jungen Söhne Katharinens, der Herzöge Heinrich IV. und Johann V., die 1436 die Herrschaft angetreten hatten, kam es zwischen den Hansestädten und den städtischen Parteien endlich (29. September) zur Ausöhnung: die vertriebenen Ratsglieder wurden wieder aufgenommen und mit dem neuen Rat vereinigt. Die Sechziger verloren auch ohne förmliche Auflösung alle Bedeutung.

Nun folgte rasch die Lösung vom Interdikt. Aber dafür ließen andere notwendige Regelungen um so länger auf sich warten. Die 1437 nach Greifswald übergesiedelte Universität konnte nicht zurückkehren, weil die über ihren Auszug immer noch zürnende Stadt ihre Wiederaufnahme verweigerte. Erst Ostern 1443 durfte sie wieder in die alte Stätte ihres Wirkens einziehen, mußte aber für die Dauer von 200 Jahren auf ihre Jahresrente von 800 Gulden verzichten. Einige der Professoren wollten so harte Bedingungen nicht auf sich nehmen; sie blieben in Greifswald und wurden der Grundstock der dort später (1456) begründeten Universität. Erst Ende 1443 (11. Dezember) wurde die Stadt aus Acht und Aberacht gelöst. Die Verhandlungen über die Zahlung des Achtschazes, den die Herzöge nach kaiserlicher Bewilligung in Höhe von 6000 rheinischen Gulden forderten, und über die 5000 lübische Mark, die die vertriebenen

Ratsglieder für ihre Wiedereinführung verheißen hatten, zogen sich so lange hin. Sie kamen erst zum Abschluß, als der Nachschuß auf die Hälfte ermäßigt wurde. Aber andere Privatverbindlichkeiten und Schadenersatzforderungen, die der Stadt aus dieser unruhigen Zeit erwachsen waren, lasteten noch lange auf ihr. Erst 1454 waren sie alle erledigt.

* * *

Unter den wenigen, die sich Klostocks in der Zeit der Bedrängnis angenommen hatten, tritt nächst dem Dänenkönig Fürst Wilhelm von Wenden hervor. Er war als einziger vom Güstrower Zweige des merleschen Hauses übriggeblieben, nachdem seine Brüder Johann VII. († 1. Sept. 1414) und Balthasar († 5. April 1421) unbeerbt dahingefahren waren. Und seitdem auch sein Vetter Christoph, der letzte Mann des warenischen Zweiges, im Gefecht bei Britzwall (August 1426) den Tod gefunden hatte, vereinigte er als letzter des ganzen Hauses beide Teile der Herrschaft in seiner Hand. Zehn Jahre lang hatte er über dem wiedervereinigten Erbe seines Ahns Nicolaus I. gewaltet, da schied auch er aus dem Leben (7. September 1436), außer seiner zweiten Gemahlin Sophie, der Tochter des Herzogs Wartislav VIII. von Pommern-Barth, nur eine Tochter Katharina hinterlassend, die er nebst ihrer Mutter noch tags zuvor leztwillig zur Erbin des Fürstentums eingesetzt hatte.

Nur wenige Tage nach dem Erlöschen des merleschen Mannsstammes, der zweihundert Jahre lang über einen gesonderten Teil des alten Obotritenerbes geherrscht hatte, ging die Regentschaft der Herzogin Katharina zu Ende (27. Septbr. 1436). Ihre beiden volljährig gewordenen Söhne, Heinrich IV. und Johann V., durften mit einer glückverheißenden Tat ihre Herrscherlaufbahn beginnen. Gemäß der Erbverbrüderung von 1418 nahmen sie sich mit ihren Stargarder Vettern, Johann III. und Heinrich, der zur Unterscheidung von dem jungen Schweriner Herzog der Ältere genannt wurde, des verwaisten Fürstentums an. Am 22. November nahmen die vier Herzöge beider Linien zu Güstrow die Erbhuldigung der Prälaten, Mannen und Städte des ihnen erblich angefallenen Landes Wenden entgegen, indem sie ihrerseits gelobten, das Land niemals zu teilen, sondern es als gemeinsamen Besitz zu beherrschen. Die Erbansprüche der jungen Fürstin Katharina wurden von den Ständen auf 20 000 rheinische Gulden abgeschätzt, wofür ihr die Vogteien Güstrow und Laage verpfändet wurden. Ihre Mutter Sophie und die von der warenischen Linie nachgebliebene bejahrte Mirislava, die Dekanin des Klosters Quedlinburg, wurden mit Leibgedingen oder Leibrenten abgefunden. Und nun durchzogen die Herzöge in feierlichem Umritt bis gegen Ende Januar 1437 das ganze wendische Land, in allen Städten: Malchow, Waren, Parchim, Malchin, Penzlin, Teterow, Neufalen und Plau — die Erbhuldigung mit der Versicherung der Unteilbarkeit des Landes und der Bestätigung der alten Freiheiten und Privilegien beantwortend.

Aber die Besitzergreifung der mecklenburgischen Herzöge blieb nicht unangefochten. Kurfürst Friedrich von Brandenburg betrachtete sich nach der Huldigung, die ihm 1415 Balthasar von Werle geleistet hatte, als Lehensherrn des Landes und beanspruchte jetzt dessen Heimfall als erledigtes Lehen. Er brachte die Sache vor den Kaiser, und dieser befahl sogleich (7. Nov. 1436) den Prälaten, Mannen und Städten im Lande Wenden, sich an den Markgrafen zu halten, dem ihr erledigtes Land angefallen sei. Als dieser kaiserliche Befehl anlangte, hatte das Land sich schon huldigend den vier Herzögen zugewandt; es hatte auch durchaus keine Neigung, sich den Ansprüchen Brandenburgs zu fügen, betonte vielmehr durch eine von Parchim aus (25. Nov. 1437) an den Kaiser gerichtete Vorstellung auf das entschiedenste seine Zugehörigkeit zu Mecklenburg und sprach ebenso bestimmt der Huldigung Balthasars jede Rechtskraft ab, da sie ohne Einwilligung seines Bruders, seines Veters sowie der Landstände vor sich gegangen und seither niemals in Anwendung gekommen war.

Der so scharf zugespitzte Gegensatz scheint doch die freundschaftlichen Beziehungen Mecklenburgs und der Mark nicht in ihr Gegenteil verkehrt zu haben. Das Rechtsverfahren, das Kaiser Sigismund angesichts der vollendeten Tatsache der Vereinigung noch einleitete, blieb schon durch den bald erfolgenden Tod des Kaisers (9. Dez. 1437) in den Anfängen stecken. Indessen regelten die Herzöge mit dem Markgrafenhause freundschaftlich ihre gemeinsamen Angelegenheiten, trugen Sorge für die immer noch darniederliegende öffentliche Sicherheit, vereinigten sich besonders zum Schutz der so schwer dadurch heimgesuchten Pilgrime und legten friedlich die Grenzfehde bei, die durch Räubereien der Rohrs aus ihrem Schlosse Neuhausen entstanden, zu dessen Zerstörung durch die Mecklenburger und zur Einnahme des Schlosses Stavenow durch die Rohrs geführt hatte. Die enge Familienverbindung, in die eben erst (1436) die Mecklenburger und Hohenzollern durch Heinrichs des Jüngeren von Schwerin Ehe mit der Kurfürstentochter Dorothea getreten waren, trug doch ihre Früchte. Aber die Hohenzollern waren weit entfernt, ihre Ansprüche für immer aufzugeben; sie hatten sie nur für günstigere Zeiten zurückgestellt. Und bald genug sollte sich eine Gelegenheit finden, wo sie die alte Rechnung mit besserer Aussicht auf Erfolg wieder vorlegen konnten.

Einstweilen hinderte die vier Herzöge niemand, sich in dem gemeinschaftlichen Erbe häuslich einzurichten. Das Schloß und Borwerk Stavenhagen hatten sie alsbald nach dem Erbfall unter sich geteilt (15. Jan. 1438). Und das Schloß Wredenhagen, das nebst Plau schon seit 1418 ihr gemeinschaftliches Pfand war, wurde auf drei Jahre dem Stargarder Herzog Heinrich dem Älteren überlassen, sollte aber ihnen allen offen stehen. Im übrigen einigten sie sich zu Plau (2. Dezbr.) über den gemeinschaftlichen Genuß des Gewonnenen, die Teilung der Einkünfte und Hebungen, die Einlösung des verpfändeten Guts unter gleicher Teilung der Kosten, die abwechselnde Besetzung der geistlichen Lehen. Besonders aber waren sie entschlossen, alle wegen des Landes Wenden entstehenden Kriege mit

vereinten Kräften abzuwehren. So bildete die neue gemeinschaftliche Erwerbung ein starkes einigendes Band für die beiden getrennten mecklenburgischen Herrschaften, deren auseinandergerissene Gebietssteile sie zugleich zu einem wohlhabgerundeten Ganzen zusammenschloß, ihre spätere Vereinigung vorbereitend.

Da wuchs sich eine der vielen Grenzaufereien, in die der streitlustige Herzog Heinrich d. A. von Stargard mit der Stadt Anklam verwickelt war, zu einer schweren Fehde zwischen Pommern und Mecklenburg aus. Brandenburg schlug sich auf Pommerns Seite. Seine noch unbefriedigten Ansprüche auf Wenden, vielleicht auch Anforderungen, die es aus dem inzwischen erfolgten Tode seines einstigen Gefangenen und nachherigen Vasallen, des Herzogs Johann von Stargard († 31. Dezbr. 1438), herleiten mochte, machten es ihm wohl schwer, einer solchen Gelegenheit zu widerstehen. Am 11. April 1440 wurde zu Prenzlau zwischen dem jüngeren Markgrafen Friedrich und dem Herzog Joachim von Pommern-Stettin der Feldzugsplan vereinbart: am Sonntag nach Johannis sollten die Pommern vor Woldegk und die Brandenburger vor Lychen mit ganzer Macht erscheinen, mit ihrem größten Geschütz, möglichst vielem Pulver und Steinen und allem nötigen Kriegsmaterial wohl ausgerüstet. Ihrer vereinten Macht konnte der Stargarder — trotz der von den Schweriner Bettern geleisteten Hilfe — nicht standhalten. Woldegk und Lychen fielen sogleich in die Gewalt der Feinde; die Festen Helpte und Galenbeck folgten, und schon nach wenigen Tagen war der Markgraf bis nahe an Friedland vorgeedrungen. Da gab Herzog Heinrich den aussichtslosen Kampf auf. Am 5. Juli erlangte er vom Markgrafen zu Ahrensdorf vor Friedland den Frieden, indem er ihm sämtliche eroberten Städte und Schlösser nebst dem Kloster Himmelpfort abtrat. Mit den pommerischen Herzögen Wartislaw, den beiden Barnim und Joachim kam es vorerst nur zum Waffenstillstand. Der endgültige Friede sollte durch einen auf Michaelis angeetzten Schiedsspruch des Kurfürsten Friedrich über alle die Friedensbrüche, deren beide Teile sich gegenseitig beschuldigten, herbeigeführt werden. Aber der Kurfürst starb unmittelbar vorher (21. Sept.). So einigte man sich schließlich dahin, daß die beiderseitigen Räubereien gegen einander ausgeglichen sein sollten.

Einen wirklichen greifbaren Gewinn wußten nur die Brandenburger aus diesen Zerwürfnissen und aus dem Faustpfande, dessen sie sich bemächtigt hatten, zu ziehen. Auf einer Zusammenkunft mit den drei Herzögen beider mecklenburgischen Linien brachte es der junge Kurfürst Friedrich II. am 12. April 1442 in Wittstock zu einem vollen Einverständnis über alle zwischen beiden Ländern schwebende Fragen. Indem er alle Ansprüche auf das Land Wenden gegen Zahlung von 5000 rheinischen Gulden endgültig aufgab, seine Hälfte von Woldegk und Helpte wieder zurückgab und Herzog Joachim von Pommern zur Rückgabe der an ihn gekommenen anderen Hälfte zu veranlassen versprach, gewann er für sich und sein ganzes Haus ein unanfechtbares Erbrecht am Gesamtbesitz beider mecklenburgischen Linien. Lychen und Himmelpfort blieben für immer in der Hand der Markgrafen.

Außer diesem geringen Landzuwachs und der Geldentschädigung war es allerdings nur eine Zukunftsaussicht, die das markgräfliche Haus gewann. Aber in den Tagen dieses Abschlusses und auch im nächsten Monat (8. u. 9. Mai), als er zu Perleberg durch ein Bündnis und einen Schiedsgerichtsvertrag bekräftigt wurde; als Abgesandte aller mecklenburgischen Lande das Zugeständnis ihrer Herzöge bestätigten, indem sie dem Kurfürsten und seinem Hause die Erbhuldigung leisteten für den Fall, daß der Mannesstamm in Niclots Geschlecht einst erlöschen würde; und als später in den einzelnen Teilen der mecklenburgischen Herrschaften die versammelten Stände diese Eventualhuldigung vor Bevollmächtigten des Kurfürsten wiederholten, da dachte wohl niemand, daß vier Jahrhunderte und mehr dahingehen würden, ohne daß sich die aus ungewisser Zukunft lockende größere Aussicht, um derentwillen Brandenburg auf ein naheliegendes, allerdings nur durch schweren Kampf zu erreichendes Ziel verzichtet hatte, zur Wirklichkeit gestaltet hätte.

Und gewiß war es auch für die beiden mecklenburgischen Herrschaften kein ganz wertloses Ergebnis, den Besitz des gemeinsam ererbten Landes Wenden, den es gegen den übermächtigen Nachbarn doch auf die Dauer kaum hätte behaupten können, jetzt von diesem verbürgt und kurz darauf vom römischen König Friedrich III. in feierlicher Belehnung bestätigt zu sehen und zugleich einen nach ihrem Gut trachtenden, unzuverlässigen Nachbar in einen eng, fest und dauernd verbundenen Freund verwandelt zu haben, in dessen eigenstem Interesse es jetzt lag, jede Schmälerung der mecklenburgischen Herrschaften, die ja zugleich eine Schmälerung seiner eigenen Erbausichten bedeutet hätte, abwehren zu helfen. Dies Ergebnis war mit der ausbedungenen Geldsumme und mit der geringfügigen Landabtretung gewiß nicht zu teuer bezahlt.

Mochten nun auch Fehden und Grenzräubereien hüben und drüben ihren Fortgang nehmen — die mußte man zu jenen Zeiten als unvermeidliches Übel hinnehmen; die Hauptsache war doch, daß nach den Wittstock-Perleberger Vereinbarungen Mecklenburg von seiner mächtigsten Nachbarherrschaft selber nichts zu befürchten hatte, daß es, nach anderen Seiten in Kämpfe verwickelt, keinen heimtückischen Überfall von Süden her gewärtigen mußte. Und der Stargarder Herzog Heinrich säumte nicht, diese glücklich gewonnene Rückendeckung zu benutzen, indem er Zwistigkeiten seiner Vasallen mit Ordensrittern und dadurch hervorgerufene Beschädigungen seines Landes zum Anlaß einer großen Fehde wider den Deutschorden nahm. Gegen Neujahr 1443 überfiel er die ahnungslose, von Sigismund schon zu Anfang des Jahrhunderts der Mark entfremdete und in den Besitz des Deutschordens gelangte Neumark, die von Heinrichs unmittelbar zuvor an den Hochmeister gesandten Absagebrief noch keine Kunde haben konnte. Für die geschehene Beraubung, Plünderung und Brandschatzung durch friedliche Unterhandlungen Genugthuung zu erlangen, wollte dem Orden nicht gelingen, obwohl Herzog Spachim von Stettin und Herzog Bogislav von Stolp sich einem Bündnis mit ihm nicht abgeneigt zeigten und sogar Markgraf Friedrich und sein jüngerer gleichnamiger Bruder

trotz ihrer alten Besitzansprüche auf die Neumark sich bereitwillig zur Vermittlung erboten. Aber alle gütlichen Verhandlungen scheiterten an der Widerpenstigkeit und den Winkelzügen des Stargarders. Und schon näherte sich ein Ordensheer den Grenzen seines Landes, um für die widerfahrene Unbill blutige Vergeltung zu üben, als der Kurfürst von Brandenburg sich ins Mittel legte, indem er erklärte, eine Verwüstung der Lande, die ihm Erbhuldigung geleistet hätten, nicht dulden zu können. Aber auch jetzt gelang es dem Kurfürsten noch nicht, den Stargarder zu einem friedlichen Vergleich zu bringen; der war von jedem Entgegenkommen noch so weit entfernt, daß er für sich eine Entschädigung verlangte, dem Orden aber jeden Schadenersatz weigerte. Erst die Vermittlung seines Schwiegervaters Bogislav von Stolp brachte es endlich (9. Aug. 1445) dahin, daß der Friede zustande kam, daß der Herzog sogar — unter Verzicht auf alle seine Ansprüche — den Orden in seinen Fehden mit 50 Gewaffneten zu je drei Pferden und mit Öffnung eines Schlosses oder einer Stadt unterstützen zu wollen versprach. In der Neumark hat man aber noch jahrelang vor erneuten Überfällen des rauflustigen Stargarders gebangt.

Ein gewisses Mißtrauen gegen ihn war in der That nicht ganz unberechtigt; hatte er doch kein Arg darin gefunden, sich von der Hoffnung auf Lychens Wiedergewinnung verleitet mit den Pommernherzögen in ein Bündnis wider den Markgrafen, seinen eigenen Bundesgenossen, einzulassen (8. Okt. 1448), unmittelbar nachdem dieser unverdrossen die ehrlichste Mühe für die Beilegung seines Streites mit dem Orden aufgewandt und ihn sogar vor dessen drohendem Vergeltungszug bewahrt hatte! Selbst Heinrich der Jüngere oder der Dicke, wie man ihn gewöhnlich nennt, der seit dem um die Wende des Jahres 1442/43 erfolgten unbeerbten Tode seines Bruders Johann V. allein über die Schweriner Herrschaft gebot, hatte es weit von sich gewiesen, an der vom Zaun gebrochenen Fehde seines Stargarder Betters wider den Orden teilzunehmen. Und doch wurde er in solchen Dingen sonst selber nicht von übertriebenen Bedenken geplagt. Bald mußte er sich selber von dem jüngeren Markgrafen Friedrich den Vorwurf machen lassen, sich fast genau um dieselbe Zeit, da der Stargarder sich mit den Pommernherzögen einließ, an einem der vielen räuberischen Einfälle in die Mark trotz des bestehenden Bündnisses persönlich „mit aufgeschlagenen Bannern“ beteiligt zu haben (16. Okt. 1448). Dies Bündnis hinderte ihn auch später (1451) nicht, zusammen mit dem Stargarder Heinrich eine hitzige Fehde mit demselben Markgrafen anzufangen, die erst im Jahre darauf durch den Dänenkönig Christian, den älteren Markgrafen und Kurfürsten Friedrich und andere mit Mühe geschlichtet wurde. Und als um dieselbe Zeit der Streit zwischen dem Magdeburger Erzbischof und seinem Havelberger Suffragan über den schamlosen Unfug, der vor den wundergläubigen Gemüthern der Wallfahrer mit dem Wilsnacker heiligen Blut getrieben wurde, in eine wüste Fehde ausartete, mußten die beiden Mecklenburger Heinriche auch zum Schutze des weniger frommen als einträglichen Wunders dabei sein.

Friedlicher waren also die Zeiten seit der brandenburgisch-mecklenburgischen Verständigung keineswegs geworden: die Hansestädte hielten wegen des unerträglichen Straßenraubes Tagfahrten mit dem Schweriner Herzog, der selber in eine Fehde mit seinen Vasallen, den Plessen auf Lübz, verwickelt war. Die Crivitzer Stralendorffs vereinbarten zwischen beiden Teilen, als wären sie gleichberechtigte kriegsführende Mächte, Stillstand und Tagleistung (11. Aug. 1447). Kurz darauf finden wir die Knappen Otto Parsow und Lüdeke Welzin in der Gefangenschaft des Klosters Doberan: sie hatten in Farpen Pferde geraubt. Lange Schadenlisten rechneten wieder die Räubereien von Brandenburgern in Mecklenburg und von Mecklenburgern in Brandenburg gegen einander auf. Und auch im mecklenburgisch-pommerschen Grenzgebiet war die Unsicherheit so groß, daß die Städte Prenzlau, Pasewalk, Anklam, Templin, Neuangermünde, Stralsburg, Uychen, Neubrandenburg und Friedland sich am 24. Juli 1449 zu einem Bündnis wider „Straßenräuber, Pferde- und Kuhdiebe, Nachtpöcher, Mordbrenner und andere Friedensstörer“ zusammenschlossen. Aber für solche Bündnisse, die Städte verschiedener Herrschaften mit einander verbanden, war der Fürstenstand nicht eingenommen. Der Hanse hatte man solches nicht wehren können. Um so schärfer trat man gegen alle Neubildungen dieser Art auf. Und auch jetzt antworteten sogleich (24. August) die beiden Mecklenburger Heinriche und die Pommernherzöge Wartislaw, die beiden Barnim und Joachim mit einem Bündnis, einander wider die Städte, die sich im Bunde mit auswärtigen Städten gegen sie setzen würden, mit je 300 Bewaffneten zu unterstützen.

Aber kaum geschlossen, ging dieser Fürstenbund wieder in die Brüche. Herzog Joachim von Stettin konnte sich schon nach Jahresfrist nicht mehr enthalten, vom Teterower Markte heimkehrende Rostocker Bürger zu greifen und zu „schinden“. Die mecklenburgischen Herzöge antworteten mit der Einnahme des Grenzschlosses Kummerow. Und kaum war hier die Fehde beigelegt und den Mecklenburgern das eroberte Schloß bis zur Erstattung der Entschädigungssumme als Pfand zugesprochen (29. Aug. 1450), da fielen beide Heinriche mit vereinten Kräften über die entgegengesetzte Grenze in das Lübecker Gebiet bei Mölln, weil die Hansestadt sie gegen die Pommernherzöge nicht hatte unterstützen wollen, brannten und raubten Vieh und Menschen. Selbst an der pommerschen Grenze schuf dieser Friedensschluß keine Ruhe. Schon im Anfang des nächsten Jahres (14. Febr. 1451) hatte Herzog Barnim von Stettin wieder zu klagen über Räubereien aus dem Lande Gnoien und Wenden, und am 11. Mai gab es bei einem Überfall, den die Treptower Bürger auf der Wiese zu Warlin vollführten, nicht nur Gefangene auf beiden Seiten, sondern auch Tote.

So ging es ohne Aufhören weiter. Der langen Regierungszeit Heinrichs des Dicken wird sich der Ruhm nicht bestreiten lassen, in Häufigkeit und Wüsthheit der Fehden, in einer nahezu schrankenlosen Entfesselung des Räuberwesens alles bisher dagewesene in den Schatten gestellt zu haben. So sehr war schon die Herrschergewalt den Händen

dieses Fürsten entglitten, daß er auf Klagen der märkischen Städte Perleberg, Kyritz und Wusterhausen über Räubereien der Hahns seine Ohnmacht offen eingestand und erklärte, „es wäre ihm leid, aber er könnte nichts dazu tun, denn sie wollten ihn nicht hören“. Ja, er gestattete den märkischen Städten, in den mecklenburgischen Gütern der Hahns Vergeltung zu üben und sich schadlos zu halten! Solche Selbsthülfe der aus dem Nachbarterritorium Beschädigten wurde sogar zwischen der Mark und Mecklenburg vertragsmäßig festgesetzt (7. Febr. 1452) für den Fall, daß der Täter sich der Bestrafung durch seinen Landesherrn widersetze. Damit war allerdings — bei solcher Ohnmacht der Fürsten gegen das Unwesen — diesem Hinüber und Herüber von Raub, Brand und Totschlag erst recht Tür und Thor geöffnet.

Und nun entbrannte noch die durch so viele Grenzüberschreitungen mit Pommern geschürte Mißstimmung zu einer großen Fehde. Katharina, die einzige nachgelassene Tochter Wilhelms des letzten Fürsten von Wenden, war längst (1441) durch Zahlung der von den wendischen Ständen festgesetzten Summe von 20 000 rheinischen Gulden abgefunden und ihrer Pfandämter Güstrow und Saage entledigt worden. Jetzt sollte sie endlich ihrem schon seit 1444 Verlobten, Ulrich, des Herzogs Heinrich von Stargard einzigem Sohn, ehelich verbunden werden. Aber Herzog Wartislav von Pommern-Wolgast, der Erbe des inzwischen verschiedenen Barnim zu Barth und Rügen, bei dem die junge Fürstin mit ihrer Mutter, seiner Schwester, eine Zuflucht gefunden hatte, verweigerte die Herausgabe der Braut, der Abfindungssumme und der reichen, ihr von ihrem Oheim Barnim gewordenen Vermächtnisse. Der Reichtum der Braut war einer kleinen Krastanstrengung schon wert, und die beiden Vettern, der nächstbeteiligte Stargarder und der Schweriner Heinrich, waren untereinander völlig einverstanden, von den 20 000 Gulden ein gutes Teil für sich zu behalten, als sie nach vergeblichen Vermittlungshandlungen der Städte kurz vor Michaelis 1452 mit vereinten Kräften und unterstützt von Wismar und Rostock ins Land Barth einbrachen. Die Verwüstungen durch ihre überlegene Macht suchte Wartislav, dessen ungerechter Sache seine eigenen Städte die Unterstützung verweigerten, durch einen Einfall ins Land Stavenhagen und in den Neubrandenburgischen Werder zu rächen. Aber die schwere Schlappe, die er dabei erlitt, machte ihn geneigt, auf die Friedensverhandlungen einzugehen, die von den beteiligten Städten Stralsund, Rostock, Wismar, Greifswald und Demmin schon vorher angeknüpft, jetzt rasch zu glücklichem Ende gediehen (18. Jan. 1453). Die gerechten Forderungen der Mecklenburger sollten erfüllt, namentlich die Braut Katharina mit 21 500 Gulden nebst allem kostbaren Gewand, Geschmeide und Kleinodien herausgegeben werden. Aber Wartislav kehrte sich nicht daran. Die Fehde entbrannte von neuem. Im Juli drangen die beiden Heinriche ins Herzogtum Stettin ein, das mit der benachbarten Neumark schon monatelang vor ihren Rüstungen gezittert hatte. Das schwer bedrohte Oberstädtchen Garz schrie um Hülfe nach Armbrüsten, Steinbüchsen und Mannschaften. Wartislav aber fiel im September ins

Stargardische ein, jetzt auch von den Stralsundern unterstützt, brach das Schloß Galenbeck und brannte um Friedland herum 18 Dörfer nieder, konnte aber der mannhaft widerstehenden, durch hineingeworfenes Feuer schon halb abgebrannten Stadt nicht Herr werden. Da ward er durch ein falsches Gerücht vom Herannahen eines starken mecklenburgischen Heeres verschucht und verlor auf seinem eiligen Rückzuge zwei Wagen mit Büchsen und viele Tote. Und zu Beginn des nächsten Jahres ward ihm vom Stargarder Heinrich das Barther Land mit Sengen und Brennen heimgesucht. Da endlich „als sie das Land verdorben hatten“, kam die Vermittlung der Seestädte zum Ziel, führte zum Waffenstillstand (26. Jan.) und bald darauf zum Frieden (24. Febr.): Von den 21500 Gulden ließen die Herzöge von Mecklenburg 200 ab; dagegen sollte Wartislav für die zu Galenbeck erschlagenen 55 Mann Besatzung den Rieben 3000 Mark sundisch zahlen. Dem jungen Herzog Ulrich war die Braut erkämpft, der Rückkehr des Landes Wenden zum älteren Hauptstamme von Niclots Geschlecht durch ein neu geknüpftes Verwandtschaftsband noch nachträglich ein neues Siegel aufgedrückt.

Während so an den Grenzen Friede und Fehde rasch mit einander wechselten und auch zu Friedenszeiten der Unruhe kein Ende war, sah es im Innern des Landes kaum viel anders aus. Nicht allein durch die oft bis in sein Herz und weiter eindringenden Raubzüge aus den Nachbarterritorien. Unser Land selber erzeugte dieser unbändigen Gewaltmenschen, denen Recht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit nur Gegenstände grausamen Spottes und Hohns waren, so viele, daß ihre rüstige Kraft sich unmöglich in der beliebten Tätigkeit jenseits der Territorialgrenzen erschöpfen konnte. Ihre Eisensäuste lasteten schwer auf dem ganzen Lande. Die allgemeine Unsicherheit ließ selbst die Gesandtschaften fremder Fürsten keine Strafe mehr finden, die sie sicher ziehen konnten. Dem vom Markgrafen Friedrich auf Botschaft zum Dänenkönig gesandten Iwen Reventlow wurden bei Barchim Pferde, Zehrung und Gut geraubt (April 1454). Wenige Jahre später (4. April 1459) gestattete der Schweriner Herzog Heinrich mit seinen vier Söhnen den Klostern, Straßenräuber und Schädiger überall im Lande zu fahen und zu richten. Ein neues Bekenntnis, wie wenig er der Fürstenschaft, in seinem Lande den Frieden zu wahren, noch gewachsen war! Einige Sicherheit herrschte nur noch hinter den Mauern der Städte. In ihren Schutz begann das geängstete Bauernvolk, das Jahr für Jahr durch Raub und Brand um den Lohn seiner fleißigen Arbeit betrogen in immer tiefere Knechtschaft und drückendere Abhängigkeit von einem rohen, jeder Gewalttat fähigen Herrenstande geriet, jetzt in steigendem Maße seine Zuflucht zu suchen. Das ohnehin schon gespannte Verhältnis der Städte zum Landadel und zum Fürstenstande wurde dadurch nicht besser. Man bedurfte ja gerade jetzt so dringend der starken und fleißigen Arme derer, die man durch rohe Gewalttat und Verknechtung von der angestammten Scholle verschuchte. Diese erste große Verödung des platten Landes, die vielen wüst gewordenen Hufen, ja ganze verödete Dorfschaften begannen schon den Ritter zu nötigen, seinen bisher über-

wiegend auf den Renten und Gülten der Bauern beruhenden Lebensunterhalt mehr und mehr auf den eigenen, fortschreitend ausgedehnten landwirtschaftlichen Betrieb zu gründen. Der erste Anstoß zur Bildung des adeligen Großgrundbesitzes, der ländlichen Großbetriebe, war da. Nun die zu bebauende AckerScholle durch das wüßt werdende Bauernland, für das sich keine bäuerlichen Wirte mehr finden ließen, größer und größer wurde, stieg der Bedarf der ländlichen Herrensitze an Arbeitskräften mit einmal ins Ungemessene. Und je geringer die Zahl der trotz aller Drangsale auf der Scholle sitzengebliebenen Bauern war, um so rascher mußten ihre aus der Ansiedelungszeit stammenden, noch unbedeutenden Dienstleistungen anschwellen zu der im beginnenden 16. Jahrhundert vielfach schon als unerträglich empfundenen Höhe der aufgezwungenen Hand- und Spanndienste.

Der Bauer, der unter der allgemeinen Zerrüttung der öffentlichen Sicherheit am meisten und am schwersten zu leiden hatte, — eine kleine Veränderung eines bekannten Sprichworts kennzeichnet aufs treffendste seine damalige bejammernswerte Lage: *Haußt Du meinen Bauern, hau ich deinen Bauern!* — der von allem herumstreichenden Raubvolf, ja vom eigenen Herrn beraubte, gemißhandelte und getretene Bauer war doch das kostbarste Gut der Grundherrschaften, wie sie sich jetzt zu entwickeln begannen. Das sahen nun doch die ein, die seiner zur Bewältigung der neuen Aufgaben des Ackerbaues bedurften. Aber seine Lage verbesserte sich dadurch nicht. Im Gegenteil! Das köstlichste Gut, das ihm in aller Trübsal noch geblieben war, seine persönliche Freiheit, wurde ihm jetzt eingeschränkt und ging ihm bald vollends verloren. Die solcher Lage endlich überdrüssig gewordenen, nur noch in der Flucht die einzige Möglichkeit der Rettung erblickenden Bauern auf der Scholle festzuhalten, wandte man kein Mittel billigen und gerechten Entgegenkommens, sondern Zwang und harte Gewalt an. Die Entflohenen wurden geheßt, ergriffen, wieder zurückgeführt und zum Bebauen der Scholle gezwungen, die ihnen durch die ausgestandenen Drangsale endlich widerwärtig geworden war. Wenn sie in fremde Territorien entkamen, so waren sie dadurch auch nicht sicher; man begann Auslieferungsverträge zu schließen. So auf der Scholle mit Gewalt festgehalten oder zwangsweise wieder zurückgeführt, wurden die sich vergeblich Sträubenden auch zu den vermehrten Dienstleistungen und erhöhten Auflagen, deren die Grundherrschaften jetzt bedurften, mit roher Gewalt, besonders mit dem Zwangsmittel unbarmherziger Prügel angehalten. Die letzten Spuren von Freiheit schwanden im Bauernstande dahin. Der Beginn des landwirtschaftlichen Großbetriebes ist zugleich der Ausgangspunkt der bäuerlichen Leibeigenschaft.

Als es nach den vielen Grenzraufereien und den schweren Fehden, in denen Mecklenburger und Pommern die Waffen gekreuzt hatten, endlich wieder zu einem Bündnis zwischen beiden Teilen kam (1. Septbr. 1456), da lagen alle diese Dinge schon in der Luft; da verhiess man einander, sich nicht allein zur Auslieferung von Verbrechern, sondern auch von flüchtig gewordenen Bauern hilfreiche Hand zu leisten. Da trat auch die

alte Abneigung gegen den ungebrochenen Freiheitsinn und die selbständige Haltung der Städte wieder deutlich hervor; ihrem Ungehorsam wollte man durch gegenseitigen Beistand begegnen. Boten sie doch sogar den armen gebehten Bauern eine Zuflucht, die besonders durch das Geschenk der goldenen Freiheit eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf sie ausübte. Das sollte jetzt auch anders werden. Als bald nach dem pommerschen Bündnisvertrage verlangte Herzog Heinrich von der Stadt Wismar die Auslieferung eines entwichenen Plessenschen Bauern. Und rasch mehrten sich solche Anforderungen. Der alte Rechtsatz: Stadtlust macht frei! war Fürsten und Herren ein Dorn im Auge.

Und gerade Wismar hatte ja eben erst dem Herrenstolz Trotz zu bieten gewagt! Als einige ihrer Rats- und Kirchendiener anfangs 1456 nach der Pfändung rückständiger Renten bei Plessenschen Bauern von deren Herren verfolgt, verwundet und der Pfänder beraubt waren, hatte sich die Stadt nicht lange besonnen. Noch in der gleichen Nacht hatte sie eine Streitmacht von 600 Mann zu Fuß, 100 Pferden und Geschütz ausgesandt, die darauf das Plessensche feste Haus Barnekow zerstörte, stürmte und Gefangene machte. Herzog Heinrich hatte dann die Partei der Plessen ergriffen. Aber trotz der Vermittlung, die Lübeck übernahm, trotz dringender Mahnungen, die König Christian von Dänemark und Kurfürst Friedrich von Brandenburg an die Stadt richteten, war dem Herzog die geforderte Genugthuung nicht geworden. Während die Verstimmung zwischen dem Herzog und der Stadt Wismar fortbestand, drängten die andauernden Gewalttaten und Räubereien auch die anderen Städte immer mehr auf den Weg der Selbsthülfe, zumal Heinrich der Dicke offenbar außer Stande war, den unbändigen, Gesetz und Ordnung spottenden Übermut seiner Vasallen zu zügeln und den Beraubten Schadenersatz zu verschaffen, so oft und bereitwillig er es auch verheißten mochte. Waren doch selbst seine eigenen Beamten, die Bögte, eifrige Beförderer des Raubwesens, aus dem sie manchen Vorteil zu ziehen wußten. Als anfangs Mai 1457 ein großer Haufe von Edelleuten Mecklenburgs und der Priegnitz das Land durchzog, um bei Siebeneichen im Lauenburgischen die von der Lüneburger Messe heimkehrenden Lübecker Kaufleute zu überfallen und auszuplündern, hatten ihnen die Bögte zu Boizenburg und zu Wittenburg alle Freundschaft erwiesen. Und von dem Dömitzer Vogt Henneke Duvell wußte wenige Jahre zuvor (22. Juni 1453) Markgraf Friedrich der Jüngere zu berichten, daß er von Pferden, die dem Salzwedeler Propste aus Mecklenburg geraubt und in seiner — des Vogtes — Gegenwart über die Elbe geführt wurden, den besten Braunen für sich nahm. Kein Wunder, daß die Städte, deren Angehörigen überall auf den Straßen aufgelauert wurden, nach neuen Vereinigungen suchten, die den Rahmen der im wesentlichen auf die Teilnehmer des Seehandels beschränkten Hanse weit hinter sich ließen. Noch im Monat des Siebeneichener Überfalls waren Vertreter der Städte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Wismar, Güstrow, Sternberg, Schwerin, Gadebusch, Wittenburg, Crivitz, Grabow und Grevesmühlen in Lübeck versammelt, um über den täglichen Straßenraub Rats zu pflegen. Und die pommerschen

Städte, die im Monat zuvor durch den vom Ritter Raven Barnekow in der Ribnizer Heide verübten Überfall eines Kaufmannszuges besonders schwer geschädigt waren, warben bei den westlicheren Städten um Unterstützung bei Gegenmaßregeln gegen dies unaufhörliche Überfallen, Schinden, Berauben, Morden, Peinigen, Beschätzen der unschuldigen Kaufleute auf offener Straße, wodurch das Land allmählich unwegsam und das Wandern auf den Straßen unmöglich wurde.

Was war aber alles dies gegen die Tat, mit der Herzog Wartislav von Pommern-Barth sein Mütchen an den Stralsundern kühlte? Der ließ ihre vom Barther Markte heimkehrenden Kaufleute unter frivolem Bruch seines zugesicherten Geleits fangen und berauben. Und Herzog Heinrich von Schwerin, der eben noch (1456) selber ohne jeden ersichtlichen Grund die ganze Gegend von Lüneburg räuberisch ausgeplündert hatte, wurde samt seinem Stargarder Vetter ohne Bedenken sein Mitschuldiger. Nach eifrigen, vorgeblich gegen Magdeburg unternommenen Rüstungen überfielen sein Sohn Albrecht und der Stargarder Heinrich im Spätherbst 1457 die Stadt Stralsund, raubten und brannten, was ihnen vor die Hände kam. Da erteilte sie der verdiente Lohn. Die Stralsunder verlegten ihnen den Rückzug durch Besetzung eines Engweges und brachten ihnen eine schwere Niederlage bei. Hundert Mann und über 200 Pferde fielen in die Hände der tapferen Städter, die mit Armbrüsten und Büchsen die Zahl der Feinde lichteteten und darnach mit Äxten und Streithämmern die Reiter von den Pferden hieben. Den Schimpf der von Bürgershand erlittenen Niederlage zu rächen, aus der mancher stolze Reitermann ohne Pferd und Harnisch kläglich und mit Hohn empfangen in die Heimat zurückkehrte, machte Herzog Heinrich von Schwerin noch im November Anstalten. Aber Rostock legte sich ins Mittel und brachte eine Waffenruhe zustande.

Während sich die Friedensverhandlungen endlos hinzogen, da Heinrich der Dicke von den Stralsundern die Herausgabe der Gefangenen ohne Lösegeld verlangte; während sein alter Streit mit Wismar wieder auflebte, war es ihm unmöglich, still zu sitzen. Im Herbst 1459 war er mit dem Stargarder wieder auf dem Kriegspfade. Da belagerte er als Bundesgenosse der Stadt Anklam die Schwerins in ihrem Schlosse Spantekow. Fast hätten sich die Vettern dadurch außer den Pommernherzögen Wartislav und Otto noch ihre eigenen brandenburgischen Bundesgenossen auf den Hals gezogen. Aber das gegen sie bereits abgeschlossene pommerisch-märkische Bündnis (6. Sept.) scheint auf dem Wege friedlicher Verhandlungen zum Ziel gekommen zu sein.

Gegen das mächtige und durch starke Bundesgenossen gestützte Wismar wagte Heinrich doch nicht mit Waffengewalt vorzugehen. Vorsichtig ließ er jetzt überhaupt die Stadt als solche aus dem Spiele und kehrte die Spitze seines Vorgehens allein gegen den Bürgermeister Peter Langejohann. Indem er ihn vor dem Räte der Stadt schwerer Vergehen beschuldigte — hochverrätherischer Machenschaften beim Lübecker Räte, Unterschlagung herzoglicher Fürschreiben an den wismarschen Rat, Verhöhnung des Herzogs durch ein beim Trunke gesungenes Schandlied, Auflegung

unrechtmäßiger Abgaben, Schutz eines Mordbrenners—, mochte er wohl hoffen, dadurch einen Keil in den Rat der selbstbewußten Stadt zu treiben und so den landesherrlichen Einfluß zu stärken. Das gelang nun allerdings nicht, da der Rat nach wie vor fest zusammenhielt. Dafür mußte der Herzog der Stadt eine schwere Schädigung zuzufügen: König Christian von Dänemark, der ja schon vorher für ihn bei Wismar eingeschritten war, drohte jetzt der Stadt wiederholt (20. Aug. 1459 und 16. März 1460) mit Sperrung ihres Handelsverkehrs in seinen Reichen, namentlich in Schonen, wenn sie ihren Bürgermeister nicht anhielte, dem Herzog für die angetane Schmach genug zu tun. Die Drohung wurde wirklich zur Tat. Lange Zeit war Wismar von dem nordischen Verkehr, dem eigentlichen Lebenselement der Stadt, ausgeschlossen, da die von Lübeck mit dem Dänenkönig eingeleiteten Vermittlungsverhandlungen nicht zum Ziel führen wollten. Noch im September 1462 schien der Streit zu erneuter Heftigkeit entbrennen zu wollen. Da und im Oktober fügte der Herzog seinen alten, mit Barnekows Zerstörung anhebenden Klagen noch manche neue hinzu über widerrechtliche Erhebung der Akzise, Störung der Schiffahrt aus dem Golwitzer Hafen, Annäherung des Strandrechts und gewaltsame Ausübung desselben auf „unserm freien Strande“, einen Angriff auf Neukloster, Vergewaltigung an seinem Hofe zu Wismar, Gewalttaten gegen verschiedene Mannen, Entführung herzoglicher und ritterschaftlicher Bauern, besonders aber über ihr Bündnis mit Lübeck, durch das sie sich außer dem schon durch die Hanse bestehenden kürzlich (23. April 1461) noch die Kriegshülfe der mächtigen Nachbarstadt und damit die Verdreifachung ihrer eigenen Streitkraft auf die Dauer von fünf Jahren gesichert hatte. Der Lärm des Streites erscholl durch das ganze Land; Klagen Wismars über Verletzung seiner Privilegien, heftige Widerklagen des Herzogs, der seinen Schaden auf 10 000 Mark veranschlagte, über Annäherungen und Gewalttätigkeiten der Stadt lösten einander bei Fürsten und Städten ab. Trotz beiderseitigen Rechtserbietens schien eine Versöhnung durch Schiedspruch ausgeschlossen, da der Herzog die Lübecker beharrlich ablehnte und Wismar die übrigen Schiedsrichter ohne Lübeck nicht annehmen wollte. Die Stadt war auf die ernstesten Dinge gefaßt, da der Herzog ihr zu dem schon unterbundenen nordischen Handel jetzt auch noch ihre binnenländischen Verbindungen durch seine Bögte sperren ließ. Da endlich, am 23. Dezember 1462, kam es zur Beilegung der alten Zwietracht. Wismar konnte sie noch unter Wahrung seiner Privilegien mit 1000 rheinischen Gulden erkaufen, billig genug im Vergleich zur Schadenrechnung des Herzogs. Weit schlimmer für die Stadt waren die Wunden, die der langwierige Zwist ihrem Handel geschlagen hatte, und die inneren Streitigkeiten, die jetzt, zu spät für den Herzog, über sie hereinbrachen, die Peter Langejohann aus der Stadt nach Lübeck verschleuchten und ihn sogar beim Dänenkönig und bei Herzog Heinrich, seinen früheren Gegnern, Schutz und Fürsprache suchen ließen.

Zahrzehnte hindurch hatten die beiden Heinriche, der Schweriner und der Stargarder, beide gleich unerfättlich an Kampf und Fehde, theils einzeln theils in Gemeinschaft die Nachbarländer mit Raub und Plünderung heimgesucht. Nun, als das Leben des älteren von ihnen, des Stargarders, auf die Reige ging, schienen die beiden alten Kumpane sogar noch die Waffen mit einander kreuzen zu sollen. Als der Stargarder mit den Malkans zum Wolde wegen Einlösung von Stadt und Land Penzlin, ihrem alten werleschen Pfande (seit 1414), nicht zum Ziel kommen konnte und sich mit dem kampfesfreudigen Havelberger Bischof Wedego Gans von Putliz verband (14. Oktober 1462), standen die Schweriner auf seiten der Malkane. Aber die Fehde, die zwischen ihnen und dem Bischof wirklich zum Ausbruch gekommen zu sein scheint, wurde schon zu Anfang des nächsten Jahres (5. Febr.) wieder gesühnt. Und bei den Håeleien, die im Anschluß daran mit den Pommern, namentlich mit den Alt-Treptowern und den Mannen an der Tollense ausbrachen, standen die Schweriner wieder zu den Stargardern. Als sei dies alles noch nicht genug, war der jüngere Heinrich noch vor dem endgültigen Friedensschluß mit Pommern drauf und dran, den Dänenkönig Christian, dessen Händen die Krone Schweden zu entgleiten drohte, bei deren Behauptung mit 200 Bewaffneten zu unterstützen (August 1464). Und wenige Monate später brach er mit seinen Söhnen wirklich ins Braunschweigische ein, die Bülow's gegen Herzog Otto zu unterstützen, der ihnen das Schloß Hitzacker abgenommen hatte. Die Vermittlung des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg machte dieser Fehde ein Ende (27. Juni 1465). Er bedurfte der Mecklenburger zur Durchsetzung seines oberlehensherrlichen Anspruchs auf den Anfall der durch den Tod des Herzogs Otto († 10. Sept. 1464) erledigten Pommern-Wolgastischen Herrschaft. Vom Kaiser Friedrich III. hatte er schon die Belehnung erlangt. Und jetzt halfen ihm die mecklenburgischen Herzöge beider Linien von den beiden einzigen noch übrigen pommerschen Herzögen Erich und Wartislaw die Anerkennung seiner Oberlehensherrlichkeit und die Verheißung einer Erbhuldigung ihrer Lande gewinnen.

Kurz darauf (zwischen 26. Mai und 20. August 1466) verschied der Stargarder Heinrich. Und sogleich hatte es den Anschein, als sollte das feste Bundesverhältnis, das so lange zwischen beiden mecklenburgischen Herrschaften bestanden hatte, nun wirklich mit einem Schlage in die Brüche gehen. Der Wredenhagener Vogt, Dietrich von Plessen, hatte Rostocker Kaufleute beraubt. Da griff der Schweriner Heinrich wirklich einmal fest zu und ließ den Vogt in stargardischem Lande aufheben. Herzog Ulrich II., der einzige, schon im Mannesalter stehende Sohn des verstorbenen Stargarders, hatte schon früher Streitigkeiten mit Heinrich von Schwerin gehabt. Sein Vater hatte sie noch geschlichtet und den Sohn bewogen, die dem Schweriner abgegriffenen Gefangenen loszulassen. Aber diese Verletzung seiner Hoheitsrechte verzieh der junge Herzog seinem Schweriner Dhm nicht. Unvermutet überfiel er ihn, als er im Frühjahr 1467 mit seinem Sohne Magnus zum Kurfürsten Friedrich nach Ruppin fuhr, wohin

auch Ulrich zu Verhandlungen entboten war, bei der Telschower Mühle. Nur mit genauer Not entgingen Heinrich und Magnus dem zürnenden Stargarder. Ihr Wagen mit allem Seidengewand, Kleinoden und einer Lade mit wichtigen Briefschaften, dazu viele Pferde, Harnische, Waffen und Geräte der Fürsten und ihre zum Teil gefangengenommene Begleitung fielen in Ulrichs Hände. Der ließ sich daran noch nicht genügen, sondern fiel verheerend und plündernd in Heinrichs Herrschaft ein, brach die Burg Sagsdorf, raubte die bischöflich schwerinschen Dörfer Boitin und Warnow aus, griff und schätzte manche arme Leute. Ein Versuch Heinrichs, den Friedensbrecher zu züchtigen, verschlimmerte seine Lage nur. Sein Angriff auf Sternberg mißlang. Wohl brachte er eins der Stadttore in seine Gewalt, aber weiter kam er nicht. Unter schweren Verlusten an Toten und Gefangenen mußte er schimpflich weichen, von den triumphierenden Feinden, die nun im Ausrauben und Plündern seiner Herrschaft fortfuhren, noch in Spottversen verhöhnt.

Da nahm sich Kurfürst Friedrich seines bedrängten Schwagers an. Nachdem schon die Städte Neubrandenburg, Friedland und Güstrow für friedliche Beilegung des Streites gewirkt hatten, richtete er an Ulrich eine ernste Mahnung (8. Mai 1467) in gleichem Sinne unter Androhung seiner tätigen Parteinahme für den Schwager. Das brachte die Verhandlungen in Fluß. Die beiderseitigen Räte einigten sich schon am 22. Mai zu Sternberg, indem sie dem Herzog Ulrich Loslassung der Gefangenen, Schadenersatzleistung und Genugthuung für die den Schweriner Bettern angetane Schmach nach dem Spruch der Räte, Mannen und Städte beider Teile auferlegten. Gleichwohl hinderte Ulrichs Widerstreben noch lange das Zustandekommen der Einigung. Noch im September hielt Herzog Heinrich einen erneuten Angriff Ulrichs für unmittelbar bevorstehend und bat Wismar um Verstärkung seiner Hülfsmannschaften. Aber der Waffenstillstand blieb doch gewahrt, und endlich gelang es dem Kurfürsten, die mühsamen und oft vergeblich scheinenden Verhandlungen zu Wilsnack (10. Mai 1468) durch ein volles Einvernehmen zu krönen.

Auch für den Kurfürsten war es hohe Zeit, daß der Zwist der Mecklenburger ein Ende nahm. Sein Verhältnis zu Pommern hatte sich nicht in der Art gestaltet, wie es nach dem ersten Einlenken der Herzöge Erich und Wartislaw den Anschein hatte. Die verheißene Erbhuldigung der pommerschen Lande war ihm beharrlich vorenthalten worden. So stark drängten die Dinge hier auf eine kriegerische Entscheidung hin, und so sehr rechnete der Kurfürst dabei auf Unterstützung durch die mecklenburgischen Herzöge, daß er nicht einmal deren volle Ausöhnung abwartete, sondern schon vorweg (13. Januar 1468) mit Herzog Ulrich ein Bündnis wider die beiden Pommernherzöge schloß. Bei dem Stargarder wirkten wohl noch die kaum beendeten Treptow-Tollensischen Kaufereien nach, und auch die zu gewaltiger Höhe angewachsenen Geldsummen, die er wegen seiner Mutter Ingeburg von Pommern-Stolp, wegen seiner Gattin Katharina und aus anderen zum Teil weit zurückliegenden Veranlassungen von den Pommern zu fordern hatte, mochten ihn einem Kampfe geneigt machen, von dem er vielleicht ihre

Beitreibung erhoffte. Bald sah man auch Heinrich von Schwerin mit seinen Söhnen auf seiten des Kurfürsten, aber vermittelnde Verhandlungen schoben den Entscheidungskampf noch hinaus, bis der Friede unter den Mecklenburgern besiegelt war. Erst darnach kam das Bündnis zwischen dem Kurfürsten und den beiden mecklenburgischen Linien zum Abschluß (22. Juli 1468). Vierraden, Torgelow und Gaarz einnehmend, drang der Brandenburger sogleich tief ins Pommerland ein, während seine Bundesgenossen nach mehrwöchiger Belagerung Treptow eroberten, es aber bald wieder an Herzog Wartislaw verloren. Ein darnach zu Prenzlau abgeschlossener Waffenstillstand (21. September) führte nicht zum Frieden. Die Verbündeten hatten von vornherein mit einem solchen Ausgang gerechnet, sich noch am gleichen Tage über die gemeinsame Fortführung des Krieges geeinigt und sogar das Fell des unerlegten Bären unter sich geteilt. Da führte wider Erwarten, am 8. Januar, eine Zusammenkunft beider Teile zu Prenzlau zu einer vollen Einigung. Aber die Pommern hielten den Vertrag nicht; Brandenburger und Mecklenburger gingen an die Ausführung des längst vereinbarten Feldzugsplans. Voller Siegeszuversicht umlagerten sie Uckermünde, aber sie konnten der starkbesetzten und wohlverwahrten Stadt nicht Herr werden. Schon litten sie Mangel an Lebensmitteln; da wurde ihnen gar der sehnlichst erwartete Proviantzug abgefangen. Indessen war Wartislaw am Werk, alle Rückzugsstraßen zu verlegen und durch Verhaue zu sperren; doch entging der Markgraf noch durch eiligen Abzug dem drohenden Verderben. Von Wartislaw verfolgt, der darnach mit Erich um die Wette die benachbarten märkischen und stargardischen Landschaften verwüstete, war der Markgraf sehr geneigt auf den Waffenstillstand einzugehen, der ihm durch die Vermittlung eines Sendboten des Königs Kasimir von Polen geboten wurde (27. August 1469). Die Mecklenburger aber trieb dieser jähe Glückswechsel so ganz von ihrem Bundesgenossen ab und in die Arme der Pommern, daß sie die allgemeinen Friedensverhandlungen, die in Petrikau unter Vermittlung des Polenkönigs vor sich gehen sollten, nicht abwarteten, sondern schon am 21. Oktober auf der hohen Brücke zwischen Ribnitz und Damgarten Sonderfrieden und Bündnis mit den Pommernherzögen schlossen. Sie versprachen ihnen Neutralität, falls der Friede mit Brandenburg nicht zustande käme, wogegen die Pommern ihnen beizustehen verhiessen, falls sie mit den Markgrafen oder anderen in Fehde gerieten.

Fast schien es, als stände ein großer Umschwung der Machtverhältnisse des deutschen Nordostens vor der Thür, als Kurfürst Friedrich, von diesem völligen Scheitern seines Lebenswerkes innerlich gebrochen, die Bürde der Regierung auf die Schultern seines Bruders Albrecht Achilles legte und sich in das fränkische Stammland seines Hauses zurückzog. Die Veränderung des Verhältnisses zu Mecklenburg trat sogleich in einer starken Zunahme der Grenzraufereien zutage, die zu einer wirklichen Fehde zwischen den Flotows und den Parchimern einer-, dem Bischof Wedego von Havelberg, dem edlen Herrn Bussio Gans zu Putlitz und den Pritzwalkern anderseits ausarteten, in die sogar Herzog Heinrich selber hineingezogen wurde. Indessen hatte sich ein Ereignis von größter Bedeutung, das man

nicht für so unmittelbar bevorstehend halten mochte, angekündigt und war kurz darauf in Erfüllung gegangen. Herzog Ulrich von Stargard, der letzte männliche Sproß der jüngeren Linie des mecklenburgischen Hauses, hatte nach allen den Kämpfen, von denen die letzten Jahre erfüllt waren, eine Pilgerfahrt zum Grabe der heiligen Katharina auf dem Berge Sinai gelobt. Als er vor dem Antritt der großen und gefährvollen Reise sein Haus bestellte, sah er klaren Auges das Erlöschen seiner Linie vor sich. Da versorgte er seine Gemahlin Katharina mit einem Leibgedinge (4. März 1470) und befahl seinen Landen und Leuten, sie im Falle seines Todes dabei zu schützen und sich auch zu seinen Schwestern und zu seinen beiden Töchtern zu halten, bis sie fürstlich ausgesteuert oder in Klöstern hinreichend versorgt wären. Sollten aber seine Schweriner Vettern, die Erben der Stargarder Herrschaft, die nachgelassenen Frauen nicht beraten wollen, dann sollten seine Mannen und Städte sich einen anderen Herrn erwählen, ihm eine seiner Töchter zur Ehe geben und bei ihm bleiben.

So über die Zukunft der Seinen beruhigt, brach er, von seinem Schweriner Vetter Magnus begleitet, über Venedig zum heiligen Grabe in Jerusalem auf und wandelte von da allein als Pilger weiter zum Sinai. Allen Gefährnissen der weiten und beschwerlichen Reise, die noch erhöht durch den gerade zwischen der Republik Venedig und dem Sultan Mahomed wütenden Krieg oft bedrohlich nahe an sie herantraten, waren die beiden Herzöge glücklich entronnen. Anfangs 1471 fahen sie die Heimat wieder. Für Ulrich war es nur noch ein Abschiedsgruß. Als er am 13. Juni beim Scheiden aus dem Leben die Erfolglosigkeit seines Fürstendaseins in die drastisch-bitteren Worte zusammenfaßte: „O Gott, wie hat man gekämpft und gerannt um vier Bretter und ein Laken!“ da mag er doch als lindernsden Trost die Sicherung des Loses seiner Hinterbliebenen mit hinübergenommen haben, die ihm erst vor wenigen Tagen gemäß seinem letzten Willen der verheißen hatte, dessen Hand jetzt die Stargarder mit der Schweriner Herrschaft zu einem Mecklenburg vereinigte.



Kapitel XXIII.

Heinrich IV. und seine Söhne.

Die lange Regierung Herzog Heinrichs, gewiß keine der glänzenderen, die das mecklenburgische Land gesehen hat, ist doch für seine Territorialentwicklung von der allergrößten Bedeutung gewesen. Von den drei Linien des mecklenburgischen Hauses, die in der Jugendzeit des Fürsten noch blühten und über drei gesonderten, öfters in sich wieder getheilten Herrschaften walteten, hatte er zwei im Mannesstamm erlöschen sehen. Zuerst war das erledigte Fürstentum Wenden an die beiden übrig gebliebenen Linien als gemeinsamer Besitz gefallen. Und jetzt war mit ihm noch das Stargarder Herzogtum alleiniges Besitztum der allein überlebenden Schweriner Linie geworden. Was Herzog Heinrich jetzt an Land und Leuten in seiner Hand hielt, ging weit über eine Vereinigung des alten Dbotritenerbes hinaus: das ganze Land Stargard lag außerhalb dessen Grenzen. Soviel hatte noch keiner aus Niclots Geschlecht sein Eigen nennen dürfen. Fast überall waren die Grenzen erreicht, die noch heute das mecklenburgische Land einschließen. In seine wohlhabenderen Landmasse griffen nur noch die Stiftslande von Schwerin und Raseburg als selbständige Territorien ein.

Das war nicht Heinrichs Verdienst; nur die lächelnde Gunst mehrerer kurz nach einander eingetretener glücklicher Erbfälle hatte diesen, bei der territorialen Zerrissenheit Deutschlands nicht unbeträchtlichen Landbesitz in seiner Hand zusammengefügt. Was er selber dazu getan, war nicht viel: vor allem wohl das freundschaftliche Verhältnis zu Brandenburg, durch seine Verschwägerung mit dem Hohenzollernhause eingeleitet und durch die Erbverbrüderung auf eine feste, dauerhafte Grundlage gestellt. Ein übelwollendes Brandenburg hätte in dieser unruhigen Zeit wohl manche Gelegenheit gefunden, dem schwächeren nördlichen Nachbar seinen unruhig vorwärts drängenden Ehrgeiz in empfindlichster Weise fühlbar werden, ihn zum wenigsten nicht in den ungeschmälerten Genuß des vom Glück ihm so verschwenderisch in den Schoß geworfenen Länderzuwachs gelangen zu lassen. Seit der Erbverbrüderung aber hatte Brandenburg seine bis dahin öfters hervortretenden Absichten auf Teile mecklenburgischen Bodens aufgegeben; nicht etwa aus idealer Selbstlosigkeit oder allein aus freundschaftlicher Gesinnung gegen den Gemahl der Hohenzollerin Dorothea; das Begehren

der einst erstrebten Teile war nur zurückgetreten dem Ganzen zu Liebe, dessen Gewinn dem Hohenzollernhause ja in sichere, wenn auch zeitlich unbestimmte Aussicht gestellt zu sein schien. Außerdem mußte es wegen seiner Kämpfe mit Pommern alles vermeiden, was Mecklenburg in dessen Arme hätte treiben können.

Die Rückendeckung Mecklenburgs durch Brandenburg, die sich aus diesen Verhältnissen ergab, hatte aber die Kehrseite, daß sich die Herzöge nun nach allen übrigen Seiten hin ihrer unstillbaren Fehdelust um so ungezügelter hingeben konnten. Diese Wüste von Fehden, in denen die überschwellige Kraft der durch Kleinstaaterei zerrissenen Nation nun schon durch eine Reihe von Generationen nutzlos verpuffte, die ganz ohne fruchtbare Ergebnisse wenigstens bei uns kaum die kleinsten bleibenden Veränderungen der Territorialgrenzen bewirkt haben, hatte schon angefangen, das Mark des deutschen Ostens auszudörren und zu verzehren, die in der deutschen Bestiedelung gelegte starke Grundlage einer neuen Kultur zu schwächen, zu erschüttern, ja teilweise zu vernichten. Und neben solcher Vernichtung der Schöpfungen treuen Fleißes, neben der Verscheuchung oder Verknechtung so vieler Menschen, die in der fröhlichen Arbeit des freien Mannes die Kultur des Landes weiter fördern, seinen Wohlstand hätten mehren können, ging eine fast noch bedenklichere Auflösung aller Bande alter Ordnung und guter Sitte einher. Der Machtlose war mehrlos in die Hand des Mächtigeren gegeben, der von seiner Überlegenheit den rücksichtslosesten, um Recht und Gesetz unbekümmerten, nur vom eigenen Vorteil diktierten Gebrauch machte. Die Kirche hatte dem längst nicht mehr zu steuern vermocht; in Unwissenheit und Roheit versunken, vielfach besleckt durch offenbare Lasterhaftigkeit ihrer berufenen Vertreter, sogar schon in ihrer Lehre nicht mehr unangefochten, war ihr die Herrschaft über die Massen, durch die sie das Volk diesem Sumpfe allgemeinen ungebändigten Eigennuzes wieder hätte entreißen können, längst entglitten. Und ebenso war eine Landesherrschaft, die durch das Mittel der Gewalt Ordnung und Gehorsam erzwingen; die sich übermütig neben sie stellenden, das Land durch ihre Raubsucht verderbenden Vasallen händigen; dem Mindermächtigen seine Freiheit beschirmen, ihm den Segen seiner Arbeit erhalten konnte, schon lange nicht mehr vorhanden.

Das war gewiß nicht die Schuld Heinrichs IV. Schon lange vor ihm, schon seit vielen Generationen hatten sich in Mecklenburg wie in den Nachbarlandschaften diese Zustände angebahnt, hatten sich fortwährend gesteigert, während in gleichem Maße die Macht der Landesherrschaft sank und verkümmerte. Wie lange hatten doch schon die Fürsten, um ihr in so unruhigen Zeiten besonders dringendes Geldbedürfnis zu befriedigen, von den Grundlagen ihrer Macht selber Stück um Stück abbröckeln müssen, indem sie erst ihre Beden und andere sichere Einkünfte, dann ganze Vogteien mit allen Rechten und Hebungen in die Hände von Städten, einzelnen reichen Bürgern, Adelligen oder benachbarten Fürsten hingaben! So waren auch Macht und Reichtum, über die das mecklenburgische Fürstentum hätte verfügen können, wenn alles, was ihm von Rechts wegen

zugehörte, wirklich noch in seinem nutzbaren Besitz gewesen wäre, schon stark geschmälert in Heinrichs IV. Hände gelangt. Diese verderbliche Entwicklung noch gesteigert, sie auf ihren Höhepunkt geführt zu haben, ist seine unbestreitbare Schuld.

Die Vormundschaft seiner Mutter Katharina hatte doch nicht ohne Erfolg dem drohenden Versinken in volle Mittel- und Machtlosigkeit entgegenzuarbeiten gewußt. Nicht lange nachdem Heinrich mit seinem Bruder Johann aus ihrer sorglichen Hand die Regierung übernommen hatte, war es ihnen noch möglich gewesen — was Heinrich von Stargard nicht vermocht hatte — die große Summe von 20000 rheinischen Gulden aufzubringen, mit der sie von Fräulein Katharina von Wenden die Länder Güstrow und Laage wieder einlösten (1441). Allerdings nur, indem sie 10000 lübische Mark von ihrer Mutter Katharina entliehen und ihr dafür die Vogtei Gadebusch als Leibgedinge versetzten, auch für später die Vogtei Boizenburg in Aussicht stellten, falls sie sie nämlich von den Lüneburgern eingelöst haben würden. Schwierigkeiten also auch schon damals; eine Vogtei, deren sie zur Pfandsetzung bedurften, war schon anderweitig verpfändet und ihrer Verfügung entzogen. Aber immerhin doch noch achtungswerte pekuniäre Leistungsfähigkeit! Als der Segen dieser 20000 Gulden bei der Vermählung Katharinas von Wenden mit Ulrich von Stargard wieder ins Land zurückströmte, da konnte Heinrich sogar ein schon lange ausstehendes Pfand, das Schloß Lübz, von den Pleßen einlösen (1454). Vorher aber hatte er schon Stadt und Land Sülze mit Marlow für 1500 Mark an die Gebrüder Klaus und Vike von der Lühe verpfänden und gleich darauf auf das längst den Lützows verpfändete Grabow weitere 1000 Mark anleihen müssen (1448). Und nachher mußte er schon 1460 dem Klaus von Oldenburg seine Hälfte an Schloß, Stadt und Vogtei Goldberg für 2000 Gulden verpfänden. Und als er zwei Jahre später seinem Rat Heinrich von Bülow für die bei ihm gemachten Schulden Sicherheit bot, da reichten nicht einmal Stadt und Vogtei Grevesmühlen als Pfand aus; es mußten noch für ein Schuldenkapital von 3000 Mark lübisch Bedehreibungen hinzukommen! Die 20000 Gulden des wendischen Fräuleins waren doch nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein gewesen! Die Vogtei Goldberg wurde bald noch mit weiteren Schulden belastet, von den schon in verpfändetem Zustand auf Heinrich gekommenen Vogteien gar nicht zu reden. Seine inzwischen herangewachsenen Söhne bedurften allmählich auch fürstlicher Ausstattungen. Den beiden ältesten von ihnen, Albrecht und Johann, wurden am 16. Februar 1464 die Schlösser, Städte und Vogteien Güstrow, Plau, Laage und Stavenhagen auf sechs Jahre eingetan. Was blieb da überhaupt noch dem Vater?

Wenn wenigstens die Vogteien, die sich noch unverpfändet im Besitz der Landesherrschaft befanden, Erträge und Überschüsse geliefert hätten, mit denen diese drückende Schuldenlast allmählich hätte erleichtert werden können. Aber daran war gar nicht zu denken. Von einer Art Zentralverwaltung, auf deren Vorhandensein schon unter Katharina mit ihrem getreuen Matthias Arxow mancherlei Anzeichen hindeuten, ist unter

Heinrich IV. keine Spur mehr zu entdecken. Soviele Vogteien noch in landesherrlicher Nutzung waren, ebensovielen selbständige Verwaltungsbezirke standen ohne engere organische Verbindung, ohne die Spur einer ihrer Kräfte zusammenfassenden, ihre Erträge planmäßig verwertenden Oberbehörde ziemlich unvermittelt nebeneinander. An sie klammerte sich — und das war fast das einzige sie unter einander Verbindende — das Fürstenhaus als an die letzten Anker seines längst der sicheren Grundlagen beraubten materiellen Daseins. Unstätt zog Heinrich von einer seiner Vogteien in die andere, ließ sich samt seinem zahlreichen, nicht selten hundert Pferdezahlungen für seine und der Seinen Kleidung, für die Rückzahlung von Darlehen, für Gesandtschaftskosten und mancherlei andere Bedürfnisse auf die Vogteien an. So gewährten sie ihm doch noch den Unterhalt neben anderer Notdurst des Lebens und des Herrscherberufs. Aber auch dies überstieg schon vielfach ihre Kräfte. Im Jahre 1467/68 betrug die Gesamtheit aller Hebungen der Vogtei Gadebusch 959 Mark 15 Schilling und 8 Pfennige. Die Vogtei war aber so stark vom Herzog in Anspruch genommen worden, daß ihre Ausgaben sich rund 200 Mark höher beliefen.

So konnte es nicht ausbleiben, daß auch diese letzten Besitztümer, über die das Fürstenhaus noch verfügte, durch eine rasch ansteigende Schuldenlast mehr und mehr entwertet wurden. In der Vogtei Butow läßt sich dieser Vorgang an einer zusammenhängenden Reihe erhaltener Abrechnungen der Landesherrschaft mit den Vögten genau verfolgen. 1426 schuldete Herzogin Katharina dem Butower Vogt nur 18½ Schilling. Unter ihr stieg die Schuld bis zum 8. Januar 1430 auf 109 Mark 4 Schilling, um unter ihrem Sohne Heinrich unaufhaltsam zu wachsen:

1441	Januar	13	auf	411	Mark
1441	Dezbr.	11	"	465½	"
1467	April	7	"	757½	" 2 Schilling
1474	Februar	7	"	1270	"

Diese Entwicklung mußte, wenn sie weiter anhielt, mit Notwendigkeit auf den Punkt gelangen, wo es sich nicht mehr vermeiden ließ, daß auch die bisher noch im Besitz der Landesherrschaft verbliebenen Vogteien dem Schicksal der Verpfändung verfielen. Eine Abwendung dieses Verhängnisses war auch von den längst eingeführten außerordentlichen Beden, auch Landbeden genannt, nicht mehr zu erhoffen. Ihrer Erträge harrten schon bei ihrer Erhebung so viele unaufschiebbare Ausgaben, daß sie wohl nur selten einen nennenswerten baren Zuschuß in die notleidende Kasse dieses Herzogs lieferten. So brachte 1469 die Nachbede in der Vogtei Gadebusch 161 Mark 9 Schilling ein, aber es waren schon so viele Zahlungen auf sie angewiesen, daß der Einnehmer 161 Mark 4 Schilling Ausgaben in Rechnung stellen mußte. Ähnlich war es 1470 mit 317 Mark Hebung gegen 316 Mark Ausgabe. 1472 lieferte mit 195 gegen 184 einen wirklichen baren Überschuß in der ungewöhnlichen Höhe von 11 Mark!

Wo sogar die sichersten regelmäßigen Einkünfte im Handumdrehen wieder verschwanden, ohne dem Herzog oder einer zentralen Verwaltungs-

stelle, die es ja nicht gab, überhaupt zu Gesicht gekommen zu sein, war es kein Wunder, daß selbst kleinere Anleihen nur mit Schwierigkeiten und manchmal unter demütigenden Bedingungen aufgenommen werden konnten. Um nur die geringe Summe von 300 rheinischen Gulden, die ihm von den Lüneburgern geliehen war, nicht zu bald wieder zurückzahlen zu müssen, versprach Heinrich die Angehörigen dieser Stadt in seinen Landen gleich seinen eigenen Untertanen zu schirmen, solange sie das geliehene Geld nicht zurückforderten (16. Juli 1470). Und wenige Jahre später (24. Mai 1474) konnte er von Heinrich Hagenow, dem Gebietiger des Antoniterhauses zu Tempzin, dem er von früher her schon 70 Gulden und 1 Mark schuldete, weitere 50 Gulden nur geliehen bekommen, nachdem er ihm feierlich gelobt hatte, ihn vor Rückzahlung der alten Schuld nicht wieder um Geld bitten zu wollen! Welch erbärmlicher Rückgang der Verhältnisse spricht sich in diesen Tatsachen aus! Es war die Zeit gekommen, da der Herzog „zu seiner großen Not und sonderlich zu Behuf seines Hildesheimer Krieges“ das erforderliche Geld in so kleinen Beträgen mühevoll und demütigend zusammenleihen mußte. Und doch, von dem geliebten Wohlleben und der Üppigkeit des Hofhalts, von der die Fülle seines Leibes zeugte, mochte er auch jetzt nicht lassen. Als um jene Zeit (29. Sept. 1473) der ebenfalls von Geldmangel geplagte Markgraf Johann von Brandenburg seinem Vater, dem Kurfürsten Albrecht, über seine darum so lange aufgeschobene Vermählung mit des Herzogs Wilhelm von Braunschweig Tochter berichtete, da schlug er die Beteiligung der mecklenburgischen Herzöge auf mindestens 400 Pferde an und war sehr besorgt, daß sie sich an der Kost nicht genügen lassen würden.

Der Hildesheimer Krieg, durch den die Geldnot des Herzogs eine so unleidliche Höhe erlangte, war von ihm gerade als ein Mittel ihr zu begegnen, sich der materiellen Sorge für seinen jüngsten Sohn Balthasar zu entledigen, ergriffen worden. Der war von Jugend auf zum geistlichen Stande bestimmt, hatte die Universität Rostock besucht und mehrmals deren Rektorat verwaltet. Die Gelegenheit, die sich jetzt zur fürstlichen Versorgung des erst Zwanzigjährigen bot, hatte manche Bedenken gegen sich. Trotzdem ergriff Herzog Heinrich sie in seiner Bedrängnis voller Eifer. Im Stifte Hildesheim hatte nach des Bischofs Ernst Tode eine zwiespältige Bischofswahl stattgefunden: der von der Minderheit der Domherren erwählte, aber von den Herzögen Friedrich und Wilhelm von Braunschweig, dem Bischof Berthold von Verden und der Stadt Hildesheim unterstützte Domdechant Henning vom Hause hatte bereits — so stellte wenigstens Herzog Magnus den Vorgang dar — zu Gunsten seines glücklicheren Gegners verzichtet, als er in Rom die päpstliche Bestätigung zu erschleichen wußte. Da übertrug der Erwählte der Mehrheit, der besonders vom Dompropst Eckhard von Wenden, von den Mannen und den kleineren Städten des Stifts unterstützte Landgraf Hermann von Hessen, der inzwischen die Administratur des Kölner Erzstifts erlangt hatte, seine Hildesheimer Ansprüche auf Balthasar. Dessen älterem Bruder Magnus, der für ihn die Verhandlungen führte, wurde von der Kapitel-

partei, die jetzt Balthasar als Administrator postulierte, einstweilen das Schloß Steuerwald überantwortet. Und im Dezember 1472 drangen Herzog Heinrich und sein Sohn Magnus mit Heeresmacht ins Stiftsgebiet ein, um die Gegenpartei, von der die kleineren Städte und Steuerwald schon bedrängt wurden, mit Waffengewalt zum Nachgeben zu zwingen. Auch Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg und König Christian von Dänemark unterstützten — wenigstens moralisch — die Mecklenburger, indem sie Fehdebriefe an die Hildesheimer sandten. Aber gleich das erste Unternehmen schlug fehl: vor Steuerwald, das die Mecklenburger entsetzen wollten, wurden sie von den belagernden Hildesheimern so warm empfangen, daß sie sich nach Peine zurückziehen mußten. Die bald darauf begonnenen Friedensverhandlungen kamen nicht vom Fleck. Endlich aber wurde Balthasars Sache durch Steuerwalds Fall (2. Juli 1473) völlig aussichtslos. Auch als er jetzt nach des Bischofs Werner von Schwerin Tode Administrator des heimatlichen Bistums geworden, dieses gegen Hildesheim auszutauschen strebte, scheiterte auch dies an der Ablehnung des Bischofs Henning. Balthasar hatte nun wenigstens eine Versorgung erlangt, aber das ganze weitausschauende Unternehmen war ergebnislos verlaufen. Nicht einmal die mäßige Geldentschädigung für alle aufgewandten Kosten und für die aufgegebenen Ansprüche kam dem Herzog Heinrich noch zustatten. Ursprünglich (1474) auf 9500 rheinische Gulden angesetzt, wurde sie 1482 durch Schiedsspruch der Herzogin Anna von Braunschweig-Lüneburg in Übernahme der Kriegskosten und eine bar zu entrichtende Entschädigung von 3400 Gulden umgewandelt, die aber erst 1495 nach endlosen Schwierigkeiten vollständig bezahlt wurde.

Heinrich hatte in diesen Dingen keine glückliche Hand gehabt. Zu einem ähnlichen Fehlschlag führte auch ein anderer fast gleichzeitig von ihm unternommener Versuch, seine materielle Lage zu verbessern. Auf dem wegen der Türkengefahr berufenen Regensburger Reichstage hatte Kaiser Friedrich III. ihm zur Deckung der Kosten, die ihm die Befriedung der mecklenburgischen Straßen verursachte, die Errichtung neuer Zölle in Ribnitz und Grevesmühlen bewilligt. Sofort erhob Lübeck Widerspruch und erlangte, gestützt auf seine altverbriefte mecklenburgische Zollfreiheit, vom Kaiser die Befreiung von der Entrichtung der neuen Zölle (14. Mai 1473). Der Herzog appellierte an das kaiserliche Hofgericht, erreichte aber trotz der Fürbitte des Dänenkönigs Christian und des Markgrafen Albrecht Achilles nichts: die neuen Zölle blieben zwar bestehen, ebenso aber auch die Befreiung der Lübecker. Und von ihrem dadurch schwer beeinträchtigten Ertrage verlangte der Kaiser noch ein Viertel für sich! Was konnte dem Herzog noch bleiben, da er außerdem die Stadt Ribnitz für ihren eingezogenen alten Zoll entschädigen und nun noch erleben mußte, daß der Handel Wismars und Rostocks sich von den Landstraßen auf das freie Meer zurückzog? Zwar bewilligte ihm der Kaiser jetzt die Anlage neuer Wasserzölle zwischen Wismar und Poel, sowie zwischen Rostock und Warnemünde (23. April 1475). Da aber

wehrten sich die beiden mecklenburgischen Seestädte mit feierlichen Verwahrungen gegen diese Verletzung ihrer Privilegien und wandten sich in gemeinschaftlicher Appellation an des Kaisers Gericht. Das Ergebnis war ein völliger Mißerfolg Heinrichs. Am 23. April 1476 hob er mit seinen Söhnen die beiden Wasserzölle als den Privilegien der Seestädte zuwiderlaufend wieder auf, ehe noch das kaiserliche Hofgericht gesprochen hatte.

Die Erregung dieser Zollstreitigkeit zitterte noch in den Verhandlungen des Hansebundes nach, der jetzt die Abstellung der beiden neuen Landzölle forderte und, als Herzog Heinrich ausweichend antwortete, mit Gegenmaßregeln drohte. Er zögerte auch nicht, der Drohung eine Tat folgen zu lassen, und noch nicht zwei Monate später (31. Okt. 1476) stand ein auf sechs Jahre abgeschlossener mächtiger Städtebund fertig da, der Lübeck, Bremen, Hamburg an der Spitze, mit Rostock, Stralsund, Wismar, Stade und Ülzen, also dem verstärkten Kern des Hansebundes, die sächsischen Städte Magdeburg, Braunschweig, Halle, Halberstadt, Goslar, Hildesheim, Göttingen, Stendal, Hannover und Einbeck zu Schutz und Trutz zusammenschloß. So standen die Städte in drohender Rüstung, als gälte es einen Entscheidungskampf zwischen ihnen und der Fürstenmacht. Lübeck kehrte erst nach Herzog Heinrichs Tode, als dessen Söhne Albrecht, Magnus und Balthasar ihm die Freiheit vom Grevesmühlener und Ribnitzer Zoll und seine Privilegien bestätigt hatten (4. Mai 1478), in ein vertragsmäßiges Freundschaftsverhältnis zu Mecklenburg zurück.

In allen diesen Händeln hatten Herzog Heinrichs beide Schwäger, Kurfürst Albrecht Achilles und der Dänenkönig Christian, treu zu ihm gestanden. Die Dinge hatten sich in Deutschlands Nordosten doch nicht so gestaltet, wie es den Anschein hatte, als die pommerischen Pläne des Kurfürsten Friedrich vor den Mauern Uckermündes so schweren Schiffbruch litten. Nur vorübergehend hatten sich die mecklenburgischen Herzöge durch die überraschende Wendung der Dinge ins pommerische Lager hinüberdrängen lassen. Ihre nahen verwandtschaftlichen Beziehungen hatten doch die rasch entstandenen Mißhelligkeiten mit Brandenburg eine baldige friedliche Schlichtung finden lassen, ohne daß ihre neu gewonnenen freundschaftlichen Beziehungen zu den Pommerherzögen darüber verloren gegangen wären. Im Gegenteil, sie wurden alsbald durch eine doppelte Eheverbindung zwischen beiden Häusern noch fester geknüpft: Herzog Wartislav sollte weiland Ulrichs von Stargard Schwester Magdalene und Herzog Heinrichs zweiter Sohn Johann des Pommerherzogs Erich Tochter Sophie zur Ehe nehmen. So war Herzog Heinrich der gegebene Vermittler in dem Widerstreit der brandenburgischen und pommerischen Interessen geworden, und es gelang ihm auch am 30. Mai 1472 zu Prenzlau, zwischen dem Kurfürsten und Erich von Pommerne eine friedliche Einigung auf der Grundlage der brandenburgischen Oberlehensherrlichkeit herbeizuführen, während Wartislav in seiner Ablehnung solcher Herrschaftsansprüche beharrte.

Ein erneutes enges Bündnis Herzog Heinrichs und seiner Söhne mit Erich und Wartislav nebst Erichs Söhnen Bogislav und Kasimir

brachte das zwischen beiden Häusern bestehende enge Verhältniß wiederholt zum Ausdruck (13. Mai 1474). Und als der Mecklenburger Johann von der mit seinem Bruder Magnus unternommenen Reise ins gelobte Land (1474) nicht heimkehrte, trat Magnus bald (6. März 1476) in seine Stelle und wurde der Verlobte Sophiens von Pommern. Er gedachte seine Braut bald heimzuführen ungeachtet des Gelübdes der Ehelosigkeit, das sie angesichts des Verlustes ihres ersten Verlobten abgelegt hatte, und gewann auch das Einverständnis Bogislavs X., des Sohnes des inzwischen verstorbenen Herzogs Erich und Bruders Sophiens, daß bald nach Michaelis das Beilager zu Stettin gehalten werden sollte. Doch selbst so zahlreiche und starke, von einem Hause zum andern gespannte Fäden der Freundschaft boten keine unbedingte Sicherheit vor überraschenden Ausbrüchen einer nicht für möglich gehaltenen Feindseligkeit. In das Verhältniß zu Pommern spielten doch wohl noch die alten unbefriedigten Stargarder Schuldforderungen hinein. Auch eine zu Gunsten der brandenburgischen Herrschaftsansprüche versuchte Vermittlung Magnus' mag bei Bogislav, der seine Unzuverlässigkeit, Treulosigkeit und rücksichtslose Herrschsucht selbst der eigenen Mutter gegenüber nicht zu bändigen vermochte, einen Stachel zurückgelassen haben. Genug, als Magnus frohen Mutes mit festlichem Gefolge von Verwandten und Freunden zur Hochzeit eilte, wurde er unweit Kummerow von seinem eigenen Schwager Bogislav verrätherisch überfallen, der nach Plünderung und Verbrennung von Stadt und Vorwerk Kummerow noch die Länder Stavenhagen, Stargard und Penzlin mit Raub und Brand heimsuchte. Bernd Malzkau auf Wolde, der sich erst vor kurzem mit schwerer Schatzung aus mecklenburgischer Gefangenschaft hatte lösen müssen, in die er im Verlaufe der immer noch nicht beendeten Penzliner Einlösungshändel geraten war, erbeutete den ganzen von Magnus mitgeführten Schatz von Kostbarkeiten im Werte von 4000 Gulden. Magnus selber hatte sich durch eilige Flucht ins Schloß Kummerow, das noch immer mecklenburgisches Pfand war, gerettet. Während er, sein Vater und seine Brüder rüsteten, suchte Markgraf Johann, der anstatt seines im Frankenlande weilenden kurfürstlichen Vaters Albrecht jetzt über der Mark waltete, durch gütliche Vermittlungsverhandlungen den Ausbruch des drohenden schweren Kampfes zu verhüten. Einem Bogislav gegenüber kam er nicht vorwärts. Und schon (16. Jan 1477) hatten, an dem Erfolge der Vermittlung verzweifelnd, die mecklenburgischen Herzöge sich mit dem Markgrafen dahin geeinigt, daß, falls der nächste Tag die erwünschte Entscheidung nicht bringen sollte, sie mit einander in Frieden und Unfrieden wider Bogislav stehen und einander nicht verlassen wollten. Da traten zwei Ereignisse ein, die den Dingen eine ganz neue Wendung gaben: Herzog Heinrich schied aus dem Leben, und fast gleichzeitig wurde Markgraf Johann durch die Glogauschen Erbfolgehändel genötigt, seine Macht nach Schlesien wider den Herzog von Sagan zu kehren.

Es war eine üble Erbschaft, die die Brüder Albrecht, Magnus und Balthasar antraten, doppelt übel in dieser verworrenen und gefahrvollen Lage. Aber sie klärte sich rasch in glücklichster Weise. Bogislav folgte

dem Markgrafen nach Schlesien. So schloß die pommerische Fehde von selber ein. Nur die Malkans auf Wolde setzten den Kampf um Penzlin fort, der erst Jahrs darauf beendet und am 6. August 1479 durch Bogislavs Vermittlung völlig beigelegt wurde: Unter Entschädigung der Malkans mit einigen Dörfern wurde Stadt, Schloß und Vogtei Penzlin endlich wieder an die Herzöge von Mecklenburg abgetreten.

Endlich hatte Mecklenburg wieder Ruhe vor den pommerischen Herzögen. Während Wartislav die Verwicklung des Markgrafen in die schlesischen Kämpfe eine willkommene Gelegenheit bot, die Fehde gegen das unverföhnlich gehaßte Brandenburg mit Glück wieder aufzunehmen; während der von Schlesien wieder abgezogene Bogislav sich dem kampflustigen Dhm anschloß und eine schwere, wechselvolle Fehde zwischen den eben noch auf Schlesiens Gefilden Verbündeten entbrannte, konnte Magnus endlich (29. Mai 1478) zu Anklam seine so lange hinausgeschobene eheliche Verbindung mit Sophie von Pommern vollziehen. Auch als der aus Franken mit starker Heeresmacht zurückgeeilte Kurfürst Albrecht Achilles die gefährdete Lage seines von Schlesien und Pommern zugleich angegriffenen Landes durch erfolgreiche Verhandlungen nach der einen und durch kraftvoll geführte Schlüge nach der andern Seite zu kehren wußte, durfte Mecklenburg sich weiter des Friedens freuen. Erst als Bogislav nach dem Tode seines Dhms Wartislav († 13. Dezbr. 1478) zum ersten Male seit langer Zeit wieder ganz Pommern zu einer ungetheilten Masse vereinigte, als sein dadurch gesteigertes Machtgefühl den Abschluß der schon begonnenen Friedensverhandlungen störte, begannen Mecklenburgs Herzöge vermittelnd einzugreifen, um den Wiederausbruch dieser blutigen Kämpfe zu verhindern, in die ihr Land so leicht verwickelt werden konnte. Ja, der unbeugsame Trotz des pommerischen Alleinherrschers drängte sie sogar wieder in ein Bündnis mit Brandenburg (23. Juni 1479), das sie durch die verheißene Abtretung der Länder Barth, Wolgast, Anklam und Güzkow — falls der pommerische Mannsstamm mit Bogislav erlöschen würde — zu gewinnen wußte. Aber schon drei Tage darauf gelang es ihnen, den Frieden zu vermitteln, in dem nun endlich die Oberlehensherrlichkeit Brandenburgs über Pommern durch den einzigen noch vorhandenen Herzog dieses Landes anerkannt wurde.

Mehr noch als die auswärtigen Beziehungen bei stets drohenden kriegerischen Verwickelungen erforderte die völlige Zerrüttung der inneren Verhältnisse des Landes die ganze Kraft der jungen Fürsten. Es war doch ein anderer Geist, der jetzt nach Heinrichs Tode im Hause Mecklenburg die Oberhand gewann. Das zeigte sich sogleich, als die Herzöge Albrecht VI. und Magnus II., die jetzt die gemeinsame Regierung der mecklenburgischen Lande übernahmen, ihre Herrschertätigkeit mit Anordnungen zur Einschränkung der Kosten ihres gemeinsamen Haushalts eröffneten. Sie hatten eine der Hauptquellen des Niederganges ihres Hauses und Landes sicher erkannt und säumten nicht, sie zu verstopfen. Und neben der hierdurch angebahnten Ordnung im Haushalt stand ihnen auch schon das fernere Ziel fest, das sie durch planvolle Verwendung der Ersparnisse zu erreichen

gedachten: die Wiedereinlösung aller der ungezählten Einkünfte und Gebungen, Höfe und Dorfschaften, ja ganzer Landesteile, deren durch frühere Geldnöthe verursachte Verpfändung nach vorübergehender, meist kaum fühlbar gewordener Erleichterung gerade diese Geldnot zu einer dauernden, scheinbar unüberwindlichen gemacht, die Landesherrschaft in eine unwürdige Abhängigkeit von reicheren Städten und Vasallen gebracht, ihre Kräfte gelähmt und dadurch die allgemeine Unsicherheit, die unaufhaltsam fortgeschrittene Zerrüttung aller Verhältnisse in erster Linie mit verschuldet hatte.

Daß die jungen Fürsten dies Ziel sicher erkannten und auch planvoll ans Werk gingen, neue Grundlagen für die fast zu einem leeren Schein herabgesunkene Macht ihres Hauses zu legen, ist schon ein bleibendes Verdienst. Aber es war noch weit entfernt von der Erfüllung. Es ist nicht richtig, daß die erschreckende öffentliche Unsicherheit, die durch die ganze lange Regierungszeit Heinrichs hindurch ungemindert auf dem Lande gelastet hatte, nun mit einem Schlage oder doch mit überraschender Schnelligkeit wieder geordneten Zuständen gewichen wäre. So allgemeine, tief eingewurzelte und den einflußreichsten Kreisen der Bevölkerung nützlich und lieb gewordene Mißstände kann selbst der Wille des mächtigsten Fürsten nicht von heute auf morgen in ihr Gegenteil wandeln. Und die Macht, die es auch nur allmählich hätte erzwingen können, mußte ja erst in mühsamer Arbeit neu begründet werden. So leicht war auch der selbstherrliche Trotz dieser Ritterschaft nicht zu brechen, der sogar dem Teufel gegenüber Stand hielt:

„Ich bin ein meckelborgsch Eddelmann,
Wat geit di Düvel min Supen an?“

Gerade jetzt, einige Jahre nach dem Regierungsantritt der herzoglichen Brüder, erschollen die Klagen der Städte über Unsicherheit der Straßen, Räubereien und Plackereien wieder besonders laut. Bündnisse der Fürsten zur Unterdrückung des Straßenraubes folgten einander in so bedenklich kurzen Zwischenräumen, daß man ihre Erfolglosigkeit förmlich mit Händen greifen kann. Es waren nicht allein die Raufereien der Flotow, Graevenitz, Quisow, Möllendorff in dem stets unruhigen Grenzgebiet des Bistums Havelberg, worunter der Handel und Wandel empfindlich litt. Auch mitten im Lande war die allgemeine Unsicherheit noch gesteigert durch schwere Fehden, in die die Stadt Malchin mit den Hahns von Bafedow (1478), Neubrandenburg mit den Stefels verwickelt waren (1480). Friedland hatte unter Räubereien der Schwerin und Boß zu leiden. Wismar, Neubrandenburg und fremde Kaufleute wurden auf offener Landstraße von Kurt von Plessen beraubt, der darauf landflüchtig wurde.

So hat es das Jahrhundert zu Ende fortgedauert. Verhandlungen über Räubereien und Friedensbrüche nehmen nach wie vor in den Beziehungen zu sämtlichen Nachbarterritorien den breitesten Raum ein. Eine wirklich ins Auge fallende Besserung läßt sich in diesen Dingen immer noch nicht erkennen. Und doch war bei den Fürsten der gute Wille, hierin Wandel zu schaffen, zweifellos vorhanden. Namentlich bei Magnus. Der

war ohne Frage der eigentliche Träger des neuen Geistes, der seit Heinrichs Tode über dem Lande waltete; auch da schon, als er sich noch mit seinem älteren Bruder Albrecht in die Herrschaft teilen mußte. Albrecht scheint noch mehr von der unruhig draußgängerischen Art seines Vaters gehabt zu haben. Gleich lag er mit dem streitbaren Havelberger Bischof in Fehde. Und bald darauf geriet er rasch nach einander mit Stralsund und Parchim in Mißhelligkeiten; in schwerere noch mit dem Hamburger Kapitel, das ihn bannte und noch nach seinem Tode († 16. Februar 1483) in Schmähschriften eines räuberischen Einfalls ins Land Stormarn bezichtigte. Der jüngste der Brüder, Balthasar, nahm, seitdem er dem Schweriner Bistum und dem geistlichen Stande entsagt hatte (1479), ebenfalls an der Regierung teil — mehr dem Namen nach. Er war nicht zum Herrscher geboren; Jagd und Reisen, namentlich Wallfahrten, gewährten seinem weicheren Geist größere Befriedigung als die nüchternen, harten Staatsgeschäfte. So hat ihn wohl schon seine Mutter Dorothea beurteilt, als sie bei der Teilung des Landes unter ihre drei Söhne nur zwei Teile machte (13. März 1480), von denen den einen Albrecht, den andern Magnus und Balthasar gemeinschaftlich erhielten. Der frühe Tod Albrechts hat diese Teilung rasch wieder aufgehoben. Magnus, der jetzt dem Namen nach mit Balthasar über die gesamten mecklenburgischen Lande herrschte, war tatsächlich in allen wichtigen Dingen der Bestimmende.

So hat er unbeirrt den Weg verfolgt, von dem er hoffen durfte, daß er zur Heilung der schweren, aus der Vergangenheit überkommenen Schäden führen würde. Wie die Einlösung der verschleuderten landesherrlichen Einkünfte und Gerechtsame vor sich gegangen ist, läßt sich bei der Lückenhaftigkeit der Quellen nicht in jeder Einzelheit erschöpfend erkennen. Daß aber der Herzog dies wirksame Mittel zur Wiedergewinnung von Ansehen und Macht nicht aus den Augen verlor, tritt deutlich genug hervor. Noch im Jahre 1492 hat er bei einem Aufenthalt in Wismar (6. Febr.) 4453 Mark verwandt, um eine Menge verpfändeter Beden, Pächte, Gerichte und Dienste in einer großen Zahl von Ortschaften des umliegenden Landes wieder einzulösen. Manches mochte auch im Laufe der unruhigen und geldarmen Zeiten der Landesherrschaft auf unrechtmäßigem Wege abhanden gekommen sein. Dies wieder bezutreiben, ohne dafür die schweren, ja vielfach unerschwinglichen Kosten der Einlösung aufwenden zu müssen, hatten schon die drei Herzöge gleich nach ihres Vaters Tode ein gemeinsames Gebot an Ritterschaft und Mannschaft, Geistliche und Weltliche erlassen, daß alle ihr Pfandrecht an Vogteien, Städten und Schlössern urkundlich beweisen sollten. Das konnten die Flotows nicht. Die hatten schon seit 1354 Stadt und Land Malchow als werlesches Pfand inne, schalteten darin wie Landesherren und hielten in ihrem landkundigen „Mutwillen, Troß und Ungehorsam“ durch unablässige räuberische „Zugriffe“ die Nachbarschaft, namentlich die brandenburgische in Atem. Eine Einlösung war so gut wie ausgeschlossen bei der Höhe des Pfandschillings (6000 Mark lötligen Silbers), der sich durch die zu leistende Nachzahlung des Ausfalls an der gewährleisteten Jahreshebung von 1800 Mark lübisch,

durch den Ersatz der Baukosten und anderer nützlicher Verwendungen während eines so langen Zeitraumes ins Ungemessene gesteigert hatte. Magnus und Balthasar gingen nun auf dem Wege Rechts gegen dies mächtige Vasallengeschlecht vor (1492) und erlangten auch vom Lehensgericht die Einweisung in den erstrebten Besitz. Aber sie sollten dessen nicht froh werden; es spann sich darüber vor dem neuerrichteten Reichskammergericht jener Riesenprozeß an, dessen Ende sie nicht erlebten, der beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges noch in voller Blüte stand und erst nach Jahrhunderten (1837) durch einen Vergleich seine Erledigung finden sollte.

Es konnte eben nicht ausbleiben, daß das jetzt zum ersten Male seit so langer Zeit wieder kräftig hervortretende Streben der Landesherren, die verlorengegangene Ordnung im Innern wiederherzustellen und auf dieser gesicherten Grundlage die zu schimpflichem Unvermögen herabgesunkene Fürstenmacht von neuem emporzuwachsen zu lassen, bald hier bald dort auf zähen Widerstand stieß. Nicht allein die großen Rittergeschlechter sträubten sich, von ihrer in den Zeiten der Auflösung aller Ordnung gewonnenen, den Landesfürsten fast ebenbürtigen Stellung sich wieder hinabdrücken zu lassen zu der früheren Unterordnung. Auch die Städte hatten an Selbständigkeit zugenommen. Besonders die beiden Seestädte, in denen unter dem frischen Hauch des Meeres schon von Anbeginn ein von Kraftgefühl, starker Männlichkeit und stolzem Selbstbewußtsein gehobener Geist heimisch geworden war, hatten ihre enge Verbindung mit dem mächtigen, die Ost- und Nordsee umspannenden Bunde der Hanse in steigendem Maße der Unterordnung unter ihre altangestammte Landesherrschaft zu entfremden gedroht. Zwar hatte sich Klostok dem ungewöhnlichen Verlangen der Erbhuldigung, das nach Heinrichs IV. Tode dessen drei nachgelassene Söhne an die Stadt stellten, gefügt. Aber gewiß nicht ohne Widerstreben, denn die Stimmung der Stadt gegen die Landesherrschaft war gerade jetzt wegen der immer noch nicht völlig erledigten Zollstreitigkeiten nicht frei von Gereiztheit. Wohl hatte Klostok im Verein mit Wismar noch zu Lebzeiten des Herzogs Heinrich die Wiederaufhebung der neuerrichteten Wasserzölle durchzusehen gewußt. Aber das gemeinsame Vorgehen des Hansebundes gegen die Landzölle zu Grevesmühlen und Ribnitz hatte schließlich nur zur Anerkennung der Befreiung des Lübecker Handels geführt. Und doch hatte Klostok die Sache so sehr am Herzen gelegen, daß es auf einen blutigen Austrag gefaßt schien, als es bei den wendischen Bundesstädten anfragte, ob es für solchen Fall auf ihre Hülfe rechnen dürfte. Das war am 5. Juni 1477 geschehen, nur einen starken Monat, bevor die Stadt den Landesherren die Erbhuldigung leistete!

Weiterer Konfliktstoff fand sich rasch durch die gesteigerten Anforderungen der wieder selbstbewußt und gebieterisch auftretenden Landesherrschaft. Die Türkengefahr begann drohender an die Pforten des alten morschen Reiches zu pochen. Und schon im Herbst des nächsten Jahres finden wir die beiden Seestädte in Unterhandlungen, ob sie verpflichtet seien, die von den Herzögen geforderte Kriegsfolge gegen fremde Mächte

zu leisten. Wismar verneinte dies entschieden und bat Rostock, sich solcher Kriegsfolge und auch jeder an ihrer Statt zu leistenden Geldzahlung zu enthalten.

Schon schien das Maß zum Überlaufen voll; da kam ein Jahr später (1480) noch ein Zwist über die Bede hinzu. Die regelmäßigen Einkünfte der Landesherrschaft hatten schon lange nicht mehr ausgereicht, deren Bedürfnisse zu befriedigen. Sie konnten es um so weniger, je mehr sie durch Veräußerungen in fremde Hände gekommen waren. Schon etwa seit der Wende des 13. zum 14. Jahrhundert hatte man dem sich fort und fort steigenden Mangel abzuhelpen gesucht, indem auf Anfordern der Landesherrn bei besonderem Bedarf von den Ständen außerordentliche Beden bewilligt wurden, die später Landbeden genannt und nach einem festen Satz auf dem Lande von den Hufen und in den Städten von den Erben erhoben wurden. Jetzt, wo es galt die lange angehäuften Fehler der Vergangenheit endlich wieder gut zu machen, mögen die Anforderungen das gewohnte Maß überschritten haben. So war zwischen Wismar und Rostock bald ein Einvernehmen hergestellt, sich dem Dringen der Herzöge auf Zahlung der von den Ständen bewilligten außerordentlichen Bede nicht zu fügen. Während Wismar bald nachgegeben zu haben scheint, spitzte sich der Streit mit Rostock um so besorgniserregender zu. Weder auf die vorgeschlagene Vermittlung der wendischen Städte noch auf die von Rostock angebotene einmalige Geldabfindung in Höhe von 7400 Mark sundisch wollten die Herzöge sich einlassen. Die Verhandlungen zweier Jahre hatten zu keinem Ergebnis geführt, und da jetzt nur noch eine Entscheidung durch die Waffen möglich schien, verband sich Rostock sogleich (18. April 1482) auf zwanzig Jahre mit Wismar zur Aufrechterhaltung der Freiheit von Land- und Wasserstraßen, zur Abwehr des immer noch von den Herzögen ausgeübten Strandrrechts und zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Privilegien. Und während Rostock sich der Unterstützung der übrigen wendischen Städte auf alle Fälle zu versichern suchte, warben auch die Herzöge bei den benachbarten Königen, Fürsten, Herren und Städten um Kriegshülfe wider die auffässige Stadt. Gegen Ende Juni rechnete diese mit dem Ausbruch des Krieges und der Abschneidung ihrer Zu- und Ausfuhr schon so bestimmt, daß sie sich wegen ihrer Verproviantierung mit Roggen an Danzig wandte. Kaum einen halben Monat später (12. Juli) war denn auch das Bündnis fertig, in dem sich die mecklenburgischen Herzöge mit Bogislaw von Pommern wider die eigenen und auswärtigen Städte vereinten, besonders aber wider Rostock, das sich wider ihre Herzöge „mit Frevel und Widerwillen setzte“. Da wurden die mehrmals gescheiterten Vermittlungsverhandlungen noch ein letztes Mal von den Ständen und den wendischen Städten wieder aufgenommen: in Wismar kam es am 14. August zu einer Einigung, und schon am nächsten Tage war ein Vergleich zwischen den Herzögen und der Stadt abgeschlossen: Rostock erlangte gegen Zahlung von 1000 rheinischen Gulden und gegen Einlösung der verpfändeten Orhör für die Herzöge die Anerkennung der Bedefreiheit für das Stadtgebiet innerhalb der Zingeln, die Befreiung von

den neuen Grevesmühlener und Ribniger Zöllnen und die Bestätigung ihrer Privilegien, namentlich auch ihrer Jagdfreiheit. Es war ein entschiedener Erfolg Rostocks. Die Herzöge, die alle Vorbereitungen für eine kriegerische Entscheidung getroffen hatten, würden sich zu solchem Entgegenkommen kaum bereit gefunden haben, wenn ihnen nicht Markgraf Johann von Brandenburg die auf den 18. August nach Lübz erbetene Hülfe von 400 Pferden unmittelbar vor der Entscheidung abgeschrieben hätte.

Aber wenn man in Rostock wirklich hoffte, wie ein lübischer Chronist meldet, das Spiel sei hiermit zu Ende, so kannte man Herzog Magnus nicht. Der hatte gewiß nur mit knirschendem Zorn unter dem Zwange widriger Umstände diese Demütigung auf sich genommen. Die Spannung war durch die formelle Erledigung des Zwistes nicht gewichen, ja sie verschärfte sich sogleich, als Herzog Magnus von der Stadt Lübeck die Herausgabe des wegen Teilnahme an Viehräuberien bei Mölln auf seinem mecklenburgischen Gute aufgehobenen Hartwig Lüchow vergeblich verlangt hatte und sowohl Rostock wie Wismar auf die Anfrage der Herzöge, wie sie sich zu Lübeck stellen würden, falls es zu Unwillen käme, ausweichend antworteten (2. und 3. Jan. 1483). Auch die wenige Wochen später in drohender Form „bei Verlust der Privilegien“ wiederholte Anfrage der Herzöge hatte kein anderes Schicksal. Der Stachel mußte bleiben, wenn auch der drohende Ausbruch des Kampfes noch im August durch den Abschluß eines Vergleiches verhindert wurde, an dem Rostock und Wismar mitgewirkt hatten. Und als noch im gleichen Monat — kurz vor der endgültigen Beilegung dieses Zwistes — die Herzöge von Mecklenburg und Sachsen-Lauenburg, die sich erst wenige Wochen zuvor zu einem gemeinsamen Heereszuge gegen Lübeck verbunden hatten, Reiter und Fußvolk anwarben, da deutete das allgemeine Gerücht diese Maßnahmen nicht als gegen Lübeck, sondern als gegen Rostock gerichtet.

In der That war inzwischen eine andere Angelegenheit, von Magnus' kraftvoller Persönlichkeit mit Eifer gefördert, auf dem Punkte angelangt, wo sie einen neuen Zwist über Fürsten und Stadt heraufbeschwören und die ohnehin schon zwischen ihnen bestehende Verstimmung zu einem unheilbaren Bruch steigern mußte. Der alte, schon zu Heinrichs des Dickden Zeiten erwogene, später von Herzog Albrecht verworfene, aber angeblich auf seinem Totenbett neu ergriffene Plan, der seit 1443 in ihren Mitteln beschränkten Rostocker Universität durch Umwandlung einer der städtischen Pfarrkirchen in ein Kollegiatstift mit 12 Domherrenstellen aufzuhelfen, ihr dadurch namentlich die Möglichkeit einer Altersversorgung der Universitätslehrer zu gewähren, — dieser Plan war gerade jetzt vom Herzog Magnus wieder aufgenommen worden, als der noch unerledigte Zwist mit Lübeck der längst vorhandenen Mißstimmung neuen Zündstoff zugeführt hatte. Der Vorschlag, den Magnus und Balthasar der Stadt Rostock persönlich unterbreiteten (28. Mai), hatte bei dieser nicht nur keine Gegenliebe, sondern sogar bestimmte Ablehnung gefunden. Trotzdem beharrten die Herzöge auf ihrem Vorhaben. Wollten sie etwa die Niederlage, die sie von der Stadt erlitten hatten, wieder wett machen, indem sie den Streit hinüberspielten

auf ein Gebiet, wo sie von vornherein der wirksamen Hülfe der geistlichen Gewalten versichert sein konnten?

Als dann am 8. September auf einer Güstrower Zusammenkunft die Rostocker durch den Mund ihres Ratmannen Johann Wilken nochmals erklären ließen, daß trotz unsäglicher vom Rat angewandter Mühen die Gemeinde nicht einwilligen wolle noch könne, da sie durch die Universität schon hinreichend beschwert deren Verlegung an einen anderen Ort vorzöge, da sie ferner von der Errichtung des Kapitels eine verstärkte Herrschaft der Geistlichkeit befürchtete und endlich der Gottesdienst, für den schon überflüssig gesorgt sei, keiner Vermehrung bedürfe, — da entrang sich der schwülen Gewitterstimmung der erste grollende Donner; da nannte der zürnende Herzog Magnus die Rostocker Rebellen, zweifelte die Berechtigung der Stadt an, ihren Fürsten in einer so heiligen Angelegenheit Widerstand leisten zu dürfen, und drohte, sie mit bewaffneter Hand zum Gehorsam zu zwingen. Zunächst versuchten die Herzöge doch, auf dem Wege des geistlichen Prozesses zum Ziel zu kommen. Aber während das vom greisen Schweriner Bischof Konrad Loste eröffnete Verfahren, von der Stadt durch Berufung vor den Erzbischof von Bremen und von den Herzögen weiter vor den Papst gebracht, mit der Verhängung des Bannes über die ungehorsame Stadt einen ersten Abschluß fand (9. Mai 1484), brachen neue Zwischenfälle herein, die die Stimmung noch mehr erhitzen. Als herzogliche Bewaffnete im November 1483 den aus dem Schwaaner Turm entsprungenen Straßenräuber Wengelin, den der Rostocker Bürger Paul Grawetop heimlich auf seinem Pachtthof Gragetopshof aufgenommen hatte, dort nächtlicher Weile aufheben wollten, war es zu einem ersten blutigen Zusammenstoß gekommen, bei dem auf herzoglicher Seite ein Adeliger, Henning Thun, seinen Tod gefunden hatte. Neuer Unwille wurde erregt, als die Herzöge die von Rostocker Bürgern zu Eigen erworbenen Landgüter als Lehnen zu behandeln und nach Erlöschen des Mannsstammes der Besitzfamilien einzuziehen begannen. Und um das Maß des Übels voll zu machen, mußte gerade jetzt auch noch der alte Streit über das Strandrecht zu bedenklicher Hitze angefacht werden. Es schien, als sollte alles, was zwischen Landesherrschaft und Stadt irgend streitig war, jetzt mit einem Schlage einer gewaltigen Entscheidung entgegengeführt werden. Gegen Ende 1484 hatten die Bögte von Bukow und Schwaan das Gut eines gestrandeten Rostocker Schiffers in Beschlagnahme genommen und in angeblich 150 Wagen nach Schwerin gesandt. Da beschloß der Hansbund, von den Vorstellungen, die er längst gegen dies barbarische Unwesen erhoben hatte, zu tätigen Abwehrmaßnahmen überzugehen: die nächsten Städte sollten jetzt und künftig die Schuldigen greifen und richten lassen. Nun griff Rostock rasch zu, und während der Bukower Vogt Olbeschwager nach Schwerin entkam, gelang es der Stadt den Schwaaner Gerhard Frese in Kröpelin zu fangen. Am nächsten Tage wurde er in Rostock samt seinem Diener enthauptet.

Inzwischen hatten der geistliche Prozeß und die danebenherlaufenden Vermittlungsversuche der wendischen Städte ihren Fortgang genommen;

anfänglich nicht ungünstig für die Stadt. Ihrer Appellation wider den vom Schweriner Bischof verhängten Bann hatte sich nicht allein die Universität, sondern auch die Geistlichkeit der vier Pfarrkirchen angeschlossen. Als aber darnach wirklich die päpstliche Absolution eintraf, nannten die Herzöge das Vorgehen der Stadt bei der Kurie einen Bruch der vorausgegangenen Stillstandsvereinbarung und verlangten Unterwerfung unter einen Schiedsspruch heimischer oder auswärtiger Prälaten. Das konnte die Stadt nicht annehmen. Aber die Herzöge hatten schon einen neuen Schlag gegen sie vorbereitet, der sie bald schwer und überraschend traf: am 27. November 1484 griff der neue Papst Innocens VIII. in das noch schwebende Rechtsverfahren ein und sprach auf Wunsch des Bischofs und der Herzöge die Umwandlung der Rostocker Jakobikirche in ein Kollegiatstift aus.

Schlag auf Schlag war dieser widrigen Entscheidung die Entzweiung des Schwaaner Vogtes gefolgt. Jetzt schien der Entscheidungskampf vor der Thür zu stehen. Aber gerade in der Strandgutfrage standen Recht und Billigkeit so sehr auf seiten der Stadt, war ihr die kräftigste und einhelligste Unterstützung der wendischen Bundesstädte so zweifellos gesichert, daß jetzt selbst die Ritterschaft sich den kriegerischen Absichten der Herzöge versagte. Ein Versuch, die übrigen Städte von Rostock zu trennen, schlug vollends fehl. Selbst der Veröffentlichung der päpstlichen Bulle durch den zum Exekutor bestellten Bischof Johann von Rakeburg setzten die Rostocker ein durch erneute Appellation gewonnenes päpstliches Inhibitorium entgegen. Und als der Bischof trotzdem mit dem Interdikt gegen sie vorging, hatten sie bei ihrer wiederum eingelegten Appellation sogar die ganze Rostocker Geistlichkeit hinter sich.

Die friedlichere, der angebotenen Vermittlung des Markgrafen Johann Cicero von Brandenburg entgegenkommende Stimmung, die inzwischen bei beiden Parteien die Erkenntnis, einander nichts anhaben zu können, erzeugt hatte, war rasch und ohne Ergebnis vorübergegangen. Die im Lande herrschende Pest hatte es überhaupt nicht zu Tagfahrten kommen lassen. Da machte sich anfangs 1486 Herzog Magnus mit Bischof Johann von Rakeburg auf die Reise nach Rom und erlangte dort am 31. März vom Papste die Verwerfung der Appellation Rostocks. Der Stadt wurde ewiges Stillschweigen auferlegt und dem Rakeburger Bischof erneut aufgetragen, die Umwandlung der Rostocker Jakobikirche in ein Kollegiatstift mit Brechung jeden Widerstandes durchzuführen. Außerdem ermahnte der Papst Fürsten und Städte der Nachbarschaft, den mecklenburgischen Herzögen bei der Vollbringung dieses Werkes ihre Hülfe zu leihen. Der Bischof von Rakeburg rief für den Fall fortgesetzten Ungehorsams der Stadt den weltlichen Arm an.

Jetzt mußte es zu einer Entscheidung kommen. Der Rostocker Rat wußte sich nach Magnus' Heimkehr nicht anders zu helfen, als daß er seine Unterwerfung unter die päpstliche Entscheidung aussprach, obwohl ihm nicht verborgen sein konnte, wie sehr die Bürgerschaft, die von diesem Schritte keine Kenntnis hatte, ihm widerstreben würde. Selbst

dies bewahrte die Stadt nicht vor erneuter Verhängung des Bannes, da der Rakeburger Bischof keinen Aufschub der Weihe des neuen Domstiftes mehr dulden und dem bedrängten Räte nicht die Zeit lassen wollte, zuvor die Zustimmung der Bürgerschaft zu dieser Unterwerfung einzuholen. Darauf erneute Appellation der Stadt, ergebnislose Vermittlungsverhandlungen des Markgrafen, starke Rüstungen der Herzöge und ihrer Bundesgenossen, der Ausbruch des Kampfes scheinbar unvermeidlich. Da wandte Barthold Hülfers ab durch einen Vergleich, den er vermittelte: die Stadt gab wegen der Errichtung des Domstiftes endgültig nach; alle übrigen Streitpunkte sollten bei der bevorstehenden Anwesenheit der Herzöge in Rostock auf gütlichem Wege erledigt oder aber dem Urtheil der Landstände unterworfen werden.

Die mächtige Stadt, die damals selber ihre Einwohnerzahl auf mehr als 50 000 Seelen bezifferte, hatte den stolzen Nacken gebeugt. Als Herzog Magnus am 9. Januar 1487 mit seiner Gemahlin Sophie, dem Herzog Balthasar, dessen Gattin, den Schweriner und Rakeburger Bischöfen und anderen Herren, Prälaten und Mannen, vom Räte ehrenvoll empfangen, seinen Einzug in die Stadt hielt, da mochte sich ihm mit dem Gedanken an die Weihe des viel und hitzig umstrittenen Domstiftes wohl das schmeichelnde Bild eines Siegesfestes über die störrische Stadt verbinden. Wohl mochte sein Herz voll Genugthuung über den schwer errungenen Erfolg schwellen, als er am Freitag den 12. Januar unter glänzendem Gepränge und angesichts des versammelten Rostocker Rats, dem der Siegerstolz des Herzogs die Demütigung der erzwungenen Teilnahme nicht hatte ersparen wollen, die Errichtung des neuen Domstifts von St. Jakobi sich vollziehen sah. Seine getreuen Ratgeber, der Kanzler Thomas Rode und Heinrich Benzin, der Archidiacon von Rostock, sahen jetzt endlich die Saat aufgehen, die sie schon zu Lebzeiten des Herzogs Heinrich ausgestreut hatten, und sich selber als Propst und Dekan mit den höchsten Würden des neuen Stifts ausgestattet.

Alles dies hatte der mühsam niedergehaltene Ingrimm der Bevölkerung, wenn auch nicht ohne drohenden Tumult, geschehen lassen. Da brach er am Sonntag mit unwiderstehlicher Gewalt hervor, alle Schranken niederreißend. Ein aufgeregter Volkshaufe stürmte des Morgens in die Jakobi-Kirche, brachte den frommen Gesang der Chorschüler unter wüstem Geschrei zum Schweigen, zerschlug das Gestühl und zerriß die Bücher, die die Herzöge geschenkt hatten. Herzog Magnus — Balthasar hatte schon Tags zuvor wegen der drohenden Sturmzeichen die Stadt verlassen — hörte indessen die Messe in St. Marien. Er entwich vor der auch hier entstehenden Unruhe ins Pfarrhaus, von wo ihn die vier Bürgermeister mit Ratmannen in seine Herberge und weiter zum Steintor aus der Stadt geleiteten. Herzogin Sophie wurde in ihrem Wagen vom Pöbel beschimpft, entkam aber auch glücklich. Den Dompropst Thomas Rode aber ergriff die Menge im Pfarrhaus von St. Marien, zertrümmerte ihn heraus, schleppte ihn zur Lastadie, um ihn in einen Turm zu sperren. Aber unterwegs ver-

schied er unter den Mißhandlungen der Rasenden. Sein Leichnam blieb bis zum Abend auf der Straße liegen. Dem Domdechanten Heinrich Benzin ging es wenigstens nicht ans Leben, als man ihn zum Lagebuschturm schleppte und ihn dort festsetzte. Die anderen Domherren entkamen ihren Verfolgern.

Das geschehene Unheil mußte neues gebären. Niemand hatte jetzt noch die Macht, seinem Lauf zu wehren. Ein allgemeines gegenseitiges Mißtrauen vergiftete die Beziehungen aller Beteiligten zu einander: die Rostocker Bevölkerung glaubte sich von ihren Bürgermeistern an die Herzöge verraten, herzoglicherseits zieh man den Rat der Mitschuld an dem geschehenen Mord und Aufruhr, und der Rat wiederum klagte über die Herzöge, daß sie nur darum so eifrig die Errichtung des Domstiftes erstrebten, um auswärtigen, der Stadt feindlichen Personen Eingang in dieselbe zu verschaffen. Der Rat ermannte sich zwar noch, einen der Hauptübeltäter zu richten, der sich laut rühmte, Thomas Kode erschlagen zu haben. Darauf aber willigte er in das Begehren des Bürgers Hans Kunge, daß man nicht einzelne geringe Leute herausgreife und zu Sündenböcken mache, sondern gemeinsam für das Geschehene einstehe. Aber der innere Friede wurde damit der unglücklichen Stadt nicht wieder beschert. Aller öffentliche Gottesdienst verstummte. Der Rat hatte alle Achtung eingebüßt. Die beiden Bürgermeister Bartelt Kerckhof und Arnt Hasselbeck mußten sogar das Schlimmste befürchten, als sie ihre Haustüren mit Galgen und Rad bemalt fanden. Sie flohen mit ihren Söhnen aus der Stadt. Auch die Universität blieb nicht länger. Sie begab sich im Juli nach Lübeck, wo sie etwa ein Jahr lang weilte. Und während die innere Eintracht mehr und mehr schwand, gestaltete sich auch die äußere Lage immer bedrohlicher. Zwar hatten die wendischen Städte des Hansebundes, die ihrer Genossin so treu zur Seite standen, im März die Herzöge nochmals für Verhandlungen gewonnen. Aber anfangs Juni zeigten auch sie der Stadt ihre Mißbilligung des Geschehenen; da verlangten sie, der Rat solle die Übeltäter richten oder sich mit den Herzögen söhnen, vor allem aber seine Macht wiederherstellen; sonst sei ein Verhandeln mit ihm unmöglich. Zu solchem ließ es aber die trotzig ablehnende Haltung der Stadt jetzt überhaupt nicht kommen; die nach Grevesmühlen anberaumte Tagung wurde abbestellt, eine Entscheidung konnten nur noch die Waffen bringen.

Am frühen Morgen des 17. Juli eröffneten die Herzöge, unterstützt von den Herzögen Bogislav von Pommern, Johann von Sachsen-Lauenburg und dem Grafen von Lindow-Ruppin, den Angriff auf die Stadt. Die äußere Zingel des Mühlentors fiel in ihre Hände und wurde samt dem Ziegelhof von St. Marien niedergebrannt. Aber die tapferere Verteidigung der Rostocker ließ sie in acht Tagen keine weiteren Fortschritte machen. Da warfen sie sich mit einem Teile des Heeres auf Warnemünde, eroberten den Ort und brachten einige Tage später auch die Burg und den ummauerten Leuchtturm in ihre Gewalt. Erneute Verhandlungen, die nach dem Ausbruch der

Feindseligkeiten von den wendischen Städten durch Sendung des Lübecker Syndikus Dr. Albert Kranz angeknüpft waren, verliefen wieder ergebnislos. Da führten die Herzöge aus, was sie der Stadt schon angedroht hatten: sie ließen den Leuchtturm niederreißen, den Strom verschütten und verpfählen und den Ort niederbrennen. Rostock focht das wenig an. Es hatte soeben (2. August) von Lübeck die tröstliche Versicherung erhalten, daß ihm nicht allein von dieser Stadt, sondern auch von Hamburg und Lüneburg die erbetene Kriegshülfe werden würde. Ein verheerender Einfall der Rostocker auf den Darß kündete sogleich die gesteigerte Zuversicht der Stadt. Er entzog die pommerischen Hülfsstruppen der Belagerung, die darnach (10. August) von Magnus aufgehoben wurde. Nur noch im kleinen Reiterkriege mit Viehraub und anderen Schädigungen führten die Herzöge den Kampf fort. Da ereilte sie der Schlag von Pankelow (17. August). Dort waren sie mit 5—600 Reitern einem Vergeltungszuge der Rostocker entgegengetreten, der in der Frühe schon Potrems mit der Bülow'schen Burg berannt hatte. Die Bürger, 1500 Mann zu Fuß und 150 Reifige, überwältigten in einer halben Stunde die Herzoglichen. Magnus selber, am Bein durch einen Schuß verwundet, und Balthasar, dem sein Pferd unterm Leibe getötet wurde, entgingen kaum der Gefangenschaft, in die Otto Hahn und viele andere Reifige gerieten.

Nun blühte wieder der Weizen der Unterhändler. Die wendischen Städte, Markgraf Johann und König Johann von Dänemark brachten es endlich (13. Dezember) zum Abschluß eines Waffenstillstandes auf ein Jahr und 3 Monate. Zum Frieden aber kam es nicht. Den verhinderten die Forderungen, die die Stadt nach ihren letzten Erfolgen stellen zu dürfen glaubte: Wiederherstellung ihrer Rechte und ihres Besitzstandes, Aufhebung des Bannes, Niederschlagung des geistlichen Prozesses und Belassung ihrer Gefangenen während des Waffenstillstandes war es, was sie unter allen Umständen und vor allem andern verlangte. Und wer weiß, was sie alles durchgesetzt hätte, wenn nicht gerade, als die Waffenruhe sich ihrem Ende zuneigte, der innere Unfriede ihre Kraft lahm gelegt hätte. Die Unterwerfung unter die päpstlichen Befehle, die der Rat in seiner Bedrängnis am 15. Juli 1486 ohne Wissen der Bürgerschaft gelobt hatte, war in der Bevölkerung bekannt geworden. Ein aufgeregter Volkshaufe, geführt von Hans Runge, Tiede Boldewan und Magister Bernd Wartberg, drang am 10. Februar 1489 ins Rathaus ein, wo man dem Rat nach Verlesung der Gehorsamsurkunde und der den Bürgern wiederholt gegebenen Versicherungen, niemals die Errichtung des Domstifts zulassen zu wollen, Verrat der Stadt vorwarf. Nun erschienen, sogleich nach einer bereit gehaltenen Liste gewählt, wieder die Sechziger auf dem Plan, die sich am nächsten Tage mit der ganzen Gemeinde auf Leben und Tod zum Schutz der städtischen Privilegien und Freiheiten eidlich verbanden. Der Versuch allerdings, den Rat durch Absetzung von neun, der Begünstigung des Domstifts besonders verdächtigen Mitgliedern ganz unter die Macht der Bürgerschaft zu beugen, mißlang. Die Hansestädte erzwangen bei den jetzt wieder aufgenommenen Verhandlungen ihre Wiedereinsetzung.

So nahte, da der Friede nicht zustande kam, das im Dezember 1487 vereinbarte Schiedsgericht des Dänenkönigs und des Markgrafen heran. Am 29. August wurde es in Wismar eröffnet. König Johann war stattlich mit 600 Pferden erschienen, während der Markgraf nur seine Räte gesandt hatte. Als man nach tagelangen ergebnislosen Verhandlungen zum Urtheil schreiten wollte, verließen die Rostocker Abgesandten das Rathaus, indem sie erklärten, sie seien zur Entgegennahme eines Urtheils nicht bevollmächtigt. Als der Spruch dann nach dreimaliger vergeblicher Ladung der Rostocker doch erging (7. September), da beleuchtete er durch seine schonungslose Härte grell die Lage, in die die Stadt sich gebracht hatte: er verkündete den Fortbestand des Domstifts, die Bestimmung der den Herzögen besonders durch Magnus' Romfahrt erwachsenen Unkosten durch den Papst, den Verlust der Rostocker Lehen und Privilegien wegen der verübten Freveltaten, eine Geldbuße von 30 000 rheinischen Gulden an die Herzöge, erneute Huldigung und fußfällige, den Herzögen und ihren Gemahlinnen zu leistende Abbitte, Wiedereinsetzung Kerckhofs und Hasselbecks zu Bürgermeistern, Absetzung der inzwischen gewählten Bürgermeister und Ratmannen, Beseitigung der Sechziger, Errichtung eines Seelgeräts für den ermordeten Thomas Rode, Auslieferung der Urheber dieser That an die Herzöge. Eine mildere Beurteilung ließen die Schiedsrichter nur in wenigen Nebensachen walten: so in der Ermäßigung der 6000 Gulden Schiedsgerichtskosten, in die sie Rostock sogleich nach dem Fortgang seiner Abgesandten verurteilt hatten, auf 2500 Gulden; in der Gewährung der Rückerstattung der nachweislich rostockschen Strandgüter, in der den Herzögen auferlegten Rückgabe Warnemündes und der Aufräumung der gesperrten Warnow, die jedoch erst erfolgen sollten, nachdem die Stadt dem Schiedsspruch nachgekommen sein würde.

Die Härte des Spruches erregte in Rostock einen Sturm. Als der Rat, um der Bewegung endlich Herr zu werden, zu Zwangsmaßregeln überging und einige der Unruhestifter verhaften ließ, offenbarte er nur noch deutlicher seine ganze Ohnmacht. Ein Aufstand zwang ihn, die Gefangenen wieder freizugeben. Zwei Bürgermeister, sechs Ratmannen und manche der vornehmsten Bürger flohen aus der Stadt. Hans Runge, der auch jetzt wieder an der Spitze stand, beherrschte mit den Sechzigern die Lage. Mit ihnen zwang er den widerstrebenden, von 24 auf 9 Mitglieder zusammengeschrumpften Rat, Ersatzwahlen vorzunehmen (11. Dezember). Weder die Mahnungsschreiben beider Schiedsrichter, ja des Kaisers Friedrich zum Gehorsam, noch die Erinnerungen der wendischen Bundesstädte, die vor sie gebrachten Klagen der entwichenen Ratsherren über Beschlagnahme ihrer Güter, Ausweisung ihrer Familien, Gefangennahme der Anhänger des alten Rats zu bedenken, vermochten dem Starrsinn der ans Ruder gekommenen Volkspartei Schranken zu setzen. Sie fuhr unbeirrt fort, die noch vorhandenen Glieder des alten Rats durch neue zu ersetzen, bis alle „alten“ ausgedrängt waren. Mit den Herzögen hatte sich die Stadt zwar schon im Dezember zu Verhandlungen bequemt, aber sie führte sie auf solche Art, daß die Fürsten nur durch die Ausflüchte aufgebracht wurden,

womit sie ihre Unterwerfung unter den Wismarschen Schiedsspruch hinauszuschieben suchte. Auch die Erklärung der Hansestädte, daß nur nach Unterwerfung unter ihren Schiedsspruch in den Streitigkeiten mit den entwichenen Ratsgliedern die erbetene Hülfe gewährt werden könnte (24. Mai 1490), machte auf Rostock noch keinen Eindruck. Selbst als die im Sommer wiederaufgenommenen Verhandlungen ergebnislos verliefen und die Herzöge der Stadt die Zu- und Abfuhr abschnitten, ihre Reiter wieder plündernd um die Tore schweifen ließen und auch der Dänenkönig seine Reiche ihrem Handel verschloß; als feindliche Schiffe begannen Rostocks Seehandel zu bedrängen, da wagte die Stadt noch Wismar für die Beherbergung geflüchteter Ratsglieder zu züchtigen, indem sie Schiffe der Schwesterstadt beschlagnahmte (November). Aber ihre Widerstandskraft nahm doch rasch ab. Die Städte brachten endlich zu Lübeck (17. Dezember) eine Versöhnung zwischen dem alten und neuen Räte zustande.

Endlich von friedlicher Gesinnung erfüllt, hatten beide Ratsparteien nun auch eine Versöhnung mit den Herzögen bestimmt ins Auge gefaßt. Erst nach ihr sollten die Vertriebenen wieder auf den Ratsstuhl zurückkehren. Aber die Rostocker Volksführer Hans Runge und Bernd Wartberg konnten sich mit einem solchen Auslaufen der von ihnen so lange geleiteten Bewegung, mit dem Untertauchen ihrer Herrschaft in einer allgemeinen Versöhnung durchaus nicht befreunden. Sie verlangten, man solle den Lübecker Vergleich vom 17. Dezember für ungültig erklären. Da stießen sie mit ihrem früheren Genossen Dietrich Boldewan, den die Volksbewegung auf die Stelle des Bürgermeisters erhoben hatte, heftig zusammen. Der Stadttore sich bemächtigend, dachten sie ihre Herrschaft noch mit Gewalt aufrecht erhalten zu können. Aber es zeigte sich bald, daß sie die Massen des Volks nicht mehr wie früher hinter sich hatten. Das allgemeine Friedensbedürfnis hatte die Reihen ihrer Anhänger stark gelichtet. Als Runge vor der Bürgerversammlung gegen Boldewan die Anklage auf Verrat der Stadt erhob, hatte er endgültig ausgespielt; sein Widersacher drang mit der Gegenklage wegen Aufruhrs und eigenmächtiger Besetzung der Stadttore durch. Runge und Wartberg wurden noch am Abend des gleichen Tages (9. April 1491), an dem schon die Sechziger hatten abdanken müssen, im Gefängnis enthauptet. Sie gingen an der von ihnen selber entfesselten Bewegung zugrunde.

Zwei ihrer Anhänger hatten nach einigen Tagen noch das bittere, aber nicht unverdiente Schicksal der beiden Volksführer teilen müssen. Da war endlich die Bahn für eine Versöhnung mit den Herzögen frei. Die durch die letzten Unruhen unterbrochenen Verhandlungen wurden wieder angeknüpft. Am 20. Mai kam es nach siebentägigen, in Gegenwart der Herzöge in Wismar geführten Auseinandersetzungen zum Abschluß. Rostock fügte sich in die Errichtung des Domstifts, es verpflichtete sich, den Herzögen 21 000, der Herzogin Sophie 500 rheinische Gulden zu zahlen, die Dörfer Nienhufen und Jährenholz abzutreten, eine neue Huldigung zu leisten und die Herzöge bei ihrem Einzuge in die Stadt fußfällig um Gnade zu bitten. Das waren gewiß schwere Bedingungen, aber sie kamen doch denen des

Schiedsspruch bei weitem nicht gleich. Vor allem blieben der Stadt jetzt ihre Freiheiten und Privilegien erhalten, die die Herzöge nach geleisteter Huldigung zu bestätigen versprochen.

Was nebenher mit dem Schweriner Bischof zu regeln war, hatte am gleichen Tage seine Erledigung gefunden: 800 Mark Lübisches Kostenersatz, 1200 Mark zur Stiftung von Memorien für den erschlagenen Thomas Rode und die Aufrichtung eines steinernen Kreuzes mit Jahreszahl, Bild und Wappen des Getöteten waren die Bedingungen der Lösung von Bann und Interdikt. So war nach sieben Jahren voller Kampf und Streit der Friede wieder hergestellt, aber von einem wirklichen Einvernehmen waren Landesherrschaft und Stadt noch weit entfernt. Zwar zögerten die Herzöge nicht, Abbitte und Huldigung von der gedemüthigten Stadt entgegenzunehmen, in die sie am 11. Juni zugleich mit den entwichenen Ratsgliedern ihren Einzug hielten. Aber sie verließen die Stadt wieder, ohne ihr die alten Privilegien bestätigt zu haben. Das war eine erste Verletzung des Wismarschen Friedensschlusses. Die Stadt mußte zu dem Mittel der Verweigerung der zu Weihnachten fälligen Entschädigungsrate greifen, um endlich (2. Februar 1492) die Privilegienbestätigung zu erlangen.

Gewiß, die Stadt hatte sich der Territorialgewalt der Landesherrn, der vollends zu entgleiten es öfters nur noch eines Schrittes bedurft hätte, unterwerfen müssen. Das war auf seiten der Herzöge das eigentliche Ziel dieser Kämpfe gewesen, in denen der Streit um das Domstift mit seiner so kurzen Lebensdauer nicht viel mehr bedeutete als einen billigen und auch sonst vorteilhaften Anlaß. Aber die Stadt so tief zu demüthigen, daß sie aller Freiheiten und Vorrechte verlustig, zur Anspruchslosigkeit einer bescheidenen Landstadt herabgedrückt worden wäre, das war trotz heißester Anstrengungen und Mühen doch nicht gelungen. Was hieran noch fehlte, schien Magnus noch nachträglich schrittweise erringen zu wollen. In Rostock jedenfalls war man der Ansicht, daß die wieder und wieder hervorbrechenden Feindseligkeiten der Herzöge am letzten Ende doch den Freiheiten und Privilegien galten, die diese Stadt so eifersüchtig hütete. Mochte Magnus solche Pläne auch als verleumderische Andichtungen weit von sich weisen, so hat er sich in seinem Vorgehen gegen die Stadt doch keineswegs in den durch ihre Gerechtfame gezogenen Grenzen gehalten. Zu tief saß — trotz Friedensschlusses und der außer Bede und Landgütern geschlichteten Streitpunkte — noch der Stachel des hartnäckigen Widerstandes dieser selbstherrlichen Stadt in den Gemüthern der Herzöge, versöhnlicher Stimmung den Eingang wehrend. Schon nach wenigen Monaten verlangten sie Genugthuung von der Universität wegen ihrer Unterstützung der Stadt durch Beteiligung an ihrer Appellation, wegen ihres Auszuges nach Lübeck anstatt nach Wismar und wegen ihrer ohne Erlaubnis der Herzöge geschehenen Rückkehr. Dann gingen sie gegen die Stadt selber vor, ihr die Erhebung der neueingeführten Bierakzise, ohne die sie ihre schweren Entschädigungs- und Kriegskosten nicht tilgen konnte, verbietend; ihr zu solchen, durch dies Verbot unerlässlich gemachten Lasten noch 5000 Mark sündisch von der König Maximilian bewilligten Reichshülfe gegen Frankreich auferlegend. Im Februar 1492

war es schon wieder so weit, daß die Herzöge mit Erneuerung des Ein- und Ausfuhrverbotes drohten. Wenige Monate später war die Drohung zur Tat geworden, nachdem die Herzöge noch nachträglich wegen der Ent-
hauptung des Bogtes Gerd Frese 600 Gulden Entschädigung und Er-
richtung eines Gedenkcreuzes gefordert und den Privilegien der Stadt
zuwider von den Landgütern ihrer Bürger 25 reißige Pferde und zwei
Wagen als Kriegshülfe für Herzog Heinrich den Älteren von Braunschweig
wider seine Städte verlangt hatten. Da war der Kriegszustand wieder-
gekehrt: Die Herzöge brachen die Rostocker Landwehr zu Goldenitz, griffen
die auf Jahrmärkten Handel treibenden Kaufleute und Handwerker der Stadt
und verboten allen Schulzen und Bauern der Vogtei Ribnitz und des
Landes Rostock bei Lebensstrafe, Pacht oder Bede an die Rostocker zu
zahlen. Die Stadt klagte schon verzweifelt (1. September), ihre Herzöge
wollten sie gar nicht mehr aufkommen lassen. Endlich erkaufte sie (6. Dezember
1492) mit 3550 Mark den Frieden, der aber wieder nur zu rasch
vorüberging. Der noch ungeschlichtete Streit über die Landgüter brachte
sie in kurzem wieder so hart aneinander, daß Ende 1494 Rat und Bürger-
schaft sich darauf gefaßt machten, Gut und Blut an die Aufrechterhaltung
ihrer so vielfach verletzten Freiheiten setzen zu müssen. Die Herzöge unter-
schätzten die Mißstimmung der Stadt; sie glaubten, durch persönliche An-
wesenheit noch etwas ausrichten zu können, obwohl der Rat der Stadt in
seiner Besorgnis vor neuen Unruhen, ja vor einer Gefährdung des Lebens
der Fürsten mit den dringendsten, schriftlich und mündlich wiederholten
Bitten abriet. Als sie dennoch am 17. März vor Rostock erschienen,
fanden sie die Tore verschlossen. Da warfen sie sich auf Warnemünde,
nahmen die Rostocker Schiffe in Beschlag und sperren wieder Ein- und
Ausfuhr. Mühsam wurde auch dieser Zwist beigelegt, bis im Jahre 1500
ein neuer über die Fräuleinsteuer entbrannte. Der prinzipielle Gegensatz, wie
er sich zwischen der nach gleichmäßiger Beherrschung des ganzen Territoriums
strebenden Landesherrschaft und ihrer größten erbuntertänigen, aber doch in
mancher Hinsicht selbständig gebliebenen, mit weitgehenden Vorrechten aus-
gestatteten, durch auswärtige Beziehungen und Bündnisse über den engen
landschaftlichen Rahmen hinausgewachsenen und durch die Erinnerung an
eine große Vergangenheit gehobenen Stadt ausgestaltet hat, zieht sich durch
unsere ganze Geschichte; er hat bis auf unsere Tage nicht aufgehört, sich
in häufig wiederkehrenden größeren oder kleineren Streitigkeiten zu entladen.

Ein Mann von weniger kräftiger Art, als Magnus es war, wäre
vielleicht an solchen Schwierigkeiten gescheitert, in die er durch die ganze
Zeit seiner Regierung mit der bei weitem mächtigsten Stadt seines Landes
verwickelt war, deren durch machtvolle Bündnisse mehr als verdoppelter
Kraft er nur durch die Hülfe seiner Bundesgenossen die Wage hielt, ohne
sie jemals völlig niederkämpfen zu können. Selbst ein aus hartem Holz
geschnitzter Mann hätte dadurch für alle übrigen Aufgaben seines fürst-
lichen Berufes lahm gelegt und ausgeschaltet werden können. Um nur
zu verhüten, daß nach Heinrichs des Dicken schwächlich-bequemer, die Grund-
lagen der Herrschaft aufzehrender und dabei so verhängnisvoll langer

Regierung alles vollends aus den Fugen ging, schon dazu gehörte in so schwierigen und gefährvollen Zeitläuften ein ganzer Mann. Daß Magnus es vermocht hat, die eigenwillige, im Bewußtsein oft erprobter Kraft den Landesfürsten mit hochfahrender Ablehnung begegnende Stadt wieder unter den landesherrlichen Willen zu beugen, schon das ist eine bei den erschwerenden Umständen doppelt zu bewertende positive Leistung; ein erster Schritt vorwärts in der Entwicklung des mecklenburgischen Territoriums nach der Seite innerer Festigung und engeren Zusammen schlusses. Und dieser erste Schritt, der das Auseinanderstreben der Einzelkräfte dieses lockeren, noch ganz unfertigen Territorialstaates durch rücksichtslose Anwendung zäher Kraft und zielbewußter Beharrlichkeit endlich wieder einzudämmen begann, blieb nicht der einzige. Das Schweriner Bistum hatte — ähnlich der Entwicklung im benachbarten Brandenburg — schon unter dem schwachen Herzog Heinrich IV. begonnen, von der anerkannten Stellung eines reichsunmittelbaren Fürstentums herabzusinken zu der eines mecklenburgischen Landstandes. Fast ganz von mecklenburgischem Gebiet umschlossen, hatte es — zumal bei fast immer zerrütteten Vermögensverhältnissen und bei regelmäßig von den Päpsten geübter Vergewaltigung der Wahlrechte des Kapitels — schon längst keine selbständige politische Rolle mehr spielen können. Seitdem (1390) mit Rudolf von Stargard ein Glied des Herzogshauses den bischöflichen Stuhl eingenommen hatte, war das Stiftsland fast nur noch als ein Anhängsel Mecklenburgs erschienen. Unter Heinrich IV. war vereinzelt schon von der Dienstpflicht des Bischofs mit seinen Vasallen die Rede; der landesfürstliche Anspruch auf Ablager und Landbede machte vor den geistlichen Gütern nicht mehr Halt. Magnus aber trat ganz als Oberherr seines Landesbistums auf: Wie die Stadt Rostock immer wieder durch Geldzahlungen ihre Beugung unter die landesherrliche Gewalt bekunden mußte, so hatte auch der greise Bischof Nicolaus von Penz die verlorene Gunst des Herzogs Magnus mit 1000 Gulden wieder erkaufen müssen. Und die ursprünglich von Landeslasten freien Dörfer des Johanniterordens, die einst dem Herzog Heinrich IV. in seinen vielen Nöten ab und an mit erbetenen Hülfsleistungen freiwillig beigesprungen waren, wußte Magnus mit Abgaben, Diensten und Föhren bis zum Unvermögen an sich zu binden. Den nur zu berechtigten Klagen des Ordens setzte er mit eherner Unerbitterlichkeit sein angebliches althergebrachtes gutes Recht entgegen, appellierte an den Papst und beschwerte sich beim Kaiser über unrechtmäßiges Vorgehen des Ordens!

Was der unerbittlich harten Anwendung seiner überlegenen Macht hier gelang, war ihm nicht in gleichem Maße gegenüber den mächtigsten Vasallengeschlechtern beschieden. Seinem Bestreben, den Stotoms das Land Malchow wieder zu entziehen, war der Erfolg versagt geblieben. Und von den Malzkans hatte er mit seinen Brüdern wohl nach harten Kämpfen das Land Penzlin zurückgewonnen (1479). Als er aber später die Rechtmäßigkeit ihres reichen, in den Vogteien Malchin, Stavenhagen, Penzlin und Waren angehäuften Güterbesitzes anfocht, da scheint er vom

Gericht der Mannen und Städte nicht mehr erlangt zu haben, als daß es dem angeklagten Geschlecht die Beibringung weiterer Briefe und Beweise auferlegte (1492). Aber es war doch wieder ein starker Wille im Lande, der sich auch an die größten Vasallengeschlechter heranwagte, ihnen zu Gemüte führte, daß nach langen Jahrzehnten nahezu vollendeter Anarchie die natürliche und rechtmäßige Obergewalt der Landesherrschaft wieder-erstanden war, der auch sie sich zu beugen hatten. Und wenn diese Obergewalt auch bei ihren Versuchen, die Entstehung mancher größerer Vasallenherrschaften als unrechtmäßig nachzuweisen, keine glückliche Hand hatte, so hat sie doch die Gefahr ihrer Weiterentwicklung zu voller Selbstständigkeit, der Zerreißen des schon gelockerten Bandes territorialer Zusammengehörigkeit, gerade durch die vollendete Rücksichtslosigkeit ihres herrischen Auftretens am wirksamsten beschworen, die kleinen, überall im Lande emporgewachsenen Feudalherrschaften wieder unlösbar fest an sich fesseltend.

Und neben solchem, von Gewalttätigkeit nicht ganz freien Verfahren war das rechtliche Werk der Einlösung so vieler, der Landesherrschaft durch nachweisliche Verpfändung abhanden gekommener Gerechtigkeiten, Höfungen, Güter und Länder einhergegangen. Aus der Menge der Einlösungen kleinerer Wertobjekte hebt sich besonders die des Landes Grabow hervor (1494), das schon fast 200 Jahre im Pfandbesitz der Lützows gewesen war. Und diese ganze, große, sicher erkannte und mit zielbewußter Hartnäckigkeit durchgeführte Aufgabe der Wiedergewinnung fester Grundlagen für eine solide Machtbildung wurde auch unter den schweren Wirren des Kampfes mit Rostock stets im Auge behalten, ging auch unter den Unruhen nicht verloren, die das Fehdewesen und Raubrittertum des immer noch nicht völlig gebändigten Vasallenstandes fort und fort erregte. Anfangs der neunziger Jahre hallte das ganze Land noch wieder von Klagen über die allgemeine Unsicherheit. Selbst so belebte Verkehrsstraßen wie die zwischen Lübeck und Wismar waren das Ziel häufiger „Zugriffe“. Nicht einmal des römischen Königs Bote konnte unangetastet seine Straße ziehen. Bei Doberan wurde 1497 einer seiner silbernen Botenbüchse und anderer Dinge beraubt.

Kein Wunder, daß bei so starker Inanspruchnahme durch innere Angelegenheiten des Landes von Kraftwirkungen nach außen wenig zu spüren ist. Das ist einer der größten Ruhmestitel Magnus', daß er endlich brach mit der verderblichen Gepflogenheit seiner Vorfahren, die Kräfte, die im Innern so nötig waren, in auswärtigen Fehden zu verzetteln und dem Heimatlande verloren gehen zu lassen. So hat er mit seinem unstillbaren Hunger nach Macht, mit seiner zähen Beharrlichkeit und unbeugsamen Tatkraft, die ihn für die größten Aufgaben befähigt hätten, es über sich vermocht, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sich aller ehrgeizigen Pläne zu entschlagen, hier nichts mehr anzustreben als die Pflege guter Beziehungen zu seinen mächtigeren Nachbarn, Brandenburg, Pommern und dem seit Christians I. Wahl zum Herzog und Graf (1460) wieder mit den deutschen Landen Schleswig und Holstein zusammen-

gewachsenen Dänenreiche. Und gewiß war auch dies keine leichte Aufgabe. da bei den andauernden Grenzübereien die an sich schon peinlichen Schadenersatzverhandlungen namentlich mit Brandenburg allmählich einen gereizten Charakter annahmen, da der Wredenhagener Vogt Dietrich Beverneft der Unterstützung der Grenzüberer, der Stargarder Vogt eines verräterischen Anschlages auf Lythen beschuldigt und die alte Streitfrage der Lehenszugehörigkeit der Putziger Herrschaft zu Mecklenburg wieder aufgerührt wurde (1497). Und zu alledem kam nun noch die erbitterte Fehde, mit der der märkische Ritter Friedrich Pfuel von 1497 an zehn Jahre lang die mecklenburgischen Herzöge mit Raub, Mord und Brand heimsuchte, weil sie die Vermählung ihres Hoffräuleins Anna Bibow mit Henning von Oldenburg nicht hatten hindern wollen.

So ist Magnus die Selbstbescheidung, in der er seine Hände für die dringenden Angelegenheiten seines Heimatlandes frei hielt, gewiß nicht leicht geworden. In einen schärfer hervortretenden Gegensatz ist er während seiner ganzen Regierungszeit nur vorübergehend mit seinen westlichen Nachbarn geraten; aber der Streit um einen Elbwerder bei Dömitz und um das Leibgedinge der Herzoginwitwe Margarete von Stargard, in dessen Verlauf Mecklenburg als Gegenforderung die 1372 verheißene, aber noch immer vorenthaltene Elblandschaft Darzing mit Neuhaus beanspruchte, nahm weder mit Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig (1488—1492) noch später (1497) mit Johann von Lauenburg kriegerische Formen an. Die braunschweigischen Verhandlungen wurden durch die Fehde abgeschnitten, in die der Vermittler Heinrich der Ältere mit seiner Stadt Braunschweig geriet. Da hatten Magnus und Balthasar nicht gezögert, ihm seine Freundschaftsdienste durch kräftige Hülfe bei der Belagerung der Stadt zu vergelten, und als Lohn dafür (11. Mai 1493) den Pfandbesitz des Schlosses Rubenberg, des Fleckens Neustadt und der Vogtei Necklingen heimgetragen.

Mit Herzog Johann von Lauenburg, an den als den Besitzer des Darzing Magnus und Balthasar darnach die unerledigt gebliebene Forderung stellten, bestand ohnehin schon eine Spannung infolge einer heftigen Fehde, in die er mit mecklenburgischen Vasallen verwickelt war. Johann Stralendorff war 1491 im Zorn über die Einziehung von Lehensgütern, die er mit Anna Laßbecke erheiratet zu haben glaubte, in Lauenburg eingefallen. Zahlreiche mecklenburgische Vasallen, wie der Vogt Hans Beverneft, mehrere Plessen, Otto Overberg, Heinrich Barße, nahmen an seinen wiederholten Plünderungs- und Rachezügen teil. Auch der bei Magnus besonders wohlgelittene Boizenburger Vogt Cyriacus von Bischwang wurde den Lauenburgern ein sehr unbequemer Nachbar; er schädigte sie durch mehrere Überfälle (1493), verbrannte und plünderte sogar Wikeke, das Leibgedingsgut der Lauenburger Herzogin, und füllte das Dömitzer Schloß und sein festes Rörchower Haus mit Gefangenen an. Trotzdem wurde auch dieser Streitfall auf gütlichem Wege beigelegt (19. Mai 1497).

Und dies waren außer der Streitigkeit mit Lübeck wegen der Gefangennahme Hartig Vühows (1483) die einzigen nennenswerten Konflikte, in die Magnus während seiner ganzen Regierungszeit mit auswärtigen Territorien geriet. Ein neuer Streitfall mit Lübeck wegen des Delvenaufkanals, den die Herzöge zur Erzwingung der Zahlung ihres Salzvolles mit Ketten gesperrt hatten (1495), endete ebenfalls mit freundschaftlicher Beilegung (22. Febr. 1498), durch die Lübeck nach einmaliger Geldabfindung von allem Zoll in Kanal und Schleuse befreit wurde. Am wichtigsten wurde er noch dadurch, daß er Magnus' ältesten Sohn Heinrich an den Hof des ritterlichen Königs Maximilian führte, in dessen Diensten er sich mit 200 Pferden im burgundischen Gelderland die Sporen verdiente (1496). Die Anwartschaft auf die halbe Landgrafschaft Leuchtenberg allerdings, die der römische König später (28. April 1502) dem förmlich als Rat angestellten jugendlichen Herzog und seinen Erben für den Fall des Erlöschens des landgräflichen Mannstammes verlieh, ist trotz mehrfach eingetretener Erledigung dieses Reichslehens für das Haus Mecklenburg nicht in Erfüllung gegangen.

Bei allen inneren Sorgen und Bedrängnissen, bei aller niemals aus den Augen gelassenen hausväterlichen Sparsamkeit doch ein glanzvolles Auftreten nach außen; bei allem Verzicht auf eine auswärtige Politik mit selbständigen Zielen doch eine stete Bereitschaft, seinen Freunden in ihren Nöten hilfreich beizuspringen, das waren die Mittel, mit denen Magnus seine Stellung und das Ansehen seines Hauses nach außen wahrte. Wie er dem Lüneburger Freunde seine Hauptstadt bändigen half, so hatte er schon dem Sachsen-Lauenburger Nachbar bei seinen Kämpfen im Lande Hadeln (1485) durch Sendung von Reitern und Fußknechten Beistand geleistet. Die Nachbarfürsten vertrauten ihre Lande, wenn sie sie verlassen mußten, seiner Fürsorge an. So griff er als Stellvertreter seines ins Heilige Land gewallfahrteten Schwagers Bogislav den wilden Bernd Malkan, der von der Befehdung Pommerns nicht lassen wollte (1497). Dafür wurde ihm sein vornehmster Rat, der Ritter Klaus Hahn auf Basedom, von Bernds Stiefbruder Otto gefangen und bis nach Franken geschleppt. Aber endlich brachte er doch die von den Fürsten des Reichs und dem römischen König selber erfolglos angegriffene Sache zu gutem Ende, indem er einen Frieden zwischen dem heimgekehrten Pommernherzog und den Malkans vermittelte.

Seine engst verbundenen Nachbarn, die Pole, um die sich seine auswärtige Politik drehte, blieben aber doch Brandenburg und Dänemark. Ihnen schuldete er besonderen Dank für die Dienste, die sie ihm während der ganzen langen Dauer der Rostocker Verwicklungen geleistet hatten. Sie zu vergelten, zauderte Magnus nicht, als Markgraf Friedrich Ende 1497 mit dem Bamberger Bischof wegen des Schlosses Streitberg in Mißthelligkeiten geriet: ein Hülszug von 100 reißigen Pferden mit Hauptleuten, Wagen und Zelten sollte ins ferne fränkische Land gehen. Und auch, als König Johann von Dänemark das steifnackige Bauernvolk der Dithmarsen wieder einmal zum Gehorsam zu bringen gedachte, war Magnus zur

Hülfleistung bereit. Aber bald angeknüpfte Friedensverhandlungen hatten ihn des Zuges nach Franken überhoben, wie er auch in die verhängnisvolle Niederlage, mit der die deutschen Bauern den Dänenkönig bei Hemmingstedt niederschmetterten (17. Febr. 1500), nicht verwickelt wurde. Als aber darnach der Gedanke an einen erneuten Kampf auf dänischer Seite nicht schwinden wollte, da wirkten allerlei Gerüchte über feindselige Anschläge, die die Dänen nach Überwältigung der Dithmarsen gegen Mecklenburg geplant haben sollten, störend auf die bisherigen freundschaftlichen Beziehungen.

Die Zeiten hatten sich doch gewandelt. Seit in dem Hansebunde ein in die Weltpolitik tief eingreifendes Gebilde entstanden war, dessen Grundlage in erster Linie gleichartige wirtschaftliche Interessen bildeten, kam es auch allmählich in dieser Welt werdender Territorialstaaten dahin, daß nicht mehr Raub und Fehde, Streben nach Gewinn an Land und Leuten oder dynastische Familienverbindungen für deren Beziehungen zu einander allein maßgebend blieben. Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte brachen sich mit Macht Bahn. Und Magnus, der mit so sicherem Blick die Bedeutung der wirtschaftlichen Grundlage für die Bildung staatlicher Macht erkannt hatte, schritt bald zu Eingriffen ins Wirtschaftsleben, wie sie bis dahin wenigstens in Mecklenburg unerhört waren. Schon anfangs 1480 wurde seine Aufmerksamkeit auf die große Teuerung gelenkt, die der Kornaufkauf der Holländer dem Lande verursachte. Selbst die Seestädte begannen dadurch an Nahrungsmangel zu leiden. Da schritt er entschlossen ein und verband sich mit seinen Brüdern Albrecht und Balthasar, die Holländer in den mecklenburgischen Häfen und Städten nicht mehr zu dulden und ihnen vor allen Dingen kein Korn mehr verkaufen zu lassen. Anstatt ihrer sollte Lübeck und Wismar der Vorteil des Kornhandels gewahrt bleiben und ihnen stets sogleich von der Ankunft holländischer Schiffe Nachricht gegeben werden. Allgemeinen Landesteuerungen, die in jenen Zeiten nicht selten waren, suchte Magnus durch allgemeine Kornausfuhrverbote zu steuern.

Ja, des Herzogs Verständnis für Handel und Verkehr hatte ihn schon (1480) den Gedanken einer Schiffsverbindungs der Elbe mit der Ostsee über Elde, Stör und Schweriner See nach Wismar finden lassen. Stimmt diese Nachricht auch erst aus einem an Wallenstein erstatteten Bericht, so fehlt es ihr doch keineswegs an innerer Glaubwürdigkeit. Jedenfalls sind zwischen Mecklenburg und Brandenburg über eine Elb-Elde-Schiffahrt Verhandlungen gepflogen, deren Wiederaufnahme Magnus und Balthasar später (2. Mai 1497) anregten. Dabei deuteten sie in allgemeinen Ausdrücken auf die Anlage eines Kanals hin.

So lag Magnus jedenfalls der Gedanke nicht fern, von seinen Handelsverboten zu positiven Maßregeln überzugehen. Warum sollte der Getreidehandel, den er den Holländern unterband, nicht auch ihm und seiner Herrschaft unmittelbar zu Gute kommen? Aus dem Jahre 1487 sind wir berichtet, daß der Herzog in Boizenburg auf eigene Rechnung Roggen verkaufen ließ. Schon ein Jahr früher hatte er den Gedanken

gefaßt, selber Kaufmannschaft zu treiben und Korn nach Holland und Flandern zu verschiffen. Die Ausführung dieses Plans hatte allerdings ihre großen Schwierigkeiten. Das erforderliche Schiff von 80—90 Last konnte er in den umliegenden Seestädten nicht bekommen. Und als es ihm schließlich vom Dänenkönig Johann geliehen wurde, fand er keinen Hafen dafür. In Golwitz wollte es Wismar nicht dulden, und auf die Anfrage, ob es im wismarschen Hafen selber liegen dürfte, antwortete die Stadt ausweichend. So hatte das Schiff Golwitz verlassen und in fremden Häfen Zuflucht suchen müssen. Magnus und Balthasar drohten den Wismarschen schon (4. Mai 1491) mit einer Befestigung ihres Hafens Golwitz. Da nahm das ganze Unternehmen rasch ein klägliches Ende: Herzog Friedrich von Schleswig nahm auf Befehl seines königlichen Bruders das Schiff im Neustädter Hafen weg und führte es nach Eckernförde (Juli 1491). Magnus hatte 500 Gulden Herrichtungskosten nutzlos ausgegeben. Seine Beschwerden wurden schroff zurückgewiesen: das Schiff solle nun für den König und den Herzog fahren.

Waren damit Magnus' Seehandelspläne ein für allemal erledigt, so hielt er desto zäher an seinem binnenländischen Kornhandel fest. Der Grabower Bogt Kurd Deterdes verkaufte in Hamburg Roggen für den Herzog, der durch ihn auch (7. Okt. 1494) Erkundigungen über die Unterschiede der Kornpreise in anderen wichtigen Handelsplätzen der Nachbarschaft, Magdeburg, Braunschweig, Goslar, einzog, um darnach seinen Handel möglichst vorteilhaft leiten zu können. Deterdes empfahl dem Herzog, sein Getreide nach Magdeburg zu verschiffen, wo die Braunschweiger und Goslarer ihren Bedarf aufs Teuerste einkaufen mußten. Das mecklenburgische Korn selber in Dömitz oder in Lenzen holen zu lassen, hatten die Magdeburger abgelehnt. Bald — etwa seit 1495 — sehen wir den Herzog auch den Waldreichtum seines Landes kaufmännisch verwerten und in Hamburg mit Brettern handeln. So gewann er die Mittel zu Silberankäufen in Sachsen und für das heimische Münzwesen wieder eine gesicherte Grundlage.

Aber auch der Handel der anderen sollte ihm mehr als zuvor abwerfen; so war Magnus zur Erhöhung der Elbzölle zu Dömitz und Boizenburg geschritten. Viele Freude wird er kaum an dieser Maßregel erlebt haben, deren erste Wirkung eine Stockung der Elbschiffahrt war. Bartholomäus Lehferth konnte im Juni 1490 kein Geld vom Dömizer Zoll abliefern, weil er selber nichts eingenommen hatte. Die Elbschiffe waren vor Hamburg liegen geblieben; sie wollten nicht herauffahren, wenn sie nicht beim alten Zoll bleiben sollten. Bald wurden auch die Beschwerden der Handel treibenden Städte immer lauter und dringlicher. Im Frühjahr 1494 klagten Seehausen, Werben, Havelberg, Perleberg und Wittstock, von Alters her sei für ein Schiff mit Korn in Dömitz oder Boizenburg nur zwei oder drei Mark lübisch Zoll gegeben, was auf einen Wispel nicht über 4 Pfg. ausmache. Jetzt verlange man aber für jeden Wispel 2 Schilling sowohl in Dömitz wie in Boizenburg, zwingt wider alles Herkommen die Schiffer zu eidlicher Deklaration und zu außerordentlichen Gaben an die Amtleute

und Zöllner. Auch die Landzölle seien erhöht, ein ganz neuer sogar in Dranke errichtet. Das Privileg der einmaligen Verzollung der aus- und eingehenden märkischen Waren würde nicht mehr gehalten, sondern mehr als vierfach verzollt. Solche und ähnliche Klagen kehrten auf den mecklenburgisch-märkischen Tagleistungen immer wieder und vermehrten noch deren ohnehin überwiegend unerfreulichen Beratungsstoff. Magnus ließ sich dadurch von dem, was er als sein landesfürstliches Recht beanspruchte, nicht abdrängen. Ihm waren die Vorgänge des Wirtschaftslebens schon so vertraut geworden, daß er sie als Waffe zu gebrauchen wußte. Das zeigte er nicht allein den Rostockern durch mehrfach verhängte Handelsperren, sondern auch den Lübeckern, als er mit ihnen wegen des Salzsolles auf dem Delvenau-Graben in Mißhelligkeiten geriet. Da befahl er Johann Berner in Gadebusch, Hans Bevernest in Grebesmühlen und dem Propst von Rehna, nur in einheimischen Städten gebräutes Bier zu dulden, jedenfalls keine Einfuhr aus Lübeck und kein Brauen der Edelleute zu gestatten.

* * *

Endlich war dem Mecklenburger Lande in Magnus wieder ein Herrscher erstanden, der mit allen Kräften seiner starken Männlichkeit darnach rang, das wirre Durcheinander von landschaftlichen, städtischen und ständischen Sonderrechten, die im damaligen Mecklenburg eine noch recht unorganische Vereinigung fanden, zusammenzuschweißen zu dem in sich gefestigten Gebilde eines Territorialstaates. Gewiß hat auch er das Schicksal der Sterblichen geteilt, nicht alles zu erreichen, wonach er strebte. Mancher Mißerfolg fiel wie ein schwerer Schlag auf ihn, aber keiner hat ihm die Tatkraft gebrochen oder auch nur vorübergehend gelähmt. In seinen wirtschaftlichen Plänen ist er über tastende Versuche noch nicht hinausgekommen. Das konnte wohl noch nicht anders sein. Aber er hat doch wieder dem Landesregiment einen festen Willen, oft von unbeugsamer Härte einzuhauchen gewußt. Manche der Landesherrschaft in der langen Zeit ihres Darniederliegens abhandengekommene Besitztümer und Gerechtfame hat er zurückgewonnen, zu der unter Heinrich IV. spurlos verschwundenen Zentralverwaltung nicht allein einen neuen Grund gelegt, sondern mit ihr auch eine für die Heranziehung, Entwicklung und planvolle Zusammenfassung der materiellen Kräfte des Landes äußerst fruchtbare Tätigkeit entfaltet.

Die Mittel, die Magnus zur Erreichung seines Zieles anwandte, waren gewiß nicht immer einwandfrei. Auch wohlervorbene Rechte konnten bei ihm auf keine Schonung rechnen, wenn sie seinem Herrscherwillen im Wege standen und wenn er hoffen durfte, sie mit seiner in mühsamer Planmäßigkeit angesammelten Macht niederzukämpfen zu können. In seinem Sagen nach materiellen Gütern hat er oft das zulässige Maß überschritten; aber er tat es nicht, um für sich selber Reichtümer zu sammeln, sondern um für den zu erbauenden Staat einen festen Grund zu legen. Insbesondere hat er mit seinem starren Festhalten am Strandrrecht, dessen Barbarei schon sein Ahn Heinrich Burwy I. vor fast drei Jahrhunderten verurteilt

und weit von sich gewiesen hatte, einen dunkeln Schatten auf sein Charakterbild geworfen.

Aber man darf auch dem, der auf den Höhen des geschichtlichen Geschehens wandelte, der an seiner Zeit mitgestalten durfte, den Vortheil der Beurteilung im Rahmen seiner Zeit und Umgebung nicht versagen. Und Zeit wie Gegend, in denen Magnus lebte, staken doch noch tief in den Banden mittelalterlichen Tuns und Denkens. Aus Johann von Lauenburg und den Rakeburgern sprach gewiß die volle Kenntnis der Grausamkeit dieser rauhen Zeit, als sie der Besorgnis Raum gaben, daß Cyriacus von Bischwangs Gefangene an ihrer Gesundheit schwer geschädigt oder wohl gar erst als Leichen dem Rörchower Verließ entrinnen würden (1493). Dabei blieb Cyriacus, der seine Gefangenen peinigte, um ihnen hohe Schatzungen abzapressen, am Schweriner Hofe so wohlgelitten, daß ihm für seine Entgegnungen an Johann von Lauenburg die Konzepte in der herzoglichen Kanzlei angefertigt wurden! — Und wes der fromme Wahn noch fähig war, das hatte sich ja eben erst (1492) in Sternberg gezeigt, wo an einem Tage siebenundzwanzig Juden (25 Männer und 2 Frauen) wegen des durch Folterqualen erwiesenen Mißbrauchs der Hostie den Feuertod leiden mußten; wo das ebenso sicher erwiesene Blutmirakel Scharen von Gläubigen auch aus fürstlichem Stande herbeizog und endlich noch an der Schwelle der neuen Zeit zum ewigen Gedächtnis das Kloster der Augustiner-Eremiten erstehen ließ.

Und die neue Zeit kam doch! Schon stand sie vor der Thür. Aus der Ferne vernahm man schon ihr Rauschen. Im Reiche hatte nach langem, trostlosem Daniederliegen unter dem schläfrigen Regiment Friedrichs III. die frischere jugendliche Kraft des letzten Ritters Maximilian die Hand noch einmal an die schweren Schäden dieses altersschwachen, bröckeligen Gemeinwesens gelegt. Hatte sein des Nachdrucks und der Stetigkeit entbehrendes Streben auch schon fern dem Ziele einer durchgreifenden Reichsreform Halt gemacht, so waren in dem allgemeinen Landfrieden, dem gemeinen Pfennig, dem Reichskammergericht seit langer Zeit doch wieder gemeinsame Institutionen erstanden, die ebenso viele einigende Bande um die auseinander fallenden Glieder schlangen. Auch in unsern nordöstlichen Gegenden, wo man das Reich fast nur noch dem Namen nach kannte, wo die Belehnungen der Fürsten, die unfruchtbaren Reichstage und die widerwillig geleisteten Türkenhülfsen fast das einzige waren, was noch an sein Dasein erinnerte; auch hier begann das Bewußtsein, zu einem größeren nationalen Ganzen zu gehören, sich wieder zu regen. Und im kirchlichen Leben reichten die Spuren des Dranges nach einem Neuen ja schon in weit frühere Zeit zurück. Bald sollte das Rauschen der neuen Zeit zu einem Sturmwind anschwellen, der manch altes Urvätergerümpel hinwegfegte.

Da war es das Wirken Magnus', das unserm Lande Früchte trug. Die Grundlagen, die er dem trotz äußeren Zuwachses unter seinem Vater verfallenden lockeren Staatsgebilde gestärkt, zum Teil erst neu gelegt hatte, hielten diesen Stürmen Stand. Als seine schöne, ragende Gestalt, von dem furchtbaren Leiden der Pocken grausam entstellt, am 20. November

1503 zusammenbrach und ein rascher Tod den Rastlosen mitten in Entwürfen und Plänen hinwegraffte, da hatte er in zäher Arbeit nicht allein den drohenden Verfall der väterlichen Herrschaft abgewendet; da hatte er auch positive Werte geschaffen, die sich noch in der Zukunft zur Geltung bringen mußten. Und wenn schon sein Zeitgenosse, der durch seine Mitwirkung an so vielen diplomatischen Verhandlungen in die geheimsten Dinge und Verhältnisse eingeweihte Hamburger Dr. Albert Kranz, der Geschichtsschreiber dieser Zeit, die unverkennbare spröde Härte dieses Fürstenbildes in milderem Lichte erscheinen läßt, sie durch die unerbittlichen Notwendigkeiten der Zeitumstände erklärend als zur Heilung von Krankheiten dienlich, die nur mit Eisen und Feuer bewältigt werden können, so haben wir Späteren keinen Grund strenger zu urtheilen.



Berichtigungen.

Seite	8	Zeile	20 v. o.	anstatt	„der Sklaven“	lies	des Sklaven
„	17	„	16. v. u.	„	„Vordrängung	„	Verdrängung
„	19	„	23 v. o.	„	„verpflichtet“	„	verpflichtet
„	53	„	5 v. u.	„	„folgendem“	„	folgenden
„	61	„	21 v. u.	„	„während er“	„	während es
„	63	„	20 v. o.	„	„der Wenden“	„	des Wenden
„	68	„	8 v. o.	„	„magrischen“	„	magrischen
„	87	„	15 v. o.	„	„seinen geistlichen“	„	seine geistlichen
„	93	„	11 v. o.	„	„sättigte“	„	sättigten
„	93	„	16 v. o.	„	„eigenem Lande“	„	eigenen Lande
„	96	„	24 v. u.	„	„verhängte“	„	verhängt
„	132	„	12 v. o.	„	„1200“	„	1201
„	138	„	21 v. o.	„	„diese, den“	„	diese den
„	140	„	19 v. o.	„	„Ausdehnung“	„	Anlehnung
„	148	„	2 v. o.	„	„1200“	„	1201
„	154	„	5 v. o.	„	„Zahlung an“	„	Zahlung von
„	162	„	6 v. o.	„	„mecklenburgische“	„	mecklenburgische,
„	174	„	23 v. u.	„	„geschlossen hatten“	„	geschlossen hatte
„	174	„	13 v. u.	„	„lag und“	„	lag, und
„	226	„	20 v. o.	„	„inzwischen als Pfand“	„	inzwischen den Hansestädten als Pfand
„	228	„	18 v. o.	„	„schemenhafte Schein“	„	schemenhaften Schein
„	262	„	7 v. u.	„	„aufgelauert wurden“	„	aufgelauert wurde
„	280	„	23 v. o.	„	„hatten ihre“	„	hatte ihre



In unserm Verlage sind ferner erschienen:

Von einem deutschen Fürstenhofs, geschichtliche Erinnerungen aus Alt-Mecklenburg, von **C. von Hirschfeld** (Geh. Legationsrat). 2 Bde. gr. 8^o, geh. 8 *M.*, eleg. geb. 10 *M.*

Mecklenburgs Anteil am Kriege 1870/71 von **G. Quade**. Mit zahlreichen Abbildungen und Portraits. Gr. 8^o, geh. 4 *M.*, eleg. geb. 5 *M.*

Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Ein deutsches Fürstenleben, nach Aufzeichnungen und Erinnerungen dargestellt von **Berthold Volz**. Mit einer Photogravure und 8 Phototypien. Gr. 8^o, geh. 4 *M.*, eleg. geb. 5 *M.* — Eleg. 1/2 Frz. 6 *M.*

Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg, von Professor **Dr. Fr. Wilh. Schirmacher**. 2 Bde. gr. 8^o. — (Der erste Band, 780 Seiten stark, enthält die Biographie des Fürsten, der zweite Band, 406 Seiten stark, urkundliche Beilagen.) Geh. 20 *M.*

Die Apostelfürsten, geschichtlicher Roman von **Henning van Horst**. (Der Roman spielt in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts an der Niederelbe und hauptsächlich in Mecklenburg und behandelt den Kampf der Niedersachsen und Wenden und zugleich des Christentums gegen das Heidentum. Preis geh. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

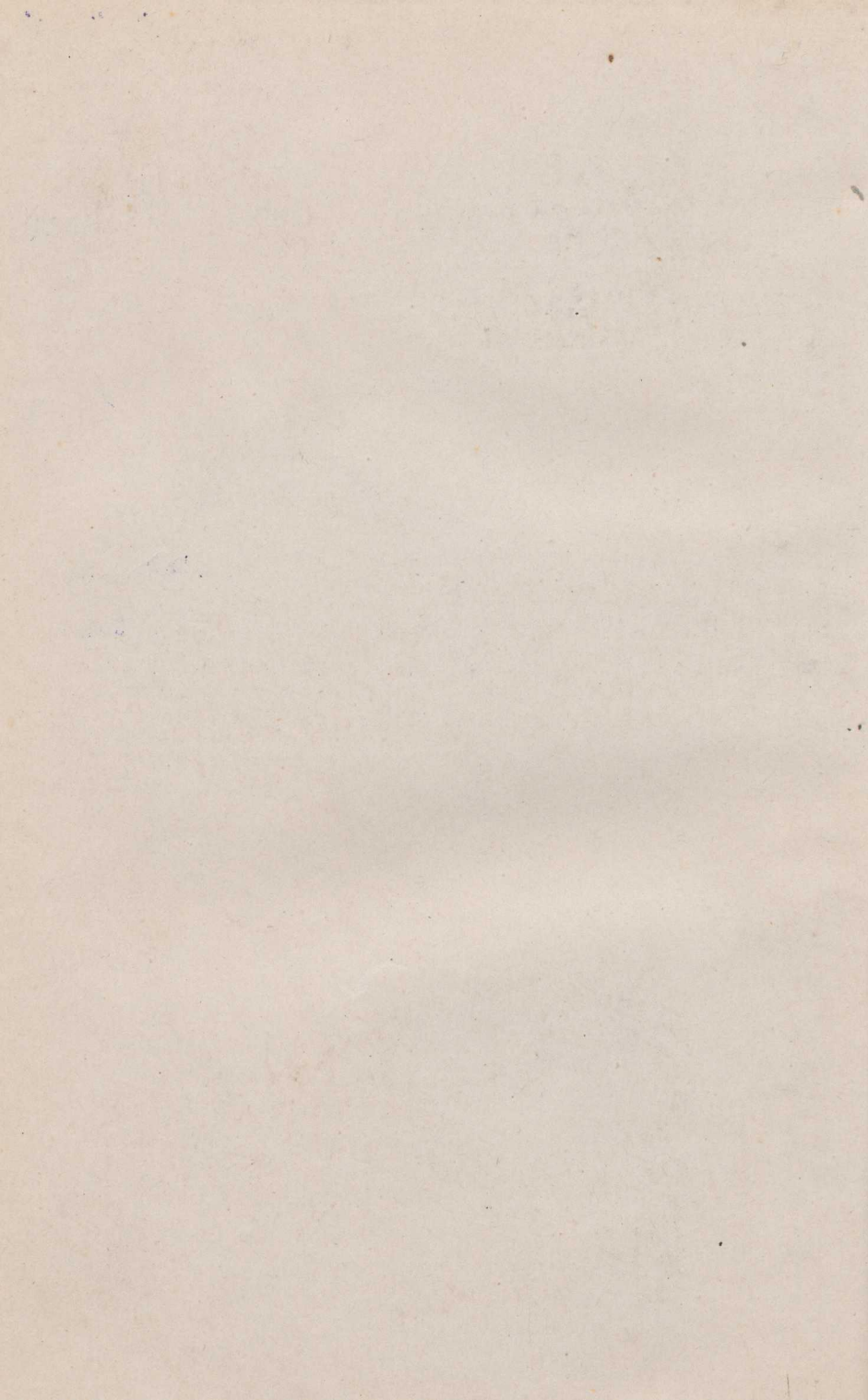
Mecklenburgische Vaterlandskunde von **Wilh. Raabe**, zweite umgearbeitete Auflage von **Gustav Quade**. 1894/97.

I. Band: Spezielle Ortskunde beider Großherzogtümer Mecklenburg, nebst 5 Stadtplänen und alphabet. Ortsregister, zirka 1540 Seiten. Geh. 13 *M.*, geb. 1/2 Frz. 16 *M.*

II. Band: Besondere Landes- und Volkskunde beider Großherzogtümer. Mit alphabetischem Sachregister (756 Seiten). Geh. 7 *M.*, geb. 1/2 Frz. 10 *M.*

III. Band: Abriß der mecklenburgischen Geschichte, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, und Staatskunde beider Mecklenburg (926 Seiten). Geh. 8 *M.*, geb. 1/2 Frz. 11 *M.*

Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung
in Wismar.



und weit von sich gewiesen hatte, einen dunkeln Schatten auf sein Charak-
bild geworfen.

Aber man darf auch dem, der auf den Höhen des geschichtlichen
Geschehens wandelte, der an seiner Zeit mitgestalten durfte, den Vor-
der Beurteilung im Rahmen seiner Zeit und Umgebung nicht versagen.
Und Zeit wie Gegend, in denen Magnus lebte, stakten doch noch tief in
den Banden mittelalterlichen Tuns und Denkens. Aus Johann
Lauenburg und den Rakeburgern sprach gewiß die volle Kenntnis
Grausamkeit dieser rauhen Zeit, als sie der Besorgnis Raum gaben,
Cyriacus von Bischwangs Gefangene an ihrer Gesundheit schwer geschädigt
oder wohl gar erst als Leichen dem Rörchower Berlieb enttrinnen wür-
(1493). Dabei blieb Cyriacus, der seine Gefangenen peinigte, um ihre
hohe Schatzungen abzupressen, am Schweriner Hofe so wohlgeglitten,
ihm für seine Entgegnungen an Johann von Lauenburg die Konzepte
der herzoglichen Kanzlei angefertigt wurden! — Und wes der fromme
Wahn noch fähig war, das hatte sich ja eben erst (1492) in Sternberg
gezeigt, wo an einem Tage siebenundzwanzig Juden (25 Männer
2 Frauen) wegen des durch Folterqualen erwiesenen Mißbrauchs
Hostie den Feuertod leiden mußten; wo das ebenso sicher erwiesene
mirakel Scharen von Gläubigen auch aus fürstlichem Stande herbeizogen
und endlich noch an der Schwelle der neuen Zeit zum ewigen Gedächtnis
das Kloster der Augustiner-Eremiten erstehen ließ.

Und die neue Zeit kam doch! Schon stand sie vor der Tür.
In der Ferne vernahm man schon ihr Rauschen. Im Reiche hatte
langem, trostlos dem Daniederliegen unter dem schläfrigen Regiment Friedrichs
die frischere jugendliche Kraft des letzten Ritters Maximilian die Hand
einmal an die schweren Schäden dieses altersschwachen, brüchigen Gemü-
wesens gelegt. Hatte sein des Nachdrucks und der Stetigkeit entbehren
Streben auch schon fern dem Ziele einer durchgreifenden Reichsrefor-
mation gemacht, so waren in dem allgemeinen Landfrieden, dem gemein-
schaftlichen Pfennig, dem Reichskammergericht seit langer Zeit doch wieder gemeinsame
Institutionen erstanden, die ebenso viele einigende Bande um die auseinander-
fallenden Glieder schlangen. Auch in unsern nordöstlichen Gegenden,
man das Reich fast nur noch dem Namen nach kannte, wo die Belehnherrn
der Fürsten, die unfruchtbarsten Reichstage und die widerwillig geleisteten
Türkenhüllen fast das einzige waren, was noch an sein Dasein erinnerte,
auch hier begann das Bewußtsein, zu einem größeren nationalen Ganzen
zu gehören, sich wieder zu regen. Und im kirchlichen Leben reichten
Spuren des Dranges nach einem Neuen ja schon in weit frühere
zurück. Bald sollte das Rauschen der neuen Zeit zu einem Sturm
anschwellen, der manch altes Urvätergerümpel hinwegsetzte.

Da war es das Wirken Magnus', das unserm Lande Früchte trug.
Die Grundlagen, die er dem trotz äußeren Zuwachses unter seinem
verfallenden lockeren Staatsgebilde gestärkt, zum Teil erst neu gelegt ha-
hielten diesen Stürmen stand. Als seine schöne, ragende Gestalt,
dem furchtbaren Leiden der Pocken grausam entstellt, am 20. Novem-

